UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01920586 3

876

1. Stirk
order
1-6 48

DONGS SCHOTTBÜCHEREI

Berlin 14/XII 15.

Zur freundlichen Erinnerung an die schönen, im „Biedermeier-Zimmer" verlebten Stunden ...

Ihre, Sie herzlich liebende

F. Kazimiera Przybysz

Biedermeier in seinen vier Pfählen
Nach einem Gemälde von Karl Jul. Milde (1840)

Das Biedermeier

Das Biedermeier
im Spiegel seiner Zeit

Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente, gesammelt von

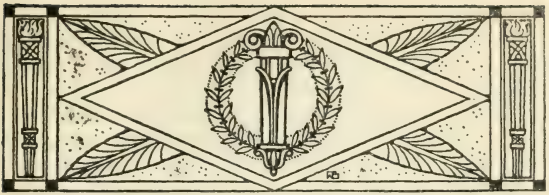
Georg Hermann

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

BELTING

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Die Ausstattung dieses Buches besorgte Willi Belling. Der Druck erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig. Den Einband lieferte nach Angaben der Verlagsbuchhandlung die Firma H. Sperling in Leipzig. Copyright 1913 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.

Einleitung.



Dieses Buch handelt von der Biedermeierzeit. Es ist von vielen Händen geschrieben. Von schlanken und plumpen. Von schönen Frauenhänden. Von gepflegten Gelehrtenhänden. Von flinken, schreibgewandten Fingern hastiger Skribenten. Von Künstlerhänden und von den festen, scharfgeformten Händen der Kriegsleute. Berühmte haben daran mitgearbeitet und namenlose Verschollene. Menschen, die Glück im Leben hatten, die hoch zu Ehren kamen; und andere, die verdarben und verkamen. Solche Leute haben es geschaffen, die oben auf der Leiter des Ruhmes standen. Solche, die reich gesegnet waren mit Glücksgütern. Und viele, die ihr Lebtag sich nicht aus peinigender Armut hochringen konnten. Junge Menschen haben es geschrieben, noch mit Feuer in den Adern, den Kopf voll von Plänen und den Himmel voller Geigen. Und alte Menschen haben es geformt, die zurückschauten und nichts mehr erwarteten, und die doch fühlten, daß ihr Dasein nicht völlig nutzlos verronnen war.

Aber alle diese Menschen haben nunmehr fast ohne Ausnahme eins gemeinsam: daß ihr Leben und Sein längst zur Sage geworden ist. Nichts trennt fürder den Reichen von dem Armen. Keine Meinungsverschiedenheit scheidet nun den Revolutionär von dem Mann der Reaktion. Der große Publizist, der gefeierte Dichter glaubt sich nicht mehr besser, als der armselige Federfuchser, der um Pfennige sich die Finger wund schrieb. Der Staatsmann und der berühmte Schauspieler sind ungetrennt. Der Alte, der in seinen Erinnerungen wühlt, hat gar nichts mehr voraus an Erfahrung vor dem Jungen, der eben in das Leben hineinmarschiert ..... Der große Gleichmacher hat sich aller angenommen. Und er hat keinen . . . kaum einen . . . bis heute vergessen.

Aber wenn sie – meine Mitarbeiter – auch selbst längst mit dem Fallen des Vorhangs nach den Seitenkulissen abgeschwenkt sind, und

wenn für sie auch der Spruch des alten Fontane gilt: Nach neun Uhr ist alles vorbei, – für uns gilt dieses Wahrwort nicht. Und jedesmal, wenn in Bibliotheken sich die Blätter auftun, die sie mit den krausen Zeichen ihres Lebens und des Lebens um sie gefüllt haben, dann taucht auch all ihr Dasein greifbar und wesenhaft wieder aus der Versenkung empor. Ihr Leben des Tages, ihr Leben der Erinnerung gewinnt von neuem Formen, teilt sich mit, geht auf andere über, ist dann nicht mehr vergessen und verschollen, sondern verewigt sich wiederum für die kleine Dauer eines Menschenalters.

Und ich will ihnen allen danken hier – allen meinen Mitarbeitern –, die in so ganz anderm Maße, als wir heute, die Notwendigkeit empfanden, Erlebtes zu buchen, Empfindungen und Gedanken mitzuteilen, ein Abbild ihrer selbst zu schaffen und ein Abbild ihrer Zeit zu geben. Ja, ich muß sogar gestehen, ich bin sehr, sehr unkritisch ihnen gegenüber gewesen: sie sind mir alle, alle gleich lieb. Die Berühmten und Tatkräftigen, die Starken und Literarischen genau so lieb wie die längst vergessenen Plauderer und Tagesschreiber. Ein besonderes Faible aber habe ich für die Alten gehabt, die am Ende ihres Lebens fühlten, daß mit ihnen ein Stück Zeit schwände, und die sich nun bemühten – ohne deswegen gerade großes schriftstellerisches Können zu besitzen – den Sinn ihres Daseins zu fixieren. Alle sind sie mir gleich wert: die Urteilsvollen wie die Urteilslosen; die Spötter so gut, wie die, welche übertrieben; und die ein gewiegter Historiker gewiß nur „mit Vorsicht" benutzen würde.

„Mit Vorsicht." Ist doch jenen bedenklichen Gänsefüßchen „mit Vorsicht" nicht einmal ein Varnhagen entgangen; und sind sie bei den nicht immer einwandfreien Plaudereien einer Karoline Bauer schon eine angenehme Voraussetzung.

Ich aber wollte ja hier kein Historiker sein. Und ich wollte ja keineswegs versuchen, irgendeiner historischen Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Denn, was bedeutet eine Wahrheit nach zwei Menschenaltern, wenn Sieger und Besiegte sich getrennt, das Richtige falsch, das Falsche richtig und schon wieder falsch geworden!

Aber ich beabsichtigte auch ebensowenig ein getreues Spiegelbild der Zeit zu geben . . . jener Biedermeierzeit, die wir seit ungefähr sechs, acht Jahren mit einer liebevollen Verehrung betrachten, die vielleicht nicht

ganz gerechtfertigt sein könnte ... Ihr, der wir eine leicht melancholische Hinneigung zollen, als sehnten wir uns zurück nach jenen Tagen, da der Großvater die Großmutter nahm. Nein, ich wollte ihr keinen Spiegel vorhalten. Denn in einem Spiegel sieht man das ganze Gesicht, die ganze Gestalt, die ganze Umgebung, ein Glas wirft da die ganze Welt zurück. Ich aber beabsichtige hier etwas anderes. – Wie soll ich das sagen? – Es gibt solche Prismen aus Spiegelglas, vielfach geschliffen, lustig und facettiert. Kinder haben sie gern, spielen damit, freuen sich darüber, fangen hier und da, auf all den vielen Spiegelflächen, ein Eckchen, ein Winkelchen des Bildes, vielleicht einmal etwas verzerrt, etwas karikiert, aber immer überraschend und belustigend.

So und nicht anders dachte ich mir dieses Buch. Es sollte nicht die ganze Zeit in sich aufnehmen – und wie hätte es das auch gekonnt! Diese ganzen zweiunddreißig stillen Jahre, die doch für die Entwickelung und Vorbereitung des modernen Lebens, der modernen Staaten von so unerhörter Wichtigkeit waren! – Diese zweiunddreißig Jahre von 1815–47, in denen alles sich in stillen Kämpfen formte, in denen Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart immer wieder gegeneinander stießen und hart miteinander rangen! ... Diese Jahre, in denen die Maschine begann, das Handwerk aufzulösen; in denen Deutschland sich anschickte, in den Wettbewerb des Welthandels mit einzugreifen; in denen die Eisenbahn den Postwagen überflüssig machte und das Lebenstempo veränderte; in denen das Licht selbst durch den Zauberer Daguerre zum Maler wurde; in denen die Großmacht der Presse erstand; in denen bisher ungekannte Gewalten, neue Stände im Volksleben emporkamen; ja – in denen aus monarchisch und autokratisch regierten Staaten langsam und unter schweren Krämpfen die Formen des heutigen Parlamentarismus sich entwickelten.

Wie sollte man jene äußerlich so stille und doch innerlich so schwere und ringende Zeit hier ganz in den Seiten dieses Buches fangen! – Aber hier ein Eckchen, dort ein Winkelchen, da wieder einen Ausschnitt von ihr ... eine Silhouette, eine Miniatur ... gerade die Dinge, die uns reizen, an denen der Historiker vorübergeht, weil sie in der Weltgeschichte keine Bedeutung haben, an denen der Literaturfreund vorbeisieht, weil sie nicht ihre letzte, künstlerische Form gefunden haben; jene Niederschläge, in denen sich das kleine und einfache Leben der

Gebildeten, des Hofes und der Volksmassen kristallisierte ... gerade die belustigte mich, im vielfach facettierten Spiegelglas dieses Buches zu fangen, – eben weil aus ihnen das Leben selbst spricht, noch blutwarm und ohne die Blässe der Abstraktion.

Noch weniger wollte ich aber etwa die großen Haupt- und Staatsaktionen jener Tage getreulich abschildern, sondern ich wollte lieber irgendeinen erzählen lassen, der dabei mit unter die Räder kam, der durch die Gefängnisse geschleift, der von Festung zu Festung transportiert wurde, und dessen Vergehen doch, wie Fritz Reuter meint, in nichts anderem bestanden hatte, als daß er an einer deutschen Universität am hellichten Tage die deutschen Farben getragen hatte. Denn so hoffte ich, ... alle diese Mitteilungen würden etwas haben, das keine Schilderung, ... keine große, umfassende Darstellung zu geben vermöchte: Unmittelbarkeit, Lebensatem, absolute Nähe der Geschehnisse.

* * *

Aber, da wir heute jene Jahre, jenen Lebensabschnitt Deutschlands weniger politisch als kulturell betrachten, so habe ich auch dem Rechnung getragen und habe in geringerem Maße die Äußerungen des politischen Lebens zusammengesucht, als die, in denen sich die Kulturformen, die reiche Geselligkeit, die künstlerischen Interessen der Zeit, der ganze charakteristische Lebenszuschnitt aussprechen.

Wie seltsam sich doch unsere Betrachtung dieser Zeit gedreht hat! Noch vor einem Jahrzehnt dachte ja niemand an „Biedermeier", sondern man bezeichnete eben jene Zeit als „Vormärz", das heißt als die Jahre, in denen sich die Umwälzungen der Märztage des Jahres 1848 vorbereiteten. Und in Wahrheit ist auch jene Periode, die wir heute gern als ein behagliches und liebenswürdiges Dahinschlummern, als eine selbstgefällige Freude an gepflegten und geschmackvollen Lebensäußerungen betrachten, ... in Wahrheit ist sie ja auch eminent politisch gewesen! Die Politik war in ihr eine derartige Macht, daß sich niemand ihr entziehen konnte. Alles hatte zu ihr Beziehungen, alles nahm Partei für und wider. Alles war von ihr durchsetzt und durchfressen. Die Universitäten, die Wissenschaften waren so gut von ihr beherrscht, wie in noch stärkerer Weise jegliches freie Schrifttum. Jede Kunst stand mit der Politik und den politischen Tagesfragen in Verbindung. Die

Lyrik stellte sich in ihren Dienst, das Theater, die Epik und der Roman. Sie – die Politik – war ein glimmendes, geheimes Feuer, das, tausendmal erstickt, immer wieder aus neuen Formen emporschlug. Jedes Kunstwerk der Zeit hatte gleichsam einen doppelten Boden. Trotzdem die Geburtsstunde der modernen Presse noch nicht geschlagen hatte, entstanden doch schon die ersten großen Formen der Publizistik, die die Mitte hielten zwischen bleibend literarisch Wertvollem und der schnell verwehenden Zweckkunst des Tages. Die ersten großen vorbildlichen Journalisten, Heine und Börne, Menzel, Görres und Gentz, schufen neue, dem Tag angepaßte Kunstarten. Heute – grade in den letzten Jahren – aber ist trotzdem die rein politische Betrachtung jener Periode fast völlig zurückgedrängt worden von der kulturellen Betrachtung; während es noch vor einem Jahrzehnt sich gerade umgekehrt verhielt.

Überlegen wir uns doch einmal, wie das kam. Es hat viele Ursachen. Es hängt mit den letzten literarischen Strömungen zusammen, mit einer erneuten Vorliebe für Romane, in denen die Wurzeln der Gegenwart aufgedeckt werden. Es ist ferner eine natürliche Reaktion gegen das übermäßig beschleunigte Lebenstempo der Gegenwart. Weit mehr aber noch knüpft es sich doch wohl an die Bewegung des modernen Kunstgewerbes. Sie – diese Bewegung – war es, die uns immer wieder und wieder auf das bürgerlich-selbständige, zweckdienliche und bequeme Biedermeier, auf die ausklingende Empirezeit hinwies. Das erst schwer verachtete, in die Spindenzimmer und Bedientenwohnungen verdrängte Möbel jener Zeit wurde nunmehr plötzlich als Vorbild uns hingestellt. Und bald darauf wurde es selbst Objekt für den Kunstsammler, dessen Anteilnahme vordem mit der Napoleonischen Zeit geschlossen hatte. Von den Möbeln aber pflanzte sich unser Interesse fort zur Kleidung. Man begann, die alten Jahrgänge der Modenkupfer zu studieren, um von ihnen neues abzuleiten. Und bald liebten wir das ganze Drum und Dran des Lebens jener Tage ... des gesellschaftlichen Lebens ... des Familienlebens ... des geistigen, literarischen, musikalischen.

Ja, wir kamen sogar so weit, daß wir unsere Großeltern rückhaltlos bewunderten, weil sie zu so vielen Dingen Zeit hatten und Zeit fanden. Weil sie Briefe schrieben und Tagebücher führten. Weil sie sich der Freundschaft, der Liebe, den Frauen, ästhetischen Liebhabereien mit schwärmerischer Anmut hingaben. Wir priesen sie glücklich, weil in ihrer

Zeit ein Geheimbund der Gebildeten bestand. Weil der einzelne von unermüdlicher Mitteilsamkeit war und nach allen Seiten seine Fühler streckte. Und vor allem beneideten wir plötzlich diese Zeit um die Sicherheit ihres ästhetischen Geschmackes, der unprunkend und rein bürgerlich war.

Ein Geschmack war das, der keine falschen Ambitionen an das Leben stellte, der sich aber bei allen Dingen an einer liebenswürdigen und gefälligen Zweckdienlichkeit freute. Das Handwerk mit seiner stolzen Überlieferung war noch nicht in Massenbetrieben untergegangen. Die Maschine hatte keineswegs die individuelle Menschenarbeit überflüssig gemacht. Und der Zusammenhang zwischen Kunst und jeglicher Art von Kunstgewerbe war noch nicht völlig zerstört. Man schätzte die rein technische Arbeitsleistung und verstand, sie zu beurteilen. Die Brautpaare z. B. gingen noch nicht in die Magazine, um aus Hunderten von Schlafzimmer- und Eßzimmermodellen eines auszuwählen, das für den billigsten Preis am meisten hermacht, sondern es wurden ihnen zuerst einmal die Hölzer gezeigt, aus denen die Möbel gefertigt werden sollten, damit sie sich überzeugen konnten, daß das Material genügend getrocknet und abgelagert sei.

Alles das sind kulturelle Dinge, die wir heute wieder erstreben und gern zum Vorbild machen möchten. Und alles, was weiter damit zusammenhängt, ein gewisses kräftig-ruhiges Dahinfließen und eine Beschaulichkeit des Daseins, möchten wir auch mit Freuden wieder in den Kauf nehmen. Und gerade, weil wir ahnen, daß wir das nie mehr erringen; ja, daß sich unser Leben immer mehr amerikanisieren und verhastigen wird, ist es für uns mit einem verschönenden Schleier umgeben. Überhaupt können wir uns doch nicht ganz verhehlen, daß bei unserer Vorliebe für die Biedermeierzeit eine Sentimentalität mitspricht. Ebenso wie ein ganz geheimer, leicht spöttelnder Unterton von Belustigung, der in seiner Klangfarbe die Mitte zwischen Heiterkeit und Ergriffenheit hält, mit dabei ist. Alles das zusammen ergibt aber für unsere heutige, letzte Vorstellung naturgemäß eben kein ganz richtiges Bild von der Biedermeierzeit. Aber jedenfalls schafft es uns ein sehr liebenswürdiges. Und das soll man nicht verachten. Es ist - wie man sagt - auch kein Hund.

* * *

Ganz im Gegensatz zu unserer heutigen Auffassung hat aber diese Zeit selbst sich doch keineswegs als besonders kunst- und kulturfreudig empfunden. Ja, sie fühlte sich mit Recht arm und zurückgesetzt gegenüber den Epochen, die vorangegangen. Und arm, sehr arm im Wortsinne war sie ja auch, denn die Napoleonischen Kriege hatten Deutschland, und nicht nur Deutschland, unerhört ausgepowert. Worauf sich aber diese Zeit selbst etwas zugute tat, und dessen sie sich voll bewußt wurde, das war ihr gesellschaftliches Leben, ihre gesellige Kultur, die an Innerlichkeit und Regsamkeit bei äußerer Anspruchslosigkeit dem Hasten und dem oberflächlichen, geräuschvollen Prunken späterer, für Deutschland glücklicherer Jahrzehnte vorzuziehen war. Und alle, die – zu Ausgang dieser Epoche am Ende ihres Lebens rückblickend – erfreut den politischen Wandel der Zeiten preisen, beklagen doch schon den Verfall und Verlust der sympathischen, geselligen Formen von einst.

Was aber die Menschen damals natürlich nicht sahen, weil sie eben den Dingen selbst zu nahe standen und noch den alten Reichtum und Überfluß gekannt hatten, – das war, daß eben jene äußere Armut und Anspruchslosigkeit zu einer Läuterung und Vereinfachung, zu einer Konsolidierung des Geschmackes führten, die dem Bürgertum wohlansteht. Da man kein Geld für Überflüssiges hatte, mußten Zweck und Absicht aller Dinge jetzt klarer zutage treten, als in der übergraziösen, reichgeschmückten Adelskunst des Rokoko.

Jedes Möbelstück mußte so praktisch und bequem wie möglich werden, und alles sollte sich aufs angenehmste den Eigenheiten seiner Bewohner anpassen. Da man nicht reich genug war, geschmückte Sachen zu bezahlen, so wollte man wenigstens seine Freude an gutem Material, schön geädertem und gebändertem Furnier, sauberen Intarsien und an braver Handwerksarbeit haben. So wollte man wenigstens den einfachen und sinnvollen Aufbau eines Möbelstücks loben dürfen. Da Kleider und Linnen lange Zeit vorhalten mußten, so war man genötigt, in beiden auf gute und haltbare Ware zu sehen. Man mußte in allem Qualitätskäufe machen. Da es nichts Überflüssiges gab, mußte sich alles nach den Äußerungen des Lebens formen und auf die einfachste Weise mit ihm in Einklang gebracht werden. Und gerade *das* ist es, was es dem Geschmack der Gegenwart angetan hat.

Die Zeit war z. B. sehr schreibselig, überaus mitteilsam. Schrieb und empfing ganze Landregen von Briefen. Denn, da das Zeitungswesen noch nicht ausgebildet war, war man ja weit mehr als heute auf die persönliche Mitteilung des andern angewiesen. Und so schuf die Biedermeierzeit sich eben den Schreibschrank, den Sekretär, das Möbel mit der Schreibplatte, die keinen Raum fortnahm, weil sie, wenn man sie nicht benutzte, nichts anderes war als eine Schrankwand. Den Schrank mit den vielen kleinen Fächern erfand sie, um all die Briefe auch gut unterzubringen und zugleich mit den raffiniert verborgenen Geheimfächern, um verbotene Schriften oder Tagebuchblätter ja sicher zu verwahren.

Die Familie, die in den vorangegangenen Kriegszeiten häufig auseinandergerissen war, schloß sich nun wieder fest zusammen; und der große, runde Tisch kam auf, mit seiner schönen Mahagoniplatte, wie geschaffen für den Lichtkreis der Lampe, die langsam begann, die alten Wachs- und Unschlittkerzen von einst zu ersetzen. Und dieser Tisch versammelte die Menschen in ganz anderer Weise um sich, brachte alle einander näher, in ganz anderer Art, als das die länglichen, eckigen Tische von einst getan hatten. Jetzt war jeder der Nachbar des anderen. Wenn man den Tisch nicht brauchte, war, ebenso wie beim Sekretär, die Platte hochzustellen und das Möbel gegen die Wand zu schieben. Denn in den Städten, die noch vielfach von Festungsgürteln umgeben waren, herrschte damals kein allzu großer Überfluß an Raum. Auch war das Verhältnis zwischen Gesellschafts-, Wohn- und Wirtschaftsräumen noch nicht so zur Ungunst der letzten verschoben, wie das heute der Fall ist.

Das literarische und musikalische Leben schuf die ästhetischen Tees, wie die nachmittäglichen Besuche - die Kaffeevisiten. Und zu beiden brauchte man Tassen, Tassen - und noch einmal Tassen, Porzellantassen, einfache und bemalte, reiche und vergoldete. Brauchte Kuchenkörbe, Zuckerdosen und Zuckerschalen, brauchte Tabletts. Und endlich benötigte man einen Raum, um die Leute zu empfangen: die gute Stube, die Putzstube. Wenn aber alle die Gegenstände für die Kaffeevisite hübsch und gefällig waren, so hatte man keinen Grund mehr, sie zu verbergen. Denn die Zeiten waren sicher geworden, und man hatte nicht mehr zu befürchten, daß die nächste Einquartierung alle diese Schätze mitgehen

heiße. Nein - man wollte jetzt seine paar Schätze den anderen zeigen, aber man wollte sie auch nicht frei aufstellen und verstauben lassen. Und so schuf man für die Putzstube eben den Glasschrank, die Servante, diesen Museumschrank des Bürgertums, vor dessen Spiegelwänden und hinter dessen blanken Scheiben man alles das vereinte, was man besonders schätzte. Liebenswürdige und spielerische Andenken - bemalte Tassen - geschliffene Gläser, dünne, gepreßte Silbersachen - denn zu dem schweren, getriebenen Silber von einst langte es nicht mehr -, Porzellanvasen usw. Alles das, alle diese Dinge - das erste wie das letzte - scheinen aus einem Guß zu sein. Denn alles das war eben unter einer sehr geringen Verwendung von Schmuckmotiven sachgemäß ausgestaltet. Aber gerade diese geringe Verwendung von Schmuckmotiven zwang dazu, das wenige, was gegeben wurde, künstlerisch gut durchzudenken; und es erforderte weiter, das Ganze sicher auf ein paar Farben und Töne abzustimmen. Und die gleichen Tendenzen verfolgen wir ja heute wieder: Sachgemäße Ausgestaltung und scharfe Akzentuierung durch wenige, aber gut eingefügte Schmuckmotive. -

Was uns aber trotzdem vom Geschmack der Biedermeierzeit trennt ... und was uns doch keineswegs an dem Biedermeier unsympathisch berührt, das ist ein leicht sentimentales Spielen mit den Schmuckmotiven, das ist ein gewisses beziehungsreiches Hineingeheimnissen. Da tauchen überall verblaßte Blumenkränze, stolze Schwäne und bizarre Delphine auf. Embleme der Freundschaft, der Liebe, der Vergänglichkeit werden von Schleifen und Bändern umwunden. Alles und jedes - auch das bescheidenste Stück, das uns zu Gesicht kommt - hat etwas von persönlichen Beziehungen, erscheint uns herausgehoben aus der Gleichgültigkeit der Dinge, die uns heute umgeben.

Und dieses letzte, dieses Ahnen von persönlichen, intimen Beziehungen zwischen dem Schaffenden, dem Gebenden, dem Besitzer und dem Gegenstand - das ist vielleicht mit das allerstärkste Argument, welches die Biedermeierzeit für sich ins Feld führen kann. Diese Dinge haben Seele, oder richtiger - vereinen in sich etwas von allen den Seelen, die sich um ihr Dasein einst verdient gemacht haben. Man glaubt, den ehrlichen Handwerker zu sehen, der das Stück geschaffen, ebenso wie man den zu gewahren meint, der es einstmals besaß. Und sogar bei Geschenkstücken, wie Tassen, Dosen und Stammbüchern, meint man

auch den zu erblicken, der es einst dem andern überbrachte. Was man auch aus der Biedermeierzeit in die Hand nimmt – einen Gegenstand oder ein Buch; – was man immer betrachten mag – eine Lithographie oder ein Möbelstück –, stets fühlt man, mit einem leisen Schauer, daß jedes und jedes dieser Dinge eine Geschichte hat ... seine eigene Geschichte hat. Und in der langen Beweiskette, in der langen Kette von Gründen, die ich angab, um die Vorliebe der Gegenwart für die Biedermeierzeit zu rechtfertigen, scheint mir gerade dieses letzte – als ein psychologisches Motiv – besonders zwingend und bedeutsam.

* * *

Von 1815–1847 setzt man die Biedermeierzeit an, vom Ende der Napoleonischen Kriege bis zu den Märztagen, bis zur Erschaffung der parlamentarischen Regierungsform in Deutschland. Irre ich nicht, so hat man als Schöpfer dieses Wortes Biedermeier den humoristischen Dichter Ludwig Eichrodt zu betrachten, der 1870 mit einer lustigen Düpierung eine Zahl von altväterlichen Gedichten als die lyrischen Ergüsse eines schwäbischen Dorfschulmeisters unter dem Titel „Biedermeiers Liederlust" hinausflattern ließ. Und von dieser Gestalt aus kristallisierte sich langsam der Begriff des Biedermeier zu festen Formen und wurde allmählich die Bezeichnung für den Lebensstil einer ganzen Epoche.

Wenn man aber diese Epoche scharf umgrenzt, so tut man das natürlich nur nach äußerlichen Ereignissen, die diesmal wirklich schwerwiegend genug waren. Hier der Sturz Napoleons und dort die stürmischen Märztage. In Wahrheit kann man natürlich die Jahrhunderte und die Epochen der Menschheitsentwicklung nicht in scharfe Stücke schneiden, wie einen Kuchen mit einem Messer. Drei Menschheitsgenerationen leben selbst in einer so kurzen Spanne nebeneinander. Ich möchte sagen: die einen stehen im Zimmer; drüben kommen welche zur Tür hinein; und hier gehen welche wieder zur anderen Tür hinaus; – und so im steten, nie endenden Wechsel! Wirklich in der Mitte des Raums kann sich keiner allzulange halten. Von wem also kann man behaupten, daß er der Träger der Zeit war? Sicherlich nicht von den Alten, die ein Leben und Wirken schon hinter sich hatten. Sicherlich nicht von den Jungen, die im letzten Moment in die Schanze sprangen und die Zukunft in sich fühl-

ten. Nein – die eigentlichen Träger der Zeit sind für uns heute die Freiheitskämpfer von 1813 und 1815, die jungen Leute, die von Schulen und Universitäten fortgelaufen waren, um sich erst den Freikorps und später als Freiwillige den neugebildeten Volksheeren zuzugesellen. Sie verkörpern den Zeitgedanken; sie rücken in wichtige Stellen auf; sie bekommen als Schriftsteller, Politiker, Beamte, Professoren, Kaufleute Einfluß auf ihre Mitlebenden, Einfluß auf den Gang der Geschehnisse. Sie sind Jünglinge beim Schluß der einen Epoche und erleben als reife Männer noch die andere.

Sogleich mit dem Sturz Napoleons hob die politische Grundstimmung des Biedermeier an, begann die Unzufriedenheit sich in die ersten Töne des Jubels zu mischen. Schon das Wort Blüchers, daß die Feder verdarb, was der Degen erwarb, ist ein echtes Biedermeierwort. Die Unzufriedenheit der jungen Leute, die als Freiwillige eingetreten waren und die nun nach Schluß des Friedens noch festgehalten wurden, statt wieder in ihre Berufe und in ihr Studium zurück zu können, die durch Paraden- und Gamaschendienst unmutig gemacht wurden, trug die Mißstimmung in alle Landesteile. Nicht nur, daß jetzt gegebene Versprechungen nicht eingelöst wurden; nein – die Zeit sollte vielmehr um 10 Jahre zurückgeschraubt werden. Alles, was das freie Franzosentum als selbstverständlich den neuen Provinzen oder den Ländern, auf die es Einfluß gewann, gegeben hatte, alle die bürgerlichen Rechte, die gesetzliche Gleichheit der Volksschichten, das sollte nun mit einem Federzug wieder gelöscht werden. Besonders in Hessen versuchte man, alles wegzuwischen, was die Zeit Neues gebracht hatte, entsetzte alte Beamte, oder schob sie wieder in die Stellung zurück, die sie vor Ausbruch des Napoleonischen Krieges innegehabt hatten. Die Universitäten, die sich vordem frei hatten entfalten können, wurden plötzlich wieder drangsaliert. Und doch hatten gerade sie das stärkste Verdienst um die Erhebung Preußens gehabt, man braucht ja nur an den Prof. Steffens in Breslau zu denken, an Arndt und Fichte. Überhaupt ist es durchaus bezeichnend für jene ganze Periode, daß die politischen Kämpfe von ehedem sich nicht etwa wie heute zwischen Besitzenden und Besitzlosen abspielten, sondern daß sie sich zwischen der Beamtenschaft, der Regierung und dem gebildeten Mittelstand vollzogen. Die Voraussetzung dieser inneren Gegensätze ging so weit, daß jeder akademisch Gebildete in jenen Tagen

von vornherein den Behörden als politisch verdächtig galt. Und, wenn zu Ende der Biedermeierzeit in das erste deutsche Parlament in der Paulskirche eine so große Anzahl von Professoren hineingewählt wurde, so war das nur eine Quittung und Danksagung für das, was das werdende Deutschland seinen akademischen Kreisen verdankte. Der viel zitierte Spruch: „Neunundneunzig Professoren - Deutschland, ach, du bist verloren!" fälscht die Tatsachen.

Aber ebenso wandte sich sofort die Mißbilligung der Regierung gegen eine zweite Strömung, die unter der Napoleonischen Herrschaft entstanden war, und die unter den Augen des Napoleonischen Heeres die Deutschen für den Krieg vorgebildet hatte. Ebenso wie die Universitäten hat auch diese Bewegung die Jugend in ihren Bann getan. Doch während bei der akademischen Jugend ein Streben nach gewissen politischen Zielen nicht zu leugnen war - wenn diese auch etwas unklar formuliert waren -, so wirkte die Turnerschaft mit Jahn und Maßmann an der Spitze nur auf eine Stärkung des Deutschtums, des deutschen Gedankens hin. In beiden Strömungen wurde aber nur allzubald eine Gefahr für den Staat gesehen, und man versuchte mit aller Macht und mit ziemlich unwürdigen Inquisitionsverfahren, mit harten und ungerechten Strafen diese Bewegungen zu unterdrücken. Eine ununterbrochene politische Bewegung, ein stetes Ankämpfen gegen die Regierung, gegen die Zensur, Presse, Polizei, autokratische Regierungsform füllt infolgedessen diese ganze Epoche, stellt ihre letzte, innerste Geschichte dar. Das graphische Bild hiervon ist jedoch keine ansteigende Linie, sondern eine langhingestreckte Fieberkurve mit ständig wechselnden Hebungen und Senkungen.

Als ersten Höhepunkt muß man das **Wartburgfest vom 18. Oktober 1817** betrachten, da die Burschenschaften unter Reden und Gesängen zum Schluß eine Reihe von Schriften nebst einem Korporalstock, einem Zopf und einer Schnürbrust auf einem hoch geschichteten Scheiterhaufen verbrannten. Von diesem Augenblick an setzt mit allem Nachdruck die Verfolgung der Burschenschaften ein und gleichfalls die Verfolgung der Turner. Die Turnplätze wurden gesperrt; das Turnen wird in den Schulen verboten; Barren, Recke und Geräte von den Turnplätzen fortgenommen und als altes Holz verkauft. Mit dem 23. März 1819, mit der Ermordung des Schriftstellers Kotzebue durch den Studenten

Sand, kommt es dann zu einer völligen Unterdrückung der Burschenschafterbewegung. Und wenn wir heute die Geschichte dieser Jahre überblicken, so gibt es kaum einen Mann von Bedeutung, der nicht irgendwie in politische Prozesse verwickelt war, und der nicht zum mindesten die Bekanntschaft mit Untersuchungsrichtern und Untersuchungsgefängnissen gemacht hat.

Amerika dankt diesen Verfolgungen eine Reihe von kaufmännischen und kulturellen Intelligenzen. Ebenso bildete die Schweiz für viele einen Zufluchtsort, und Paris hatte ganze Quartiere politisch flüchtiger und politisch verdächtiger Deutscher, zu denen später ja auch Heine und Börne gehörten. Diese Kreise wurden schon in der gleichen Weise durch Geheimagenten überwacht, wie das heute die russische Regierung mit ihren flüchtigen Revolutionären zu tun pflegt.

In Süddeutschland setzen nun die Verfassungskämpfe weit früher ein als in Preußen; und Baden kann sich zuerst einer bescheidenen parlamentarischen Regierungsform rühmen. Die großen internationalen Bewegungen, die Griechenbegeisterung der beginnenden 20er Jahre, die Polenbegeisterung der 30er Jahre sind endlich auch nichts anderes als ein indirekter Ausdruck der eigenen politischen Stimmung in Deutschland gewesen: ein ostentatives Sich-auf-die-Seite-der-Unterdrückten-Stellen. Einen Höhepunkt der politischen Fieberkurve stellt aber der Wiederklang der Pariser Julirevolution von 1830 dar, die für Braunschweig und Hessen nicht ohne Folgen bleiben sollte.

Eine ganz ähnliche Situation wie nach den Napoleonischen Kriegen ergab sich dann für die politischen Hoffnungen mit dem Tode Friedrich Wilhelms III. Aber auch hier folgte der Zuversicht nur allzubald Entmutigung; und die immer wachsende Unzufriedenheit gewann von neuem an Boden, so daß sie endlich nach acht Jahren zu einer Umgestaltung der Regierungsform durch die achtundvierziger Märztage führte. Eine starke Unruhe hatte schon vordem 1837 die Maßregelung von sieben Göttinger Professoren hervorgerufen, die in ganz Deutschland ein ungeheures Aufsehen machte. Und es ist bezeichnend genug gerade für diese Zeit, daß ein solcher, immerhin interner akademischer Vorgang sich zu einem politischen Ereignis ersten Ranges aufbauschen konnte. Heute ist die öffentliche Anteilnahme doch auf ganz andere Mächte und bei weitem breitere Interessenprobleme übergegangen. Damals vollzogen

sich eben die politischen Ausgleichsbestrebungen noch im Ideellen, während sie in der Gegenwart durchaus im Realen der mehr oder minder günstigen Lebensbedingungen wurzeln.

Preußen und Österreich als die beiden Hauptmächte des großen Staatenbundes hatten das größte Interesse daran, alle Fäden eines reaktionären Systems in der Hand zu halten, und besonders war es der Einfluß Metternichs, der allenthalben niederdrückend wirkte, und dessen Machtsphäre direkt und indirekt so weit reichte wie der deutsche Staatenbund. Immerhin ist das Bild, das wir uns jetzt von Metternich machen, kein ganz getreues. Man stellt ihn als Fuchs, als schwarzen Mann dar, verknöchert und lächerlich; während er doch ein Diplomat von vielen Graden war, und persönlich die Vorzüge seiner Gegner – vor allem, wenn sie auf künstlerischem Gebiet lagen – sehr wohl zu schätzen wußte. So war er ein großer Verehrer Heines, und dessen Verse und Prosaschriften wurden immer wieder und wieder bei den geselligen Abenden, die er in seiner Rüdesheimer Besitzung gab, rezitiert und vorgelesen. Jedenfalls war er besser als das System, dessen erster Wortführer er war. Und auch Gentz war nicht nur das Wort zu den Gedanken Metternichs, nicht nur der glänzende Publizist, der keiner guten Sache diente, sondern er war auch über lange Jahrzehnte der Freund einer Rahel Levin. Und noch als Sechzigjähriger war er der verliebte Schäfer der schönen Tänzerin Fanny Elßler. Und diese Rolle war für ihn nicht etwa die letzte Suite eines alternden Lebemanns, die sorgsam vor der Welt geheimgehalten werden muß, sondern er gab sich ihr ganz und gar hin, mit Kopf und Herz, wie ein Zwanzigjähriger.

Überhaupt geht es nicht an, in dieser Zeit die Dinge schwarz oder weiß zu malen. Auf beiden Seiten ist in gleichem Maße Tüchtigkeit und viel Können, und auf beiden Seiten sind gute Absichten, die aber immer wieder konterkariert und zerstört werden. Friedrich Wilhelm III. ist trotz allem, was sich unter seiner Regierung ereignete: trotz der unerhörten Schikanen von Zensur und Polizei, trotz Schmalz und Vater Dambachs Untersuchungsgefängnis, trotz der Knechtung und Unterdrückung aller Jugend ..... außerordentlich beliebt; und durch den frühen Tod seiner Gattin, die gleichsam als Märtyrerin starb und die Wiederaufrichtung Preußens nicht miterlebte, ist er für alle Schichten

des Volkes mit einem Nimbus umgeben. Friedrich Wilhelm IV. aber ist eine Hoffnung, ist von besten Absichten beseelt, wird geschätzt seiner Lebhaftigkeit und seines Geistes wegen, in einer Zeit, die dem Esprit verwandte geistige Gaben in ganz anderem Maße noch zu schätzen wußte als die Gegenwart. Denn erstens erlebte damals der Berliner Witz seine besten Tage, und zweitens waren die großen Publizisten alle durch die Schule des funkelnden französischen Esprits gegangen. Man hat Friedrich Wilhelm IV. als den Romantiker auf dem Thron abfällig bezeichnet; aber man vergißt, daß diese ganze Epoche immer wieder unter irgendeiner neuen Note und Verstiegenheit der Romantik stand, und daß man Menschen mit einem Knick und einem Bruch damals weit besser verstand, als das heute geschieht. Damals, als noch Byron gelesen wurde, wie kaum ein anderer; als Heine und Pückler die literarische Grundstimmung kennzeichneten; als der Einfluß Jean Pauls kaum abgeflaut hatte, Fouqué, Tieck und Arnim mit ihren Erzählungen und Novellen die Taschenbücher füllten; als am hellichten Tage die spukhaften Figuren Hoffmanns noch die Königstraße und die Linden entlang gingen..... Und selbst das junge Deutschland, das sich so unerhört tatkräftig vorkam und sich weit hinausgewachsen fühlte über die Romantik - wieviel Verbindung hat doch noch ein Gutzkow, ein Mundt, ein Laube, ein Wienbarg und Stieglitz mit all den liebenswürdigen, künstlerischen und schwächlichen Halbheiten von einst!

„Ich habe ein Faible für diesen König,
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent -
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent."

Dieses Wort seines Gegners, des Spötters aus der Pariser Matratzengruft, bleibt für mich stets das beste und verständnisvollste, das über eine Erscheinung wie Friedrich Wilhelms IV. gesagt worden ist.

An großen geschichtlichen Ereignissen ist diese Zeit nicht reich, und nach Deutschland gelangen nur die Reflexe der bedeutsamen Staatenbewegungen. Während Rußland schon seine Macht nach Süden und Osten ausdehnt, während Frankreich nach Afrika übergreift, während England seine Interessensphäre im Mittelmeer befestigt, während eine Neue Welt - Amerika - langsam zur Reihe der Großmächte empor-

steigt, ist Deutschland immer noch vielfach zerrissen und bleibt unfähig, sich irgendwie nach außen zu betätigen, ja unfähig, sich zu einer Einheit zusammenzuschließen.

Der Zollverein von 1834, der viele alte Rechte und Schranken umstieß, ist nur eine ziemlich kümmerliche Abzahlung auf die ersehnte Einigung Deutschlands gewesen. Jedenfalls vermochte Deutschland auch mit seiner Hilfe noch nicht, im Welthandel irgendwie mitzukonkurrieren. Die, nach Aufhebung der Kontinentalsperre naturgemäß hereinbrechende, Überflutung mit englischer Ware schwächte – zu all der Misere der inneren Politik noch, die jede Entwicklung hemmte, so daß sie später bei Einführung der Maschinen völlig hilflos war, und ganze Landstriche brotlos wurden, – die Kraft der deutschen Fabrikation. Zu regelrechten Hungersnöten kam es aber in Deutschland nur zweimal in dieser Zeit, 1816, unmittelbar nach dem Kriege, und im Jahr vor der Revolution. Der Weberaufstand, der mit so blutiger Faust niedergeschlagen wurde, und der – ein Zeichen für den Wandel der Zeiten – seine eigentlichen Ursachen jenseits des Kanals und noch weiter, jenseits des Ozeans, hatte, ist ja durch das grandiose Drama Gerhart Hauptmanns unserer Generation in allernächste Lebensnähe gerückt worden. Aber schon aus dem Weberlied Heines spricht ganz etwas anderes als die Barrikadenbegeisterung der Französischen Revolution. Hier schreit wirklich zum erstenmal soziales Elend empor, und es ist nicht mehr der Kampf von Volk und Adel, von Massen und Regierung, kein Ringen um politische Ideale, sondern ein Sichaufbäumen niederer Schichten gegen einen Schicksalsvollzug.

Da aber Deutschland sich nur langsam anschicken konnte, aus Mangel an Reichtum und behindert durch rückständige Regierungsform, mit eine Rolle im Konzern der Weltmächte zu spielen; und da doch ein großer Teil seiner Bevölkerung in Städten lebte und auf industrielle Unternehmen angewiesen war; da auch die Landwirtschaft recht daniederlag, vor allem der Bauernstand sich in der Auflösung befand – so hat es in diesen Jahrzehnten eine außerordentlich starke Abwanderung nach Amerika. Die, welche nur politischer Gründe wegen hinübergehen, sind doch ein ziemlich geringer Prozentsatz gegenüber denen, die die grimmige Lebensnot auf die Schiffe und in das neue Land treibt. Zu Ende der Biedermeierepoche erreicht die jährliche Abwande-

rung eine Höhe von fast 200 000; viel Volkskraft ist da verloren gegangen, und selbst der Junge, der in der Schule die Verse Freiligraths lernen muß:

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar: ....

ahnt etwas von der beängstigenden Grundstimmung dieser Dinge. Es wirkt tief beschämend für uns, wenn wir bei Emerson die Worte über die Deutschen lesen, ‚sie und die Iren wären für Amerika nur dazu da, um den Boden zu düngen. Sie kommen herüber, bestellen ein Stückchen Prärie und legen sich dann hin, um selbst ein Stückchen grünen Rasens auf der Prärie zu werden. Das ist ihre Kulturaufgabe für Amerika'. Daß es nicht für alle gilt, beweist am besten die Stellung der heutigen Deutschen drüben, und zeigt uns die Achtung, die viele der ausgewanderten Intelligenzen dort genossen haben. Aber ein gut Teil deutscher Volkskraft ist in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts drüben im „fernen Westen" auf elende Weise zugrunde gegangen.

* * *

Trotzdem, wie wir sahen, die politischen und sozialen Verhältnisse dieser Zeit nichts weniger als erquicklich waren, so hatte doch das Leben, das gesellige Leben, das Gesellschaftsleben, das Volksleben, eine ganz ausgesprochene Färbung und war in recht anderem Maße entwickelt, als die alles zersplitternde und in tausend Partikeln zerstäubende Gegenwart. Das gesellige Leben war interessierter als das heutige. Musik, Literatur, Theater, Dilettantenkünste jeder Art spielten eine große Rolle. Das Volksleben hatte eine Unzahl von prägnanten Typen und Gewerben, die längst verschollen und vergessen sind, hatte überall eine Zahl von Volksfesten, die unter allgemeiner Beteiligung fast aller Schichten sich in Szene setzten; auch die einzelnen Interessensphären hielten gewerkschaftlicher zusammen, als das heute geschieht. Die Künstlervereinigungen waren so gut von Bedeutung, wie die literarischen Vereinigungen; und für das Theater herrschte eine an Begeisterung grenzende Sympathie, deren sich diese ‚moralische Anstalt' kaum je wieder vorher oder nachher erfreuen konnte. Wenn auch diese Sympathie nicht der eigentlichen Dichtkunst zugute kam, so galt sie ihr doch indirekt durch die Bewunderung, die man der schauspielerischen, gesanglichen Leistung zollte;

während der Enthusiasmus für die Tanzkunst einer Taglioni oder Fanny Elßler indirekt auch die bildende Kunst förderte. Am meisten aber reizt uns an der Biedermeierzeit und am engsten ist mit dem Begriff der Biedermeierzeit verbunden der patriarchalische Zuschnitt des Familienlebens, der uns aus Hunderten von Bildern und Zeichnungen eigentlich besser überliefert ist als durch literarische Denkmale, und dessen Andenken noch heute in einer Unzahl von Anekdoten in jeder Familie von älterer Kultur fortlebt.

Aber auch das Leben außer dem Hause hat eine andere Bedeutung und einen anderen Zuschnitt. Überall paarte sich, um es paradox zu sagen, das Herbe mit dem Zarten. Die Konditoreien hatten z. B. in jenen Tagen eine ähnliche Bedeutung wie politische Klubs. Sie hielten Zeitungen und versammelten Politiker aller Richtungen um ihre runden Tische, wechselnd je nach Färbung zu den verschiedenen Tageszeiten. Hier, an dieser Stelle, wurde die öffentliche Meinung gemacht; hier wurden Neuigkeiten in Empfang genommen und verbreitet; hier wurde der Tageskurs der Freiheitsaktien bestimmt; hier saßen Journalisten, Beamte, Staatsmänner, Militärs und politische Agenten; und die Konditoreien spielten eine Rolle, die nie wieder irgendeine Sorte von Lokalen gespielt hat. Sie waren nicht dem Wiener Café zu vergleichen oder dem Palais Royal in Paris. Sie waren ganz charakteristisch für diese Zeit, gleichsam das Symbol, das ihre beiden Extreme in sich vereinte. Neben ihnen nahm für die niederen Volkskreise die „Tabagie" eine ähnliche Stelle ein. Diese Tabagien waren weder Bierlokale noch die Destillationen von heute, sondern kleine Gastwirtschaften, vielfach mit Gärtchen verbunden, in denen man, wie das Wort sagt, dem verpönten Tabaksgenuß huldigen durfte, und in denen von allen Biersorten wohl einzig das Weißbier, das alte Berliner Nationalgetränk, goutiert wurde. Hier verkehrte der kleine Handwerker mit seiner Familie, und hier spielte sich jenes charakteristische Leben ab, das wir uns gut aus den Zeichnungen Hosemanns und aus den Volksszenen Glaßbrenners mit ihrem kräftigen, schlagenden Witz – im wortwörtlichen und im übertragenen Sinne – rekonstruieren können.

Neben diesen aber gab es jene großen sommerlichen Kaffeelokale vor den Toren, die die bessere Welt in allen ihren Abtönungen versammelte, und die so oft den harmlosen Hintergrund für die phantastischen Ge-

schichten des Theodor Amadeus Hoffmann abgeben. Und dann kamen jene berühmten Weinstuben in Flor, um die sich das literarische und künstlerische Leben der Zeit konzentrierte, die Hoffmann und Devrient, Heine und Grabbe, Hitzig und manche Berühmtheit noch an ihren weißen Tischen sahen. Während wieder Adel und Lebewelt sich in ein paar vornehmen Lokalen zusammenfand, wie z. B. bei Jagor in Berlin. Jagor hatte seinen weithin leuchtenden Nimbus so gut wie die vielfach besungene Stehelysche Konditorei, von der fast kein Schilderer Berlins vergißt, uns ein Bild zu entwerfen.

Die feinste Form des geselligen Lebens aber entwickelte sich in den sogenannten Salons. Und was auch versucht wurde, sie später wiederzubeleben, man hat diese köstliche Pflanze nie wieder zum Blühen gebracht. Ja – das spöttische Wort Oskar Wildes – manche Dame redet sich ein, einen Salon zu gründen, und sie eröffnet doch nur ein Restaurant – hat nicht nur für das England von heute Gültigkeit. Was aber war solch ein Salon von ehedem? – Eigentlich nicht viel mehr, als ein neutraler Treffpunkt aller geistig bedeutsamen Menschen in den bescheidenen Räumen der Wohnung irgendeiner Dame der Gesellschaft, die jene seltene Gabe besitzen mußte, das Letzte, Feinste und Tiefste aus den Menschen herauszulocken ... die Gegensätze aneinanderprallen zu lassen, und sie doch wieder auszugleichen ... selbst schweigen zu können, zuhören zu können ... selten irgend etwas einzuwerfen, das aber mit jedem Wort für selbständiges Denken Zeugnis ablegte ... und die trotzdem bei all diesen Äußerungen intensivster und subtilster geistiger Tätigkeit doch in jedem Augenblick sämtliche hin und her schießenden Fäden in der Hand halten mußte. Diese Gaben aber konnten sich nur vereinzelt und bei wenigen regsamen und hochkultivierten Frauen finden. Und auch dann gehörte noch die Anteilnahme an jedem dazu, und die ständige Verbindung mit jedem, durch einen ausgedehnten Briefwechsel, der nicht in der Konvention bleiben durfte, sondern in dem man sich rückhaltlos mitteilte. Dann aber konnte auch diese geistige Vermittlerrolle, dieser seelische Parlamentärsberuf, wie bei einer Rahel Levin, zur treibenden Kraft eines ganzen Daseins werden.

Der Einfluß, den solche geistigen und künstlerischen Geselligkeitszentren haben konnten, die nach allen Seiten hin ihre Wirkungen ausstrahlten, die bis in die Universitäten und Kirchen, in die Dichter-

zimmer, in die Bildhauerwerkstätten, in die Säle der Schlösser hinüberspielten, muß überaus bedeutsam gewesen sein. Und wenn wir ihm nichts dankten, als daß von ihnen aus dem Verständnis für den Goethe der späteren Zeit der Boden bereitet wurde, so hätten sie ihre Mission schon ganz erfüllt. Denn jene großen Erfolge, die dem jungen Goethe beschieden waren, haben ihm die anderen Zeiten seines langen Lebens nicht mehr gebracht. Und die Resonanz seiner späteren Arbeiten war weit geringer, und er selbst weit vereinsamter, als wir das heute annehmen. Er war noch lebend zum Klassiker geworden, getrennt selbst von den breiten Massen der Gebildeten; und er war für die Schriftsteller und Dichter nicht viel mehr als ein ehrwürdiges Fossil, als eine literarische Anstandsperson. Von dem Salon einer Rahel Levin aber, der späteren Gattin des klugen Historikers und Publizisten Varnhagen von Ense, dem Haus, das unter dem Stern Goethe stand, begann sein Ruhm, und was noch mehr bedeuten will, die Erkenntnis für die große und tiefe Menschlichkeit seiner Person, langsam nach überallhin durchzusickern. Was aber für literarische Kreise der Salon der Henriette Herz und der Rahel bedeutete, das bedeuteten für das musikalische Leben die Häuser Beer und Mendelssohn, die vermöge ihrer Glücksgüter auch die äußeren Formen ihrer Geselligkeit auf einer breiteren Basis errichten konnten. Es ist wohl das erstemal, daß hier – dank der Napoleonischen Flutwelle aus altem Zwange befreit – jüdische Familien literarisch und künstlerisch weitgehenden Einfluß gewinnen, ohne daß sie sich vorerst produktiv betätigen. Denn ein Meyerbeer und ein Felix Mendelssohn-Bartholdy haben ja nicht diese einflußreichen Häuser geschaffen, sondern sind aus ihnen hervorgegangen.

Die starke Rolle, die Theater und Literatur in der Biedermeierepoche spielen, war mit Naturnotwendigkeit dadurch bedingt, daß eigentlich alle politischen Ventile gesperrt waren, daß der Nachrichtendienst noch schlecht organisiert war, und daß die Presse durch die Zensur unterdrückt wurde. Unwillkürlich drängte alles nach dem Punkt des niedrigsten Druckes. Und ganz von selbst errangen sich das Theater und die Literatur eine Stellung, die ihnen wohl im Volksleben nicht zukommt. Als Kehrseite stoßen wir auf einen übertriebenen Persönlichkeitskult, der sich zu allen den Verstiegenheiten verirrte, die heute nur noch als Renommistereien abgetakelter Mimen in den Witzblättern vegetieren.

Henriette Sontag wurde mit Briefen und Gedichten überschüttet, ja, ein eigener Briefkasten wurde in der Expedition einer Zeitung für die Elaborate der überschwenglichen Poetaster aufgestellt. Nicht nur, daß man der Sontag die Pferde ausspannte, Göttinger Studenten warfen sogar den Mietswagen in die Leine, um ihn der weiteren Benutzung für profane Sterbliche zu entziehen. Und mit Schauspielern und Schauspielerinnen, mit Seydelmann, Devrient, Beckmann, Charlotte von Hagn, der Schröder-Devrient, der Crelinger-Stich, der niedlichen Karoline Bauer, wurde ein ähnlicher Kult getrieben. Dabei war das Repertoire nichts weniger als literarisch einwandfrei. Ja, klassische Stücke, die für uns längst politisch vollkommen indifferent geworden sind, wie Tell und die Räuber, wurden vorsichtig von den Bühnen ferngehalten. So hätte z. B. Devrient gern einmal wieder den Franz Moor gespielt. Aber jedesmal, wenn das Stück auf dem Wochenzettel stand, wurde es eigenhändig vom König gestrichen, um nach einigen Wochen von neuem zu erscheinen und von neuem von höchster Hand gestrichen zu werden. Das eigentlichste Stück des Biedermeier aber ist und bleibt das Volks- und Rührstück, das Lustspiel von Iffland und Kotzebue, die Posse von Angely, die Wiener Posse Nestroys. Literarisch pflegt man diese Dinge ja nicht allzu hoch zu bewerten, aber man vergißt dabei das eine: daß sie eine neue künstlerische Lebenseroberung darstellen, daß sie eine große Zahl neuer Typen aus allen Volksschichten der Literatur zugeführt haben, und daß sie gegenüber dem Pathos der klassischen Periode eine naturalistische Reaktion bilden. Gewiß kommt es bei der Kunst nicht auf das Was, sondern auf das Wie an; aber jede neue Lebenssphäre, die künstlerisch umgedeutet wird, muß als ein Fortschritt der Entwickelung betrachtet werden. Und wenn hiermit auch nichts weiter erreicht wird als eine Vorstufe für neue Entwickelungen.

Bezeichnend ferner für die Biedermeierzeit ist das ausklingende eklektische, klassische Drama, sind die Stücke Raupachs, die auf lange Zeit das Berliner Schauspielhaus – und auch noch andere Hoftheater – beherrschten. Allein sechzehn Hohenstaufendramen waren darunter mit einer nimmer endenden Kette lang dahinrollender fünffüßiger Jamben. Man darf aber den äußeren Erfolg dieser Dinge nicht schlichtweg auf einen künstlich gezüchteten Patriotismus zurückführen, sondern muß bedenken,

daß diese Zeit die ersten großen Geschichtsforscher sah und historisch eminent interessiert war. Auch war sie unterrichtet genug, um allen geschichtlichen Verwickelungen zu folgen. Endlich sind ja die Stücke Raupachs genau so Romantik wie die schwertklirrenden, edelmuttriefenden, mondscheinumflossenen, sagenumwobenen Erzählungen Fouqués, der einst als der Größte gepriesen wurde, und der doch sich selbst überlebte und unter kümmerlichen Verhältnissen zugrunde ging. Sie selbst, die Dramen Raupachs, werden aus der gleichen Quelle gespeist. Und ein Walter Scott ist auch keineswegs der Schöpfer dieser Bewegung, sondern er ist ebenso wie die andern nur ein lebendig gewordener Ausdruck für die historisch-romantische Sehnsucht der Biedermeierzeit.

Hat sich aus dem Theater, aus dem Schauspiel jener Zeit eigentlich nur das erhalten, was keinen allzu großen Erfolg hatte, eben weil es in die Zukunft wies, wie die Dramen von Hebbel, oder was in seiner strengen Schönheit, in seiner schmucklosen Innerlichkeit nicht Beifall genug fand, um zu bestehen, wie die Arbeiten Grillparzers, so sind die großen Opernerfolge bleibend gewesen. – Und fast alles – mit Ausnahme von Mozart – was wir heute zum festen Repertoire unserer Opern rechnen, ist in jenen Jahren zum erstenmal über die Bühnen gegangen. 1821 brachte den Freischütz, 1831 Robert den Teufel, 1836 die Hugenotten, ja in den Beginn der 40er Jahre fallen schon die ersten großen Opern Richard Wagners. Und alle die feinen Spielopern, die wir heute wieder lieben, von Kreutzer, Lortzing, Nicolai usw. stammen aus der Biedermeierzeit. Ebenso wie fast unser ganzes Repertoire des Hausgesanges und der Konzertsäle in der gleichen Epoche entstanden ist. Das ist natürlich auch keineswegs reine Zufälligkeit, sondern es ergibt sich daraus, daß die Zeit sehr musikliebend war, und daß nicht nur die öffentlichen Musikaufführungen in jeder Form sich eines großen Zuspruches erfreuten und wichtige Kunstereignisse waren, sondern daß fast in jedem besseren Hause Hausmusik gepflegt wurde, daß man zusammenkam, um nach besten Kräften zu musizieren, Opern mit verteilten Rollen zu singen, Streichquartetten zu lauschen, ja um die Kompositionen von Freunden und Verwandten durchzunehmen, und sie vom Papier in die klingende Wirklichkeit zu übersetzen. Erst mit dem Auftreten von Liszt und mit der Überschätzung des Virtuosentums wird die Kunst aus dem Hause vertrieben, hat nur noch in den Konzertsälen ihr Heimatsrecht.

Dann aber bricht die alte musikalische Kultur schnell zusammen, und es kommt zu einer Entfremdung jenes Teils der Bevölkerung, der nicht Geld genug oder keine Lust hat, die Stätten aufzusuchen, in der Musik anspruchsvoll gepflegt wird.

Genau so wie es in der Literatur dem alternden Goethe ging, so ging es in der Musik auch dem alternden Beethoven. Beide ragen als die Größten einer klassischen Zeit in die neue Epoche hinein, und beide traf das gleiche Schicksal. Beethovens letzte und unerhörte Schönheiten versuchte man mit seiner zunehmenden Taubheit zu entschuldigen, und die wenigen Vorkämpfer wie Marx und Rellstab vermochten doch nicht, seinen spätesten und größten Arbeiten Geltung zu verschaffen.

Von der vollen Bedeutung der Literatur in jenen Tagen kann man sich heute nur schwer einen Begriff machen. Nicht etwa, daß der Bücherverkauf und die Auflagenhöhe der Zeitschriften ein übergroßer gewesen wäre - dazu war die Zeit nicht reich genug - nein, die Bücher von literarischem Wert gingen wohl noch mehr als heute von Hand zu Hand; und nach heutigen Begriffen hohe Auflagen erreichten nur die Taschenbücher, die durch ihre zierliche Ausstattung zugleich ein Stück Boudoirkunst waren. - Aber trotzdem hatte die Literatur eine Machtsphäre wie nie zuvor, und der Einfluß der Literatur und der Glaube an sie als Kunstform und zugleich als Heilfaktor in der Wirrnis der Zustände war so stark, wie er es kaum jemals vorher oder nachher war. Dilettiert, in Versen und Prosa, wurde außerdem von aller Welt, und was uns von solchen Dingen heute in die Hände fällt, mag oft hohl und inhaltsschwach sein, überrascht aber fast immer durch Versbegabung und Sprachsinn. Noch auffallender aber erscheint uns heute die stilistische Gewandtheit aller, die in der Zeit lebten oder aus ihr hervorgingen ... mögen das nun Ärzte, Staatsmänner, Offiziere, Gelehrte, Historiker, Naturwissenschaftler oder selbst harmlose Briefschreiber sein. Immer und stets fesselt uns die Schreibkultur, die Klarheit und die schöne Kraft der langhinrollenden Perioden. Selbst Zeitungen und Zeitschriften zweiten Grades waren bedeutend „besser geschrieben", als das heute geschieht. Und wenn auch die Biedermeierzeit - überschwenglicher als die unsere - mehr zur Phrase neigt, so steht doch diese etwas altmodisch umständliche Phrase - halb pathetisch, halb sentimental - ihr vorzüglich zu Gesicht, und sie ist aus ihrem Kulturbild nicht fortzudenken.

Ein wie stark politisches Gepräge jede Schriftstellerei damals hatte, offen zur Schau trug oder geheim verbarg, ist schon erwähnt worden. In Wahrheit gibt es wohl kaum einen bedeutsamen Schriftsteller der Zeit, der nicht irgendwie in eine Untersuchung verwickelt wurde und der keine Zensurschwierigkeiten hatte. Von vornherein war der Dichter, mehr noch der Literat, verdächtig.

Ja, man ging sogar so weit, nicht nur geschriebene und gedruckte, sondern noch ungeschriebene und noch ungedruckte Bücher für alle Zukunft zu verbieten. Ein Verdikt, das Heine und das Junge Deutschland traf,

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur,
Und wird uns der ganze Druck verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.

Natürlich wurden diese Verbote dadurch umgangen, daß man die Bücher in außerpreußischen Staaten, wie der freien Hansestadt Hamburg oder in Zürich, drucken ließ, und daß sie insgeheim auch in Preußen nur um so mehr verkauft wurden.

Schwerer aber als in Preußen hatten wohl noch die österreichischen Schriftsteller unter ungünstigen Zensurverhältnissen zu leiden; und das ganze Leben eines Grillparzer ist fast ein einziges Klagelied über diese unerträglichen Zustände. Werke über zwanzig Bogen galten aber als zensurfrei, denn man nahm an, daß die gefährlichen Gedanken in ihnen genugsam verwässert waren, um nur noch als homöopathische Dosen zu wirken. Ein Mißstand, der sich daraus ergab, war Weitschweifigkeit, und das Hineinstopfen von allen möglichen Einschiebseln in die Bücher, die die Einheitlichkeit schädigten.

Als zusammenhängend mit den Zensurschwierigkeiten, aber zugleich auch als Ausdruck einer neuen internationalen kosmopolitischen Strömung in der Literatur muß man die außerordentliche Unstetheit der Schriftsteller jener Tage betrachten. Die größten gingen vorübergehend oder auf lange Jahrzehnte ins Ausland. Die meisten lebten heute hier und im nächsten Jahr dort; sie wurden ewig hin und her gewirbelt, konnten sich nirgends lange halten, weil sie immer wieder Verfolgungen ausgesetzt waren. Selbst viele, die seßhafter hätten sein können, fühl-

ten eine romantische Reisesehnsucht in sich, durchstreiften, wie Fürst Pückler, Italien, Rußland, Spanien oder den Orient, waren in London so gut zu Hause wie in Paris, in Baden-Baden wie in Petersburg. Und alle berichteten treu von ihren Impressionen in mehr oder minder dickbändigen „Reisebildern", von denen uns doch eigentlich heute nur noch die Heines geblieben sind. Die Brücke von diesen Reisebildern zu den verträumten Wanderliedern mit ihrer dämmerigen, unbestimmten Sehnsucht der früheren Romantiker ist nicht schwer zu schlagen, und doch muß man sich hüten, es zu tun, denn das eine stellte ein Zurückflüchten dar, das andere aber ein Vorwärtsdrängen in die neue Zeit.

Das gesamte literarische Bild der Epoche ist – das sollten wir nie vergessen – ein außerordentlich vielfältiges und kompliziertes. Man könnte im Augenblick dreißig Namen aufzählen, dreißig Leute von sehr verschiedener künstlerischer Physiognomie, die heute in ihren vorzüglichsten Werken oder Gedichten noch jeder kennt, ohne sich gerade klarzumachen, welcher Zeit sie entstammen. Sicherlich wird das Erbe der Gegenwart an Schriftstellern von gleichem Wert weit kleiner sein. Und doch hat auch diese Zeit literarisch außerordentlich schnell gelebt. Daß sie eine große Zahl recht fader und heute vergessener Unterhaltungsschriftsteller hatte, die die Götter der Leihbibliotheken waren, spricht nicht gegen die Qualitäten der andern und nicht gegen die hohe Verehrung, die man in weiten Kreisen guter Literatur zollte. Stärker als der Einfluß Goethes auf die Zeit, stärker als der Einfluß Schillers, der seine Höhe eigentlich erst nach 1848 bis in die achtziger Jahre hinein in der Periode des zielbewußten Liberalismus erreichte, ist für jene Zeit noch der Einfluß und die rückhaltlose Verehrung Jean Pauls. Für uns Heutige hält es nur schwer, zu dem Genuß der Jean Paulschen Werke zu kommen, die, mit einem unerhörten Reichtum von tausenderlei Beziehungen überspielt, barock und langatmig, nicht leicht ihre Seele offenbaren, und jedenfalls heute durch ihre skurrilen Formen die Menge abschrecken würden, die klare Rechnung verlangt.

In der jüngsten Gegenwart aber wächst wieder das Interesse an Jean Paul bei der äußersten Vorhut der literarisch Kultivierten, und Stephan George hat der „Goldharfe aus erhabenen Himmelschören, dem Sänger von Maiental und Blumenbühl", wundervolle Verszeilen gewidmet. Wie eine Generation den Titan las, das wissen wir aus

Platens Tagebüchern, und was Jean Paul seiner Zeit war, das sagt die ergreifende Gedenkrede des so kritischen Ludwig Börne, der mit der eisigen Klarheit seines Verstandes sonst stets das Feuer seiner Begeisterung oder das Übermaß seiner Empfindungen zu dämpfen wußte. Jean Paul war der Gradmesser für die Empfindungen und wurde gelesen wie kein anderer. Börne erzählt die nette Geschichte, daß ihm auf einem Rheindampfer ein Reisender auffällt, der sich nicht genugtun kann, mit grobem Volk grobe Witze zu reißen. Und wie der Mann dann, ermüdet durch die lange Fahrt, etwas einschläft, fällt ihm ein Buch aus der Tasche. Es ist der Titan, und die Ränder der Seiten sind über und über mit Anmerkungen bedeckt, die eine ganz andere „schöne Seele" verraten, als man vermutet hatte. Nebenbei geht der Einfluß Jean Pauls in den Werken Raabes, der seiner ja auch in Abu Telfan ehrend gedenkt, bis in die Gegenwart hinein.

Ebenso kann man sich heute schwer vorstellen, mit welchem Enthusiasmus Börne gelesen wurde, und was er der Generation vor uns bedeutete. Ein Schriftsteller, der an Politik und Tagesgeschichte so viel voraussetzt, wäre heute - und wenn er noch so sehr von Maximen funkelte - doch nur für einen ganz kleinen Kreis politisch höchst versierter Leute möglich und lesenswert. Und was war er der Generation vor uns?

Mir sind zwei kleine Beispiele dafür in Erinnerung geblieben: Eine alte, achtzigjährige Dame war hingefallen und hatte sich eine Stirnwunde zugezogen, und sie bat den Arzt inständig, man möchte ihr doch nicht den Verband über das Auge machen, da sie heute abend noch Börne lesen müsse. Und als man meinem Vater einen Tag vor seinem Tode, da er um ein Buch zum Lesen ersuchte, den Börne brachte, den er so liebte, bat er darum, man möchte ihm etwas anderes geben, denn Börne kenne er auswendig. - Und das scheint mir bezeichnend für eine frühere Generation. Sie las wohl nicht so viel wie die heutige, aber sie las ihre Lieblingsschriftsteller sehr intensiv, drang in ihr Wesen ein und empfing von ihnen eine ganz bestimmte Geistesrichtung.

In stärkerem Maße als von Börne gilt das letzte noch von Heine, der wohl von allen Schriftstellern - und das involviert keineswegs ein Qualitätsurteil! - das Glück hat, am innigsten gelesen zu werden, mit der größten Freude an einer Wendung, einem Wortbild, einer Klang-

schönheit, dem schillernden Funkeln eines Aperçus und eines Witzes. Selbst für den, der sich nicht allzuviel mit ihm beschäftigt, hat er doch die Eigenschaften des Federweißen, des jungen Weins. Er geht leicht ein und berauscht stark. - Vielleicht besteht das Hauptverdienst Heines darin, daß er die schwereren Vers- und Prosaformen in handlichere, beweglichere, impressionistischere Formen überführte, die ermöglichten, die Inhalte einer neuen Zeit zu deuten. Theodor Amadeus Hoffmann und Heine haben Frankreich weit mehr Achtung eingeflößt, als das die Klassiker vermocht hatten, die noch unter dem Einfluß Rousseauscher und Voltairescher Gedanken- und Empfindungskreise gestanden hatten. Kein Wunder, daß überall, wo literarische Interessen waren, jedes neue Werk Heines mit Spannung erwartet wurde. Was wird er nun bringen? In fast vierzig Jahren seiner literarischen Tätigkeit hat man ihm nie gleichgültig gegenübergestanden, und kaum ein Geringerer hat sich seiner Persönlichkeit entziehen können, die - unnachahmlich - in lyrischen Formen (nicht zum besten der Dichtkunst) bis zum heutigen Tag nachwirkt. Der späte Heine aber weist, wie kaum ein Dichter der Zeit, nach Kunst und Inhalt in die Zukunft, ist ganz und gar modern und hat seine eigene Jugend weit hinter sich gelassen.

Mit diesen paar Namen ist keineswegs die literarische Physiognomie dieser Zeit gegeben. Platen und Rückert bringen formal die Kunstdichtung auf eine außerordentliche Höhe, führen ihr aus allen Zonen und Zeiten neue Rhythmen zu, und beide sind in ihrer etwas nüchternen, doktrinären Art, in ihrem wissenschaftlich gefärbten Dichtungsbetrieb, mit ihren kalten Sprachschönheiten echte Kinder ihrer Zeit, die zugleich nüchtern begeistert war und Wissenschaft und Empfindung zu vereinen suchte.

Fast allen Romantikern, die einer früheren Generation angehören, ist es bestimmt, in der Biedermeierperiode sich selbst zu überleben, ob das nun Arnim oder Brentano, Tieck oder Fouqué ist. Nur solche, die sich früh vollenden, bleiben sich getreu.

Zum Ausgang der 30er Jahre hebt mit dem Jungen Deutschland, mit Wienbarg, Mundt, Gutzkow, Kühne, Laube, Dingelstedt eine neue, rein politisch gefärbte Zweckkunst an, die heute halb vergessen, doch bis in den Roman der 90er Jahre hinüberspielt und als Verbindungsglied, als Loslösung von klassizistischen und romantischen Idealen ihre Bedeutung behält.

Neben all dem steht als Pflegstätte einer feineren, gemütstiefen, wurzelechten Lyrik aber die schwäbische Dichterschule, die auch um die Entwicklung der reinen Erzählung und der lyrischen Novelle in Hauff und Mörike, ebenso wie um die Pflege der Ballade ihre Verdienste hat. Sie steht eigentlich in all diesen Bestrebungen abseits und pflegt die Dichtung als Endzweck, rein um ihrer selbst willen.

Nie wieder vorher und nie wieder nachher ist aber die politische Lyrik so reich gewesen wie zum Ausgang der Biedermeierzeit, und ein Herwegh konnte zum Beginn der 40er Jahre einen wahren Triumphzug durch Deutschland unternehmen. Freiligrath, Dingelstedt, Anastasius Grün, Hoffmann von Fallersleben und nicht zuletzt Heine sind die Hauptträger der starken politischen Lyrik, die eine Parallele bildet zu der patriotischen Dichtkunst vor den Freiheitskriegen, den gleichen Einfluß hat, und die aus den gleichen, zum mindesten doch aus verwandten Quellen entspringt. Wenn heute die Dinge für uns bei aller Wucht der begeisternden Rhythmen vielfach leer sind, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß eine politisch hochgehende Zeit stets die Phrase liebt, und daß für uns die Voraussetzungen fehlen und die Grundstimmung verblaßt ist, aus der sie geschrieben wurden, in der sie deklamiert und gesungen wurden. Jedenfalls haben spätere Zeitereignisse nichts hervorgebracht, was literarisch jenen Zeitgedichten zu vergleichen ist, weder an Wucht, noch an Witz. Schon der künstlerische Niederschlag von 1870 ist demgegenüber außerordentlich geringwertig.

An indirekten Einflüssen von fremden Literaturen ist vor allem der großzügige weltschmerzliche Fanatismus Byrons zu erwähnen, der für Heine nicht ohne Folgen blieb, ist Walter Scott zu nennen, der die Richtung und die Vorliebe für den historischen Roman bestimmte, und der seinen Einfluß über Wilibald Alexis bis zu Fontane herabschickt. Und dann vor allem Eugen Sue, dessen dunkel gefärbte, mordbrennerische Romantik immer wieder bis heute in der deutschen Literatur durch alle Firnisschichten hindurchschlägt, geliebt in einer geradezu verbrecherischen Liebe von den breiten Schichten. Der Einfluß Dickens macht sich erst nach der Biedermeierzeit bemerkbar. Thackeray und Balzac sind leider, trotzdem sie stark gelesen wurden, auf die deutsche Erzählerkunst ohne Einfluß geblieben.

Daß die Wissenschaften, vor allem die Sprachforschung, wie die

Beschäftigung mit Persisch, Arabisch, Sanskrit, nicht ohne Nachhall für die Dichtkunst blieben, wurde bei Rückert und Platen schon erwähnt; aber ohne Zweifel reicht die Beeinflussung weiter. So ziehen sich Linien vom spanischen Drama zu Grillparzer und Schack, von der spanisch-hebräischen Kunstdichtung zu Heine, von der Märchenforschung und der Erschließung germanischer Quellen zu vielen Romantikern. Und überall zeigt sich das Bestreben, die Errungenschaften der neuen Sprachwissenschaft dichterisch zu assimilieren.

Die Wissenschaft sah in jenen Tagen eine Reihe bedeutender Männer, deren Namen noch heute von dem Nimbus großer Leistungen und einer achtunggebietenden umfassenden Allgemeinbildung umgeben ist. Sie sah die letzten Polyhistoren, Gelehrte, die auf fast allen Wissensgebieten gleich gut zu Hause waren, und die zu alledem noch, wie die Brüder Humboldt, von vornehmer ästhetischer Kultur waren. Für eine Reihe von Geisteswissenschaften ist damals der Grundstein gelegt worden, und die moderne Forschung, die heutige Betrachtungsweise datiert von da an. Und es ist höchst bezeichnend für diese unmaterielle Epoche, daß es weniger Naturwissenschaften sind, die gefördert werden, als reine Geisteswissenschaften: Geschichtsforschung, Sprachforschung, Jurisprudenz, Theologie und Philosophie; während in Medizin und Physik erst eine Generation später die Schöpfer und Neuerer auftreten. Man könnte eine große Zahl von Namen aufführen. Namen bedeutender Gelehrter, die heute noch jedermann geläufig sind. Denken wir nur an die Grimms und Humboldts, an Hegel und Schelling, an Raumer und Rotteck, an Savignÿ und Gans, an Bopp, an Ranke, an Niebuhr und Boeckh usw. Und vergessen wir endlich nicht, daß damals, abseits von den Universitätsbetrieben und ziemlich unbeachtet, schon die ersten großen Werke eines Schopenhauer einer ihnen entgegenschlummernden Welt übergeben waren. Für eine Kunstforschung im heutigen Sinne war vielleicht das Biedermeier zu sentimental. Immerhin sind es nicht nur romantische Neigungen, welche die Gebrüder Boisserée bestimmten, ihr Interesse dem Primitiven, vor allem der Kölner Malerschule, zuzuwenden.

Aus dieser romantisch-historischen Neigung aber entwickelte auf anderer Seite sich leider auch eine wilde Restaurationswut, die in den Museen und Sammlungen kein Bild, und, was schlimmer noch, kaum

ein altes Bauwerk in Deutschland unverschönt ließ. Über Restaurierung von Bauwerken früherer Epochen läßt sich vielleicht noch streiten. Man kann sie für unnötig oder nötig halten. – In der ausgehenden Biedermeierzeit aber wurden sie überall von nüchtern-doktrinären Architekten und ohne genügende Stilkenntnis unternommen, so daß wir heute vor traurigen Resultaten stehen. Auf anderer Seite aber wurde rücksichtslos viel Kulturgut zerstört – alte gotische Kapellen und köstliche Bauwerke für ein paar Taler auf Abbruch verkauft oder, wie die frühgotische Kirche zu Kobolzell, in ein Salzmagazin verwandelt.

Wenn also die Achtung vor der Kunst früherer Perioden in der Biedermeierzeit nicht allzu groß war, so schätzte sie doch ihre eigene „hohe Kunst" dafür desto mehr. Und es ist amüsant, sich klarzumachen, wie die drei Hauptmotive des Lebens jener Tage in der Malerei ihr Widerspiel finden.

Das historische Interesse der Zeit, das so überaus stark entwickelt war, machte es dem Historienbild leicht, eine bedeutende und führende Rolle zu erlangen, als „die" Malerei sich aufzuspielen. Man malte Weltgeschichte, wie man Weltgeschichte schrieb. Man zeichnete Philosophie, wie man Philosophie dozierte. Da man sich als Aufgabe nahm, große Wandflächen mit Gruppen und Figuren zu füllen, so kam man bald dazu, die Farbe als etwas Nebensächliches zu betrachten und die Kalligraphie der Linie, Zeichnung und Komposition zu überschätzen, – kam es zur Abstraktion des „Kartons".

In gehörigem Abstande folgte dann das Anekdotenbild. Romantisch, leicht rührsam, mit Freude am Erzählerischen, sentimental und mit etwas spießerischem Witz. Es vernachlässigte die Farbe nicht, wie das Historienbild – arbeitete aber auch als urechte Atelierkunst mit Rezepten und Requisiten. Im ganzen hat es in der Gegenwart einen übleren Ruf, als es verdient. Aber manchmal dämmert uns so etwas, daß der Stil dieser Dinge doch ganz amüsant ist und jedenfalls sehr bezeichnend für die Zeit seiner Entstehung. Als kultureller Ausdruck ist es weit bestimmter als das, was heute geschaffen wird.

Diese beiden Gruppen der Malerei erfreuten sich in der Biedermeierzeit einer starken Schätzung – während wir im Gegenteil heute uns nur für die letzte Gruppe von Künstlern interessieren, die abseits der Schulen standen, Naturalisten waren und versuchten, ohne Anlehnung

an alte Vorbilder oder an literarische Modeströmungen sich mit dem abzufinden, was sie sahen. Die Jahrhundertausstellung hat aus allen Teilen Deutschlands, vor allem aber aus Norddeutschland, vergessene Künstler wieder ans Licht gezogen, die mit überraschendem Können und mit reinen, malerischen Absichten das einfache Leben des Tages, die ganze Behaglichkeit, Sauberkeit und Helligkeit, den Ernst und die Gründlichkeit des intimen Lebens jener Zeiten widerspiegelten. – Es sind gute Zeichner unter ihnen, vorzügliche Porträtisten, ebenso wie feinsinnige Landschafter, die die ersten Schritte machen in das Neuland der Landschaftskunst des 19. Jahrhunderts hinein.

Ebenso wie in Musik und Literatur, so war auch das Dilettieren in der Bildenden Kunst und im Kunstgewerbe weit verbreitet und zeitigte höchst angenehme und liebenswürdige Resultate. Man braucht nur einer Dame eine großmütterliche Stickerei zu zeigen, und sie wird sofort sagen, daß heute so etwas niemand mehr machen könnte. Das meiste, was uns an Silhouetten, gemalten und geschnittenen, aus jener Zeit begegnet, ist Dilettantenarbeit – und auch viele Festkarten, ja selbst Bildnisse, stammen nicht von eigentlichen Berufskünstlern.

Das anspruchslose Dilettieren in allen Künsten, und die gerade darauf beruhende Sicherheit des Geschmackes ist mit eine der Grundlagen für die Kultur des Biedermeier gewesen.

Aus dieser Kunst ist auch Menzel hervorgegangen, und wie sehr wir sie heute wieder schätzen, dafür ist die hohe Wertung, die dem jungen Menzel als Maler entgegengebracht wird, genügender Beweis. Krüger und Blechen in Berlin, Waldmüller in Wien, Kaspar David Friedrich in Lübeck sind heute in den Rang erster Meister emporgerückt. Den jungen Nazarenern gilt als Landschaftern und Porträtisten unsere Bewunderung, während der Stern eines Kaulbach, ja eines Cornelius, Lessing, Friedrich Schadow und Bendemann stark verblaßt ist. Aus dieser Gruppe hat einzig die intensive Kunst eines Rethel an Schätzung gewonnen.

Und doch können wir uns keinen dieser Künstler aus dem Rahmen der Zeit fortdenken, und erst alle zusammen ergeben für uns das geschlossene Kulturbild mit seinen wissenschaftlichen und literarischen Strömungen und seinem fest umgrenzten, in sich geschlossenen Lebenshintergrund.

In der Architektur hatte die Biedermeierzeit das Glück, daß der letzte große schöpferische Architekt, Friedrich Schinkel, Einfluß auf die Ausgestaltung des Berliner Stadtbildes gewinnen konnte, und daß er eine Reihe von Baukünstlern nach sich zog. Ja, seine gestaltende Kraft wirkt bis weit in das Kunstgewerbe hinein auf Möbel, Innenausstattung, Ofen, Eisenarbeiten. - Selbst das Szenarium des Theaters wird von ihm umgeformt und im heutigen Sinne reformiert. Schinkels Ausstattung großer Opern, wie Mozarts Zauberflöte, in denen er seine geniale architektonische Vorstellungskraft frei entfalten konnte, sind bis heute an Macht und Gewalt ihrer Stimmungen nicht übertroffen.

Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß der direkte Einfluß Schinkels auf das Kunstgewerbe der Biedermeierzeit sich doch nur in wenigen exquisiten Schloßausstattungen - wie der des römischen Hauses in Charlottenhof - geltend macht, und daß er einen noch starken, stilistisch klar empfindenden, künstlerisch denkenden Handwerkerstand vorfand.

* * *

Aber das hier entworfene knappe Bild der Biedermeierzeit wäre unvollkommen, wenn man nicht noch zwei Dinge erwähnte, an die man zuerst denkt, wenn das Wort Biedermeier unser Ohr trifft. Aha, das war ja die Zeit noch vor der Eisenbahn - als die Menschen mit der Post fuhren, und als die Briefbestellung noch eine höchst unsichere Sache war! Und dann war es ja auch jene Epoche, in der Männer und Frauen noch so nett, so altmodisch angezogen gingen - die Männerkleidung noch farbig war, mit bunten Fracks und langen Röcken, mit hohen Zylindern und Steigen an den Beinkleidern. Während die Frauen mit Rosenkränzchen auf den Schuten gingen, kurze Taillen hatten, freie Arme und lange, bauschige Röcke, die über und über mit Volants und Garnierungen bedeckt waren, jene Zeit, in der man Changeant-Seide, Linon, Gros de Naples, Gingan trug oder geblümte, farbige Musseline!

Nun, wir wissen heute ganz genau, daß die Mode damals keineswegs so einheitlich war, wie wir das noch vor einem Jahrzehnt annahmen, sondern daß sie - gerade wie heute - sich von Jahr zu Jahr änderte, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich fast ganz wandelte und verschob.

Die direkt unter dem Busen beginnende Taille der Empirezeit mit dem lang herabwallenden Kleide, das die Füße fast verdeckt, rückt im

gleichen Maße nach unten, wie der Rock sich bauscht und kürzer wird. Die freien Arme werden bald mit Ärmeln bedeckt, die immer größer werden und zu riesigen Keulenärmeln, die bis auf das Handgelenk herabfallen, ausarten. Und dann schlägt plötzlich die Mode wieder in das Extrem um. Ebenso wie der Hut sich wandelt, wandelt sich auch mit der Kopfbekleidung die Haarfrisur. Eine Zeit trägt das Haar ganz fest an den Kopf gepreßt - trägt Locken an den Schläfen, während eine andere es wieder ganz locker zu hohen Stehflechten, ja, fast zu japanischen Frisuren aufbauscht.

Bei all diesem Wandel und bei allen diesen feinen Abtönungen aber bleibt für uns heute immer wieder und wieder entzückend die Kultur der Kleidung, die wundervolle Musterung der Stoffe, die naive Blumenfreudigkeit in Bändern und Bordüren, die Farbenfreude, - und vor allem die reizenden Details, mit denen eine Modedame oder ein Mann, der etwas auf sich hielt, sich umgab. Als da sind: Schmuck und Ringe, Necessaire und Handtaschen, Spangen, Notizbücher, Uhren und Berlocken, Krayons und Schlipsnadeln, Schirme und Stöcke, Spitzentücher und jene überreich gemusterten, schweren, seidenen Umschlagetücher, ohne die der Staat einer schönen Frau unvollkommen gewesen wäre. Diese hohe Kultur der Mode gab sicherlich dem ganzen Leben eine freudigere und charakteristische Färbung. Denn der erste und letzte Träger des Lebens bleibt nun einmal der Mensch.

Und wenn er grau und schmucklos, ohne seiner selbst zu achten, durch die Welt geht, so wird auch die Welt grau und schmucklos sein. - - Und gerade, als sie uns das geworden, begannen wir ja, auf die Biedermeierzeit zurückzugreifen.

Und als uns das Tempo unseres Lebens zu hastig wurde, da fingen wir an, wieder für die Poesie der alten Postkutsche zu schwärmen. - - Nun, wir wissen heute ziemlich genau, daß diese Poesie sich nicht mit dem Bild der Wirklichkeit deckt, und daß nur die Entfernung uns Reize vortäuscht, die die Wirklichkeit nicht kannte. Wenn wir Eichendorff lesen und Lenaus Postillion „Lieblich war die Maiennacht" uns vordeklamieren, so ist das ja etwas ganz Köstliches; aber in Wahrheit war in ganz Deutschland des Schimpfens über die Unhaltbarkeit der postalischen Zustände, über die Langsamkeit des Verkehrs, über die Minderwertigkeit des Wagenmaterials, über die Verwahrlosung der

Wege, über die Barſchheit, Grobheit, Umſtändlichkeit der Poſtillione und Poſthalter kein Ende. Und auf nichts iſt ſo viel Satire geſpritzt worden, wie auf die „Thurn-und-Taxisſche Poſtſchnecke".

Und als mit dem Beginn der Eiſenbahn Juſtinus Kerner ſich beklagt, daß mit der Eiſenbahn die Poeſie aus der Welt fliehen würde, da ruft ihm Gottfried Keller das Wort von der neuen Poeſie der Zeit entgegen:

Schon ſchafft der Geiſt ſich Sturmesſchwingen
Und ſpannt Elias' Wagen an –
Willſt träumend du im Graſe ſingen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Und er grüßt dann in den Schlußzeilen als Seher – wie es die Dichter ſeit Urzeiten ſind – die ferne Zukunft, unſere Gegenwart:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftſchiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren –
Wer möchte da nicht Fährmann ſein?

Dann bög' ich mich, ein ſel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen ſchwer,
Und göſſe langſam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer.

Berlin, Ende 1912. **Georg Hermann.**

Erstes Buch.

Die Kultur.

Biedermeier in seinen vier Pfählen.

Leben in Haus, Garten und Gesellschaft.

Paul de Lagarde, der Göttinger Orientalist, Schüler des Dichters Rückert, der auch im deutschen Sinne als großzügiger, politischer Schriftsteller bezeichnet werden muß, entwirft in seinen Erinnerungen an Friedrich Rückert ein sehr ansprechendes, liebenswürdiges und konzises Bild von Berlin vor 1840, das selbst in der heutigen Innenstadt noch vielfach einen ländlichen Charakter hatte und von großen Gärten durchsetzt war. Ich wenigstens kann nie an diese Zeilen Lagardes denken, ohne daß sofort das Berlin von heute sich gegen das Berlin von einst stellt, und ohne daß ich mir statt der Seßhaftigkeit alter Geschlechter, die Jahrzehnte an der gleichen Stelle sogar zur Miete wohnen blieben, die Umzugswut von heute und alles, was kulturell mit ihr zusammenhängt, vorstelle.

Berlin war bis 1840 und, wenn man will, bis 1848 eine Stadt voll Poesie. Überall ist Poesie, wo der Mensch eine Heimat hat: eine solche in Berlin zu haben war damals noch möglich, aber nur unter Bedingungen, welche Rückert nicht beschaffen konnte: dies ist der Grund, um dessen willen er eine lebhafte Abneigung gegen die Stadt faßte. Berliner Getue war einer seiner stärksten Tadel.

Die Stadt zerfiel in sehr verschiedenartige Teile. Neu-Cöln am Wasser bot den eigentümlichsten Anblick. Der Fluß, an einem Ufer von einer breiten Gracht begleitet, war nicht belebt, obwohl die bekannten langen Kähne auf ihm lagen: aber eben diese ungegliederten Holzgestelle, aus deren Kajüten Torfrauch aufstieg, über denen Windeln und Hemden getrocknet wurden, machten den Eindruck einer ganz eigenartigen Wohnlichkeit sogar der Spree: manch strammer Mann hat auf diesen Kähnen in Berlin selbst, oder während sie ihre Fracht, Torf und Obst, auf der Havel zusammenholten, das Licht des Lebens erblickt. Darüber mehr Kirchtürme sichtbar, mehr Turmuhren und Glocken und Glockenspiele hörbar, als man sonst in Berlin sah und vernahm. Dann die Königsstadt, sehr belebt nach damaligen Begriffen, der

Sitz des Kolonialwarenhandels, der Tuchläden, der Post, des Stadtgerichts, der Polizei; davor Straßen nach den Toren sich dehnend, die ganz ländlichen Eindruck machten: Vierfüßler, Hühner, Enten, Gänse auf den geräumigen Höfen. Die Friedrichstadt unendlich still; eine Puttkamer-, Bessel-, Anhaltstraße gab es noch nicht; die Sternwarte war noch nicht freigelegt; Garten an Garten voll Baumblüte und Vogelsang im Frühlinge, voll Trauben, Äpfeln und Birnen im Herbste, und nachmittags voller Kinder, welche das Wiesel mitten in der Stadt jagen konnten und nie ein Bedürfnis fühlten, frische Luft außerhalb der Stadtmauern zu suchen. Die ganze obere Friedrichstraße von sogenannten Viehmeistern bewohnt, durch welche die Südstadt mit Milch versorgt wurde, welche ehrerbietigst von den grünen Holzstühlen, den Ruhesitzen ihrer Abende, aufstanden, wann der von ihnen bediente Honoratiore vorbeikam. Von der alten Jakobstraße bis zum Schlesischen Tore das Köpenicker Feld, über das wir, aus der Pfuelschen Schwimmanstalt heimkehrend, so manchmal hinweggeschwitzt sind unter glühender Sonne – denn diese gute Alte meinte es damals noch besser mit den Menschen und hatte auch Ursach' – an Kartoffeln, roten Rüben und Roggen, und Roggen, roten Rüben und Kartoffeln vorbei. Ob nicht manchem, der 1840 jung war, noch beifällt, wie gelegentlich, um die Hasenhegergasse – jetzige Feilnerstraße – zu sparen, die junge Gesellschaft über die Mauer des Oberbergamtsgartens kletterte, ohne daß jemand danach fragte? Jetzt heißt jener Garten Oranienstraße. Vor dem Halleschen Tore ein sandiger Feldweg, am Upstall mit seinem Teiche und seinen weidenden Pferden vorüber nach dem Kreuzberge, an dessen Fuße gartenlose Beamte im Sommer wohnten, wie wir es mit Illaires und Ulferts zusammen mehrere Jahre getan. Die jetzige Königgrätzerstraße an dem 1844 zugeschütteten Schafgraben so einsam, daß das Quaken der Frösche in lauen Abenden weithin gehört ward: dort wohnte Ludwig Jonas die Sommer hindurch. In der oberen Wilhelmstraße der Brüdersaal und die kleingefensterten Häuser der eingewanderten Böhmen.

Der Verkehr ein behaglicher; das Bedürfnis nach Nachrichten so gering, daß für jeden Brief auf den Stadtposten eine gestempelte Marke verabfolgt wurde und für die Briefe abgebenden Kinder guter Kunden der die Post versorgende Kaufmann Dütchen groben, grauen Lösch-

papiers mit je fünf sehr klebrigen Rosinen darin bereithalten konnte, ohne Schaden für seine Kasse zu fürchten. Für die höheren Stände die wenigen Weinstuben, holzgetäfelt, mit den schlichten schweren Tischen ohne Tafeltuch. Gott segne euch, Nött, Nitze, Röllig, Bracht, Habel! Was für Behagen habt ihr uns Kindern erweckt, wann wir unsere Lehrer, Bresemer, Drogan, Yxem, Rex, Siebenhaar, in euch hineinsteigen sahen und der Duft von Siegellack und Rheinwein uns verkündete, was wir würden einmal genießen können, wann wir Männer sein würden. Das Volk hatte sein Weißbier, der vierte Stand, der – wenig zahlreich – noch nicht wußte, daß er ein Stand war, seinen Schnaps, und diesen ab und zu – aber selten – reichlicher, als ihm diente.

Dabei ein ruhiges Wohnenbleiben in denselben Räumen. Der Vater meiner lieben Stiefmutter war bei dem alten Boyen Arzt; so war dieser vielverehrte Mann, der die Schwerter für den Befreiungskrieg geschmiedet, uns persönlich nahe genug gerückt. Ich denke den alten Löwen stets in demselben Hause und sehe das frische, rote Gesicht und die weißen Haare noch jetzt über das eiserne Geländer seiner Treppe oder seines Balkons gebeugt, wie er uns zunickte und zurief, wann wir bei ihm mit vorfuhren. Erst als er Minister geworden, ist Boyen aus diesem Hause in seine Dienstwohnung verzogen. Chamisso hat, soweit meine Erinnerung aufwärts reicht, in denselben Räumen seinen mächtigen Husten ertönen lassen. Unser Freund Winterfeld, der taube Musiker, in der Kochstraße (nachmals baute er sich das Haus, in dem jetzt der Oberkirchenrat seinen Sitz hat), Karl Ritter am Gendarmenmarkte, an der Ecke der französischen und der Markgrafenstraße (über ihm mein Großoheim Henri de Lagarde), Heinrich Steffens bei Stobwasser in der Wilhelmstraße, August Twesten am Dönhofsplatze – sie haben ein Menschenalter hindurch zur Miete gewohnt wie in eigenem Besitze.

Wo für den Berliner der Gesellschaft die äußerste Grenze lag, an der er wohnen konnte, ohne jeden geselligen Verkehr aufzugeben, davon erzählt uns S. Hensel in seinen Erinnerungen an die Familie Mendelssohn. Wir sehen zugleich den großzügigen Lebenszuschnitt reicher Familien von einst, die doch wieder manches in Kauf nahmen, was uns heute unglaublich erscheint – so die Unheizbarkeit einer Wohnung, die man aber über die schönen Räume für häusliche Musikaufführungen vergißt.

Im Jahre 1825 trat ein Ereignis ein, das auf die Entwickelung der Kinder, auf die ganze Gestaltung des Lebens der Familie auf Generationen hinaus vom bestimmendsten Einfluß werden sollte, und das auch deshalb zur Überschrift dieses Kapitels gewählt wurde: Abraham kaufte das schöne Grundstück Leipzigerstraße Nr. 3. In diesem wundervollen Hause und Garten verlebten Abraham und Lea den Rest ihres Lebens, hier heiratete Fanny und lebte auch bis zuletzt hier. Allen Mitgliedern der Familie war aber dies Haus nicht ein gewöhnlicher Besitz, ein toter Steinhaufen, sondern eine lebendige Individualität, ein Mitglied, teilnehmend am Glück der Familie, es war ihnen und den Nächststehenden gewissermaßen Repräsentant derselben. In diesem Sinne brauchte Felix oft den Ausdruck „Leipzigerstraße 3" und in diesem Sinne liebten alle das Grundstück und betrauerten seinen Verlust, als es nach Fannys und Felix' Tode verkauft und – das Herrenhaus hineinverlegt wurde.

Die Straßenfront des Hauses ist noch dieselbe wie damals. Die Räume darin waren stattlich, groß und hoch mit jener angenehmen Raumverschwendung gebaut, die in den Zeiten der hohen Grundstückspreise den Architekten fast ganz abhanden gekommen, und für deren Wert kaum mehr das Verständnis – oder die Mittel – vorhanden zu sein scheinen. Namentlich war ein Zimmer nach dem Hof hinaus mit einem daranstoßenden, durch drei große Bogen damit verbundenen Kabinett wunderschön und zu Theatervorstellungen wie geschaffen. Hier wurden denn auch viele, viele Jahre hindurch zu Weihnachten, Geburts- oder andern Festen die reizendsten, von Witz und Laune sprudelnden Aufführungen veranstaltet. Für gewöhnlich war dies Leas Wohnzimmer. Man hatte aus den Fenstern desselben die Aussicht auf den sehr großen Hof, umgeben von niedrigen Seitengebäuden und geschlossen durch die einstöckige Gartenwohnung, über welche hinweg die Kronen der hohen Bäume ragten. Diese Gartenwohnung hatten Hensels von ihrer Verheiratung ab inne. Sie ist jetzt niedergerissen und hat dem Sitzungssaal des Herrenhauses Platz gemacht. Die Wohnung hatte im Winter große Übelstände: sie war kalt, feucht, jedes Zimmer war Durchgang, und keins hatte Gegenhitze, da das Gartenhaus nur ein Zimmer tief war. Doppelfenster waren damals in Berlin große Seltenheit, diese Wohnung besaß keine, und täglich strömten von den

gefrorenen Scheiben große Wassermassen, die fortwährend aufgewischt werden mußten. Über eine Zimmertemperatur von 13° kam es im Winter selten. Dafür aber war die Wohnung im Sommer bezaubernd schön. Alle Fenster sahen nach dem Garten hinaus, in blühende Fliederbüsche, in Alleen schöner alter Bäume, das Weinlaub die Scheiben umrankend – und für alle Jahreszeiten hatte sie andere große Vorzüge; namentlich die vollständige Ruhe und Stille: durch den großen Hof und das hohe Vordergebäude wurde jeder Ton von der geräuschvollen Straße abgeschnitten; man lebte wie in der tiefsten Einsamkeit des Waldes und war doch nur 100 Schritt von der Straße entfernt. Kein Vis-à-vis als die herrlichen Bäume des Gartens mit lustig zwitschernden Vögeln und keinen Mieter über, unter oder neben sich; nach dem Straßenlärm tiefste, fast ländliche Stille und Abgeschlossenheit und vor den Fenstern das Grün der Bäume. Das Schönste an der Gartenwohnung war der große, in der Mitte gelegene Saal. Derselbe faßte mehrere hundert Menschen und bestand nach dem Garten zu aus lauter zurückschiebbaren Glaswänden mit Säulen dazwischen, so daß er in eine ganz offene Säulenhalle zu verwandeln war. Wände und Decke, letztere eine flache Kuppel bildend, waren in etwas barocker aber phantastischer Weise mit Freskobildern geziert. Hier war das eigentliche Lokal, wo die Sonntagsmusiken ihre volle Ausdehnung gewinnen sollten. Man genoß aus ihm den Überblick über den 7 Morgen großen, parkartigen Garten, der bis an die Gärten des Prinzen Albrecht reichte und, ein Überrest des Tiergartens, der sich noch zu Friedrichs des Großen Zeiten bis hierher erstreckt hatte, einen großen Reichtum der schönsten alten Bäume besaß. Über den beabsichtigten Ankauf dieses Grundstücks schrieb Lea an Hensel nach Rom (1. Februar 1825): „Ist es Ihnen nicht auch überraschend gewesen, daß mein Mann ernstlich damit umgeht, sich hier durch Kauf anzusiedeln? Das Grundstück, aus dem etwas sehr Schönes werden kann, lockte ihn freilich. Das Haus ist zwar ganz so verfallen und vernachlässigt, als es bei vielen Besitzern (die v. d. Reckesche Familie), die nie eines Sinnes werden und nie Gemeingeist haben, stets der Fall ist, und es muß viel verwandt werden, um es nur in wohnbaren Stand zu setzen. Der Garten ist aber ein wahrer Park, mit herrlichen Bäumen, einem Stück Feld, Rasenplätzen und einer höchst angenehmen Sommerwohnung, und dies allein tentiert meinen Mann sowohl als mich.“ –

Die Hausfreunde aber jammerten vorerst und klagten, daß Mendelssohns so weit aus der Welt und in eine so abgelegene tote Gegend zögen, wo das Gras auf den Straßen wächst – denn das Potsdamer Tor war damals die „Ultima-Thule", wo die Berliner Geographie aufhörte.

Intimen Schilderungen von Wohnräumen und Wohnungseinrichtungen begegnet man leider ziemlich selten. Wohl aus dem Grunde, weil die Art der Wohnungseinrichtung allgemein bekannt war, sich in den einzelnen Häusern nicht allzuviel unterschied und eigentlich für den Mitlebenden nichts Auffallendes bot – ganz im Gegensatz zu unserer heutigen Betrachtung.
In dem liebenswürdigen und überaus lesenswerten Buche von Felix Ebertÿ, der später Professor der Rechtswissenschaften in Breslau wurde, in den „Jugenderinnerungen eines alten Berliners", hat sich aber das Spiegelbild einer solchen Wohnung ziemlich klar und treu erhalten.

Das zweite Stockwerk wurde von meinen Eltern bewohnt. Sie hatten nach vorn ein sehr behagliches dreifenstriges Zimmer mit einem schrägen Glasverschlage für Blumen an einem der Fenster. Ein großer Vorhang schloß die weite Öffnung von doppelter Türbreite, welche den Alkoven, das Schlafgemach der Eltern, mit der Wohnstube verband. Aus dem Alkoven gelangte man in ein kleines Gemach, welches als Speisekammer diente; aus dieser kam man durch die Gesindestube in die Küche und von da durch einen Gang, auf den die Türen von allerlei Vorratskammern und Wandschränken sich öffneten, in den mit dem Vorderhause gleichlaufenden Hausflügel im Hofe, wo die geräumige freundliche Kinderstube lag.

Die beiden neben der Wohnstube nach der Straße hinausschauenden Fenster gehörten zu der sogenannten Putzstube, dem Stolz der Kinder, und auch wohl ein wenig der Älteren. Die Wände waren hellgrau gestrichen. Tapeten kamen nur bei den reichsten Leuten vor. Auf die eine Wand hatte Wilhelm Schadow, der nachherige Direktor der Düsseldorfer Akademie und meines Vaters Jugendfreund, demselben als Hochzeitsgeschenk die vier Jahreszeiten, grau in grau und mit weißen Lichtern gehöht, schön und plastisch gemalt, so daß es ein Relief zu sein schien. Ein herrlicher Teppich, Erdbeerblätter, Blüten und Früchte zeigend, bedeckte den Fußboden, die Möbel waren sehr zierlich aus weißem Birkenmaserholz gefertigt. Ein kleiner Kronleuchter zu vier

Lichtern, an Glasketten hängend, schien uns überaus prächtig und ein unnahbares Kunstwerk zu sein, das wir gar zu gern mit den Händen berührt hätten, wenn es nicht aufs strengste verboten gewesen wäre; denn die Möglichkeit, diese Begierde zu befriedigen, war vorhanden, weil die Zimmerhöhe gestattet hätte, mittelst eines Stuhls die glänzenden Glasstückchen zu erreichen.

Im Wohnzimmer, dessen Fußboden ein einfacher Teppich bedeckte, und dessen Vorhänge dunkelgrün waren, hingen schöne Kupferstiche, meist nach Raffael, welche die Eltern anschafften oder geschenkt erhielten. Zwischen Fenstern an den Pfeilern standen zwei nette, nach unten spitz zulaufende Wandschränkchen, die ich noch besitze, und in deren einem die Mutter Tee, Zucker und Schokolade, in dem anderen Wolle, Seide und Stickmuster aufbewahrte. Hinter dem Putzzimmer lag noch ein unscheinbares Gemach nach dem Hofe hinaus. In demselben wurde zu Mittag gegessen, wenn wir allein waren.

Weit schlichter war die Wohnungseinrichtung in kleinen Städten der Provinz, selbst bei leidlich wohlhabenden Leuten, wie es die Eltern Gustav Freytags waren. Auch die Lebenshaltung und Beköstigung war von einer fast spartanischen Einfachheit.

Wie einfach war doch der ganze Haushalt, obgleich die Eltern, nach den Verhältnissen jener Zeit, in mäßigem Wohlstande lebten. Die Papiertapete galt für einen Luxus, den wir in keiner Wohnstube hatten, die Wände waren mit bunter Kalkfarbe blau, rosa, gelb getüncht, eine kleine gemalte Rosette an der Decke der „guten" Stube wurde sehr bewundert. Auch das Streichen der Fußböden war noch ungebräuchlich, und zur großen Beschwer der Familie und der Dienstmädchen blieb ein ewiges Scheuern der weißen Dielen notwendig; die Möbel standen gradlinig und einfach, kaum ein altes Stück in Rokoko darunter; zu Mittag nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder selten ein Stück Fleisch, häufig Wassersuppe, welche die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzusatz anmutig machte. Wein wurde nur aufgesetzt, wenn ein lieber Besuch kam. Dabei wuchsen wir gesund und rotbäckig heran. Solche Einfachheit des Tageslebens war allgemein. Wenn die Herren einmal reichlicher Geld ausgaben, geschah es in der Weinstube, die der Vater sehr selten besuchte.

(Gustav Freytag, „Gesammelte Werke", Bd. I.)

Da Berlin noch nicht so eng bebaut war wie heute, so gehörte zu vielen Häusern reichliches Gartenland. Professor Felix Ebertÿ berichtet uns in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Berliners" von einem Garten am väterlichen Hause, der noch aus der Rokokozeit stammte, unter der nachfolgenden, ärmeren Generation etwas verwildert und verwahrlost war, aber gerade dadurch für die spielenden Kinder etwas Unheimlich-Märchenhaftes bekam

Aus dem großen, von allen Seiten durch Gebäude eingeschlossenen Hofe führte am äußersten Ende ein Gittertor zu der Treppe, auf welcher man in diesen tiefer gelegenen Garten gelangte. Jeder Tritt auf den Stufen verursachte ein eigentümliches, metallisch-glockenähnliches Geräusch, welches wahrscheinlich von daruntergelegenen Gewölben herrührte. Der Garten selbst erstreckte sich bis an die Spree, und manche Punkte desselben boten eine herrliche Aussicht über den Strom auf den gegenüberliegenden Teil der Stadt. Seit des Urgroßvaters Tode betrat nur selten jemand die wohlgepflegten Anlagen. Die Treibhäuser standen leer, und statt blühender Gewächse wurden darin verstümmelte Statuen und andere Gartenzierate aufbewahrt. Wenn ich mich neugierig in die glasbedeckten Räume wagte, um diese seltsamen Dinge in Augenschein zu nehmen, so hallten die Schritte des einsamen Knaben schauerlich wider, und ich eilte ins Freie zurück, um mich an den duftigen Blumenbeeten zu ergötzen, die sauber mit dichten Reihen des wohlriechenden Lavendel und anderer gewürziger Kräuter eingefaßt waren.

Auf einem Rasenplatze mitten im Garten stand ein Bronzeabguß des berühmten antiken betenden Knaben, dessen erhobene Arme, wie man glaubt, von Benvenuto Cellini ergänzt sind. Klopfte man an diese Statue, so gab sie denselben feierlichen Klang, wie jene Treppenstufen. Es wurde mir wunderlich dabei zumut! und als ich später das Goethesche Märchen vom neuen Paris kennen lernte, da tauchte das Bild des alten Gartens aus meiner frühesten Kinderzeit lebhaft wieder auf.

Über Haus und Garten, über Blumenpflege im Zimmer, über die feinen Formen des geselligen Verkehrs und vor allem über die starke Blumenfreude des Biedermeier berichtet uns Karl Gutzkow in seinen Erinnerungen „Aus der Knabenzeit", das auch sonst eine Fundgrube für den Freund der Biedermeierzeit ist.

Welch ein Reiz liegt in der traulichen Geselligkeit eines gebildeten Hauses! Kein Patschuli oder Moschus und doch ein eigner Duft, keine strahlenden Lüsters und doch ein heller Glanz! Die Ordnung und die Pflege verbreiten überall eine Wärme und Behaglichkeit, die neben den äußeren Sinnen auch das Gemüt ergreift. Die kleinen Arbeitstische der Frauen am Fenster, die Nähkörbchen mit den kleinen Zwirnrollen, mit den blauen englischen Nadelpapieren, den buntlackierten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheren, das aufgeschlagene Nähkissen des Tischchens, nebenan das Piano mit den Noten, Hyazinthen in Treibgläsern am Fenster, ein Vogel in schönem Messingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten abmildert, an den Wänden die Kupferstiche, die Beseitigung alles nur vorübergehend Notwendigen auf entfernte Räume, die Begegnungen der Familie unter sich voll Maß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Besuche mit Sammlung empfangen, abends der runde, von der Lampe erhellte Tisch, das siedende Teewasser, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfnis der geistigen Mitteilung . . . im Zusammenklang aller dieser Akkorde liegt eine Harmonie, ein sittliches Etwas, das jeden Menschen ergreift, bildet und veredelt.

Die Gartenlust wurde wie von Bienen genossen. Aber bei der Freude am Laufen und Rennen in den symmetrischen Wegen, unter hohen Rosenbüschen, Stachelbeer- und Himbeerhecken hin durfte auch die wirkliche Pflege der Blumen und Beete nicht fehlen. Man pflanzte und säete, man führte die Gießkanne, wenn die Sonne sich senkte, man half ernten und arbeitete nach bestimmten, von dem mathematischen Herrn Cleanth gestellten Aufgaben. Da war ein Salatbeet von Unkraut auszujäten, da waren Stöcke für die Nelken zu schneiden und aufzustecken, da waren die zerstreuten Blätter der abgeblühten Zentifolien zu sammeln, eine Arbeit, die dadurch belohnt wurde, daß man diese Rosenblätter den Apothekern korbweise verkaufen durfte. Lange Weinspaliere wurden nach den neuen Keechtschen Grundsätzen gezogen. Ein Gärtner führte die Oberaufsicht, mußte aber den jungen Freunden immer etwas von seiner leichteren Arbeit zuweisen, denn Herr Cleanth duldete keine gedankenlosen Spiele. Wie frucht- und blumenreich war dieser Garten! Wie malerische Sträuße von weißen und roten Lilien, von Rosen und Nelken, von Holunder und Maiblumen in erster

Frühlingszeit wurden zusammengestellt! Und dies Leben mit den Fröschen in einem kleinen Bewässerungstümpel, mit den Maikäfern, die je nach der Farbe der Halsschilde und der Fühlfäden in mehr Gattungen eingeteilt wurden, als Buffon klassifiziert hat, mit den Goldkäfern, die so träg und duftberauscht in der Mittagssonnenhitze auf Blumenkelchen in allen Regenbogenfarben schillerten!

Über Essen und Haushalt, über die kulinarischen Intima jener Zeit verbreitet sich Otto Bähr (Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren), der als einer der ersten versuchte, aus seiner Erinnerung heraus alle kleinen Lebenszüge von einst zusammenzustellen.

Wie in den einzelnen Familien gelebt wurde, war ja gewiß verschieden je nach der Größe des Einkommens, sowie nach den Ansprüchen des Eheherrn und der Geschicklichkeit der Hausfrau. Im allgemeinen aber wurde sehr einfach gelebt.

Als Morgentrank war Kaffee (der noch im vorigen Jahrhundert selten und mancherorten sogar verpönt war) schon allgemein üblich, wenn auch öfters mit Zichorien oder ähnlichen Ersatzmitteln gemischt. Auch nachmittags wurde in den meisten Familien Kaffee getrunken. Tee am Morgen zu trinken, war ganz unbekannt. Er wurde überhaupt nur wenig getrunken; meist nur in Abendgesellschaften. Auch trank man allgemein grünen Tee; der schwarze Tee wurde erst in späterer Zeit als der gesündere empfohlen.

Das Mittagsmahl war um 12 oder 1 Uhr. Ein späteres „Diner" kannte man nicht. Die Abendmahlzeit ward meist um 7 oder 8 Uhr eingenommen. Die Nahrungsmittel waren - abgesehen von den jetzt aus weiter Ferne uns zugeführten - von den heutigen kaum verschieden. Auch die Zubereitung derselben dürfte ziemlich gleichgeblieben sein. Jedoch fehlte das Hilfsmittel, womit man jetzt Suppen und Brühen kräftigt, der Fleischextrakt, welcher erst seit etwa zwanzig Jahren in unseren Küchen heimisch geworden ist. Überhaupt aber hielt man sich an die einfacheren Speisen und verschmähte die kostspieligeren. Fleisch wurde mittags in den besseren Familien durchweg gegessen. Für die Wochentage bildete jedoch gekochtes Fleisch (Suppenfleisch) die Regel. Dann und wann wurde auch ein Braten aufgetischt. Beefsteak kannte man noch nicht. Als Gemüse mußte dienen, was der Garten bot. Es durfte nichts umkommen.

Die Herstellung des Mittagsmahles ließ sich die Hausfrau selbst angelegen sein. Kochbücher hatte man schon damals, wenn auch recht dürftige. Man legte aber noch Wert darauf, daß die Frau selbst kochen könne; und viele konnten und taten es auch wirklich. Man hatte in der Regel nur einen weiblichen Dienstboten. Gleichzeitig eine „Köchin" und ein „Hausmädchen" zu halten, galt schon für einen Luxus. Einen Bedienten hatten nur vornehme Leute. Selbst in wohlhabenden Bürgerfamilien war es übrigens nicht selten, daß Sonnabends, wo das „Reinmachen" stattfand, zu Mittag gar nicht „gekocht", sondern Kaffee getrunken wurde.

Für den Abendtisch war vor allem das Schlachtewerk von Wert. Wohlhabende Bürger schlachteten im Winter ein oder mehrere Schweine; bei welcher feierlichen Gelegenheit auch die guten Freunde mit einer „Wurstsuppe" bedacht werden mußten. Die Schlachterei ging oft auf offener Straße vor sich. Ein Teil des Schlachtewerkes mußte frisch gegessen werden. Die geräucherten Würste und Schinken dienten das ganze Jahr hindurch als Zukost. Man speiste sie noch ohne alle Trichinenfurcht. Außerdem bestand die Abendmahlzeit öfters zur Sommerzeit in saurer Milch, zur Winterzeit in einer konsistenten Suppe.

Was die Zwischenkost betrifft, so galt es damals auch in bessern Ständen noch nicht für eine Schande, trocken Brot zu essen. Schwarzbrot und Weißbrot wurden ungefähr ebenso bereitet wie jetzt. Man kaufte sie in Kassel allgemein schon von den Bäckern; während an kleinern Orten noch die Brotbereitung im eigenen Hause üblich war. Dagegen wurden auch in Kassel die bei den großen Festen üblichen Festkuchen meist noch im eigenen Hause zubereitet und dem Bäcker zum Backen übersandt. An feinerem Gebäck lieferten die Bäcker Zwieback und Kringel; die übrigen feineren Backwaren sind neueren Ursprungs. Morgens aß man Weißbrot zum Kaffee, meist ohne Butter. Auch „belegte Butterbröter" zum Frühstück waren nicht üblich. Butter wurde überhaupt möglichst gespart. Geschmelzt wurde mit Rindsfett oder Speck. Einige Speisen (z. B. Pfannkuchen) mußten sich auch gefallen lassen, mit „Olei" (Rüböl) zubereitet zu werden. Kindern gab man wohl einen „Wecke" mit in die Schule. Zum Vieruhrbrot wurde ihnen ein Stück Schwarzbrot, vielleicht mit einem Apfel, gereicht.

Der Schriftsteller Adolph Stahr (Aus der Jugendzeit) stellt die Geselligkeit von einst der „zum Verzweifeln langweiligen und gemütlosen Öde unserer modernen Geselligkeit" gegenüber. Die Zeilen sind um 1870 geschrieben; und es ist nicht bewiesen, daß es seitdem besser geworden ist. Vor allem beklagt er das Schwinden der musikalischen Kultur und der Freude an Tisch- und Gesellschaftsliedern und gibt ihnen schuld an der Verarmung des geselligen Lebens.

Aber auch die gegenseitigen Besuche mit den obengedachten Nachbarn waren verhältnismäßig selten, namentlich die eigentlichen Gastbesuche zum Mittagbrot oder zu Kaffee und Abendbrot. Dergleichen Besuche waren recht eigentliche Feste, und ein Tag, wo ein solcher Überlandbesuch einer oder zweier befreundeter Nachbarfamilien von uns erwartet wurde, war ein wirklicher Festtag. Ein solcher kündigte sich schon im voraus an durch ein vorhergehendes allgemeines Reinmachen und Scheuern des ganzen Hauses, dessen Zimmer und Flur sodann mit dem weißesten Sande und mit Kalmus bestreut und mit Wacholderbeeren oder auch wohl mit einigen angezündeten „Räucherkerzchen" durchduftet wurden, was unsere feierliche Stimmung beträchtlich erhöhte. Solche Gastgesellschaften fanden meist nur im Sommer oder in der guten Jahreszeit bei besonderen Familienanlässen statt, wobei auch die Gunst des Mondes als heimleuchtendes Gestirn für späte Rückfahrt sorgfältig in Betracht gezogen wurde.

Die Bewirtung war äußerst mäßig - selbst für jene mäßige und genügsame Zeit. Wein - roter oder weißer Franzwein - blieb nur den feierlichsten Gelegenheiten vorbehalten; das gewöhnliche Getränk bei einem solchen Gastmittagbrote war Bier, Braunbier für die Jugend, Bitterbier für die älteren Gäste, beides aus Prenzlau bezogen. Den Luxus einiger Flaschen „Fredersdorfer" Doppelbiers, welches in Stettin gebraut wurde - Fredersdorf, der bekannte vertraute Kammerdiener Friedrichs des Großen, ward als Gründer der Brauerei genannt - vergönnten sich bei solchen Gelegenheiten nur Reichere. Dagegen ward abends wohl eine Bowle Punsch bereitet und unter fröhlichem Gesange bekannter Gesellschafts- und Tischlieder, an dem Männer und Frauen, alt und jung teilnahmen, heiter genossen. Solch gemeinsamer Tafelgesang fehlte damals bei keinem Festmahle in der Stadt wie auf dem Lande und trug mehr als heutzutage Champagner und kostbare Dessertweine dazu bei, die Stimmung der Tischgenossen zu einer festlich erhöh-

ten und im besten Sinne geselligen zu machen. Das Mittagbrot einer solchen „Gesellschaft" bestand aus Suppe und Braten mit einem Zugemüse, und den Nachtisch lieferte das wenige Obst des Pfarrgartens und die im Backen von Waffeln und Napfkuchen bewährte Kunst der Hausfrau. - Eins der beliebtesten Tafellieder bei solchen Gelegenheiten war das akademische:

„Vom hohn Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beschert!" usw.,

über dessen Verfasser noch heute jede Gewißheit fehlt. Eine Tradition, über welche ich anderwärts berichtet habe, nannte schon damals Jena als Entstehungsort und Schiller als den Dichter des beliebten Liedes. Daneben wurden des Schweizers Martin Usteri

„Freut euch des Lebens",

komponiert von Hans Georg Nägeli, Kotzebues, von Himmel in Musik gesetztes Lied:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond",

Schillers Punschlied der „vier innig gesellten Elemente" besonders gern gesungen; auch Lieder aus der Zeit der glorreichen Befreiungskriege fehlten nicht; und wenn der Punsch die würdigen alten Herren erwärmt und die Erinnerungen an ihre akademischen Jugendjahre neu belebt hatte, so ward auch wohl ein herzhaftes Gaudeamus igitur angestimmt, an welchem wir Gymnasiasten uns im froh erwartenden Gedenken an die auch uns dereinst bevorstehende Herrlichkeit akademischen Burschenlebens mit besonderem Eifer beteiligten. Selbst Claudius' Rheinweinlied wurde durch den Umstand, daß Rheinwein in unserem und aller unserer Freunde Häusern damals eine durchaus unbekannte Größe war, durchaus nicht ausgeschlossen, und das fröhliche:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!"

erscholl um nichts weniger herzlich zum Klange der Gläser, obschon dieselben nur mit bescheidenem Punsche gefüllt waren. Ich selber habe den ersten Rheinwein in meinem Leben erst am Rhein selbst getrunken, als ich, ein fast 23jähriger Student, meine große Ferienreise an den Rhein

im Herbſte des Jahres 1826 zu Fuße und mit dem Ränzel auf dem Rücken unternahm.

Die Sitte des fröhlichen Geſanges bei Tiſche, wie bei Waſſerfahrten, Land- und Waldpartien, die ſich heutzutage nur noch in den Zuſammenkünften der mehr oder minder kunſtmäßig geſchulten „Liedertafeln" erhalten hat, trug viel dazu bei, das damalige geſellige Zuſammenſein der Menſchen zu erheitern und der Muſik zu jener ethiſchen Wirkung auf das Gemüt zu verhelfen, die denn doch am Ende die Hauptſache iſt und bleibt. Dieſe Sitte währte in den mittleren Schichten der Geſellſchaft in Norddeutſchland noch fort bis zum Anfange der dreißiger Jahre, wo ſie unter dem zunehmenden Einfluſſe des muſikaliſchen Virtuoſentums allmählich verſchwand und in dem geſelligen Leben eine empfindliche Lücke zurückließ. Ein deutſcher Kulturgeſchichtſchreiber wird dieſelbe nicht unbeachtet laſſen dürfen, wenn er es unternimmt, die Urſachen und Symptome der mehr und mehr zunehmenden Trockenheit und gemütlichen Verarmung und der mitten im materiellen Überfluſſe oft zum Verzweifeln langweiligen und gemütloſen Öde unſerer modernen Geſelligkeit aufzuzeigen.

Ludwig Feuerbach, der aus Süddeutſchland nach Berlin heraufkommt und Empfehlungen mitbringt an Hitzig, den Freund, Stammtiſchgenoſſen, Biographen Theodor Amadeus Hoffmanns, iſt, wie ſein „Briefwechſel und Nachlaß" zeigt, erſtaunt, in einem Berliner äſthetiſchen Tee etwas ganz anderes zu finden als das, was man ſich auch noch heute unter dieſer Inſtitution vorſtellt.

Hitzig läßt ſich Dir vielmals empfehlen und danken für Deinen Brief. Da ich gar nichts davon wußte, daß Du mich in dem Briefe, den Du Heidenreich gabſt, empfohlen hatteſt, war ich um ſo mehr überraſcht, als er mich ſogleich mit Heidenreich, ohne daß ich ihn vorher beſucht oder geſprochen hätte, zu ſich auf einen Abend einlud. Zum erſten Male zu einem großen Berliner Tee eingeladen zu werden, iſt keine Kleinigkeit, zumal da weit und breit die Anſprüche bekannt ſind, die an einen gemacht werden, der in dieſe Myſterien treten will, nämlich daß er ſei Poet, Schriftſteller, Künſtler, Philoſoph, kurz, in allem ein Stümper; aber ich bin bekanntermaßen weiter nichts, als ein armer Theolog, und wollte daher, um in einem Berliner Tee doch

vernünftig aufzutreten, mir vorher aus der Leihbibliothek einige Romane, Almanache oder Journale holen, damit ich einige poetische, hohle, bombastische Phrasen und Worte in petto hätte, die dann von Zeit zu Zeit wie süße Lindenblüten herabfielen unter den sanften Zephirshauchen einer Teetasse, sanft gerötet von der Morgenröte Beifall äußernder Damenlippen und sich spiegelnd in dem blauen Himmelsgewölbe poetisch verzückter Augen; aber wenn ich auch wirklich, wie ich zuerst wollte, solche Anstalten und Präparationen getroffen hätte, um auf der Eselsbrücke poetischer Ausdrücke die brausenden Fluten des Tees glücklich zu passieren, so wäre es doch umsonst gewesen; denn Hitzig ist ein höchst einfacher, schlichter und gebildeter Mann, wie auch der ganze Kreis, der damals versammelt war und zum Teil aus bekannten Männern bestand, wie z. B. von Chamisso, der mit Kotzebue die Welt umsegelte. –

Von meiner Reise weiß ich Dir nichts zu erzählen, als daß ich mich in Göttingen entschloß, über Jena zu gehen. Ich hielt mich aber bloß zwei Tage dort auf. Die Verwandten sind alle recht wohl und gesund; ich war recht vergnügt daselbst. Tief gerührt ging ich oft durch die Gassen, denkend, wie Du oder Großvater durch sie einst gewandelt seid. Wenn Ihr etwas von unserem guten Karl erfahrt, so schreibt es mir recht bald. Lebe recht wohl.

Dein treuer, gehorsamer Sohn Ludwig.

Der Pädagoge und Staatsmann Eilers in seiner „Wanderung durchs Leben" erzählt uns, in welcher Weise Literatur gepflegt wurde, wie man in größeren Gesellschaften Stücke mit verteilten Rollen las oder Novellen namhafter Schriftsteller zum Gehör brachte. Ein letztes Rudiment davon hat sich in den Lesezirkeln junger Mädchen und Schüler bis heute erhalten. Die Gesellschaft der Erwachsenen ist über diese Dinge hinausgewachsen.

Auch in der Stadt selbst bildete sich bald ein schöner, freundlicher Kreis heiterer und geistig belebter Geselligkeit. Es waren die Familien Hout, Lossen, Buß, Prieger, Eichhoff, Cauer, Mohr, Schnödt und Knebel, die sich mit uns zum Zwecke geselliger Erheiterung und Belebung zusammenfanden. Die Frauen hatten alle eine feinere Gemütsbildung, einige, z. B. Frau Hout, auch eine höhere ästhetische und Kunstbildung. Die Männer waren befreundet; keiner hegte Mißtrauen

gegen den andern. Eine vollkommene, nie gemißbrauchte Freiheit der Gedankenäußerungen herrschte. Gespräche über Religion wurden durch das Schicklichkeitsgefühl aller ausgeschlossen, weil die Gesellschaft eine gemischte war; auch politische Zeitfragen wurden nur vorübergehend in kleinen Männergruppen berührt. Die Gesellschaften fanden jede Woche an einem bestimmten Abend bei einer der Familien nach festgesetzter Reihenfolge statt. Hinzugezogen wurden einzelne unverheiratete Herren, die an dem Tone der Gesellschaft Geschmack fanden und zur Belebung beitragen konnten. Man versammelte sich unter herzlichen Begrüßungen und genoß den Tee unter allerlei flüchtigen Mitteilungen und Fragen, während die Frauen sich von ihren Kindern und Mägden unterhielten. Dann wurden ausgesuchte dramatische Stücke rollenweise gelesen, auch wohl bessere belletristische Schriften, z. B. Novellen von Tieck und die „Vier Norweger" von Steffens, von guten Lesern vorgelesen. Freien Lauf ließ man zum Schluß bei Tische, wo der jedesmalige Gastgeber für gute Weine zu sorgen nicht unterließ, allen anständigen Auslassungen der Heiterkeit und des Witzes, wobei der Bildhauer Cauer durch seine mimischen Talente und seine naiven Witze eine Hauptrolle spielte. Dieser liebenswürdige Künstler ist seitdem durch seine reinen und schönen plastischen Darstellungen, Idealstatuetten und Porträtstatuetten, ein allgemein bekannter Mann geworden. In Dresden war sein Name längst bekannt. Von da wurde er, ich weiß nicht mehr, auf wessen Empfehlung, als Zeichenlehrer an das Kreuznacher Gymnasium berufen, wo er noch steht.

Mit welchem Geschmack, welchem Aufwand und welcher Grazie man sich ehemals für das Theater und mehr noch für die junge Schönheit berühmter Schauspielerinnen zu ruinieren wußte, in jener Zeit des Theaterenthusiasmus und des Personenkults auf der Bühne, davon gibt uns Karoline Bauer ein sehr anschauliches Bild. Der Gastgeber, Justizrat Ludolff, der durch seine Theaterleidenschaft zum Verbrecher wurde und endlich nach Unterschlagung von Mündelgeldern durch Selbstmord endete, ist eine Figur, der man gerne einmal in einem Romane aus jenen Tagen begegnen möchte.

Meine fröhliche Jugendzeit in Berlin in den Jahren 1824–1829 war die reichste an Triumphen auf der Bühne und im geselligen Leben – und an den mannigfaltigsten und wunderlichsten Vereh-

rern meiner blühenden Erscheinung, meiner rosigen Laune und heiteren Kunst.

Die Verehrer lassen sich einteilen in gesellschaftliche, ästhetische und verliebte!

Das gesellschaftliche Leben des alten Berlins vor einem halben Jahrhundert war das animierteste und fröhlichste. Man suchte und fand in der Geselligkeit Ersatz für das fehlende öffentliche Leben einer politischen Residenz. Und die damalige Kleinstadt Berlin – kaum ein Fünftel so groß wie die heutige kaiserliche Millionenstadt – gestaltete dies gesellige Leben zu einem intimen und familiären, wie in einem Provinzstädtchen. Man kannte alle Welt und kam mit aller Welt an allen Orten immer wieder zusammen. Und diese rege Geselligkeit wurde dadurch möglich, daß sie bescheidener auftrat als heute. Man machte gegenseitig keine kostspieligen Ansprüche auf üppige Bewirtung, luxuriös ausgestattete Salons, glänzende Toiletten. Man konnte unkritisiert immer wieder in denselben Gesellschaftskleidern erscheinen – und wir waren bei der Beleuchtung von einigen mageren Talglichtern, die fortwährend Ansprüche an die heute von jüngeren Lesern kaum noch dem Namen nach gekannte „Lichtputzschere" machten – an birkenen oder „kienenen" Tischen und bei einer Tasse Tee und den berühmten oder berüchtigten dünnen Berliner Butterbrodchen seelenvergnügt.

Eins der gastfreisten, behaglichsten, elegantesten und interessantesten Häuser machte der Justizrat Ludolff, im Winter in seiner schönen Stadtwohnung Unter den Linden, im Sommer in seiner reizenden Villa im Tiergarten. Er war ein heiterer, genialer Genußmensch, schwärmend für Kunst, Künstler und – Künstlerinnen. An dem damals grassierenden „Sontag-Fieber" ist der wirklich liebenswürdige Mann zuletzt traurig zugrunde gegangen – worüber ausführlicher in einem späteren Abschnitt dieser Memoiren.

Kaum war ich in Berlin zu einer kleinen Berühmtheit geworden, so wurde Ludolff einer meiner wärmsten Verehrer und Beschützer – in allen Ehren. Ich durfte bei keinem der heiteren und oft sogar glänzenden Feste fehlen, die dieser geist- und lebensprudelnde Mäzen in seinem Hause, in seinem Garten, in einem öffentlichen Lokal oder auf einer Landpartie nach Treptow, nach den Pichelsbergen oder nach der damals berühmten Pfaueninsel mit ihren wilden Tieren, köstlichen Blumen und dem königlichen Riesen mit künstlerischer Grazie veranstaltete.

Zur Feier von Ludolffs Geburtstag spielte ich einst in seiner Tiergarten-Villa vor einer glänzenden Gesellschaft von 300 Personen mit dem jungen Neffen des Hauses, dem später als Journalist und Dramatiker bekannt gewordenen Alexander Cosmar, und zwei reizenden Fräulein von Winterfeld in dem Stück: „Die Savoyarden". Zur Krönung des Festes stieg dann dessen Königin – Henriette Sontag – als liebreizendste Blumenfee aus einem riesigen Blumenkorbe empor und sang mit ihrer süßen Vogelstimme ein Huldigungslied.

Der schwärmerisch verehrten Henriette zu Ehren veranstaltete Ludolff in dem damals glänzendsten Lokal Berlins, dem nach Schinkels genialen Zeichnungen erbauten und dekorierten Spiegelsaale des Konditors Fuchs Unter den Linden im Winter 1825/26 einen feenhaften Ball. Ganz Berlin sprach schon wochenlang vorher von diesem „Ereignis", und alle tanzlustigen Schönheiten gerieten in fieberhafte Aufregung: ob sie zu den Glücklichen zählen würden, zu diesem exklusiven Zauberfest eine Einladung zu erhalten. Denn wegen des beschränkten Raumes sollten nur dreißig tanzende Paare eingeladen werden, und es war bekannt, daß bei Ludolffs über Schönheit und Grazie strengstes Gericht gehalten wurde. Ich fand Gnade vor den kritischen Augen und war eine von den auserwählten dreißig Tänzerinnen.

Endlich war der große Abend da. Der berühmte Spiegelsaal, dessen Wände, Türen und Plafond nur aus Spiegeln und überreich vergoldetem Stuck bestand, funkelte von Hunderten von duftenden Wachslichten, die durch den Reflex von allen Seiten vertausendfacht wurden. In allen Ecken und in den Fensternischen schimmernde Blumengruppen – und dazwischen tanzende Jugend und Schönheit, die auch für die Toiletten etwas Außergewöhnliches getan hatte.

Wie entzückend schön war die sylphenhafte, heiterkeitstrahlende Henriette Sontag in ihrer duftigen Toilette: weißer Seidentüll, gestickt mit grünen Blättern und Ranken, über weißem Atlas Smaragdschmuck und weiße Rosen im Haar!

Die lieblichen, aber armen beiden Fräulein von Winterfeld hatten anonym reizende Pariser Toiletten: weißer Krepp mit lichtblauen Astern, zugesandt erhalten – von dem generösen Ballgeber Ludolff.

Ich trug Gaze-Iris mit Girlanden von Rosenknospen und Schneebällen, einen gleichen Blumenschmuck im Haar.

Uns alle aber überstrahlte die ehemalige Solotänzerin Böhnisch, die ein reicher Gutsbesitzer der Bühne entführt hatte, durch ihre leuchtende junonische Schönheit und die Pracht ihrer Toilette. Sie trug Drap d'argent, mit Granatblüten verziert, und gleiche Blumen in den lichtbraunen Locken. Der Glanz ihrer wunderschönen, tiefblauen Augen wetteiferte mit dem Feuer ihrer reichen Diamantenpracht. – Mlle. Böhnisch war zugleich mit der schönen Mlle. Vestris, der späteren Mad. Hoguet, auf königliche Kosten in Paris als Tänzerin ausgebildet, aber bald für die Bühne verloren.

Von diesem feenhaften Ball wurde noch lange in Berlin gesprochen – – und Ludolff schwamm in einem Meer von Entzücken und von – Schulden, was aber damals noch niemand ahnte.

Eine Person, die in den niederen Ständen bei ernsten Anlässen das gesellschaftliche Dekorum zu wahren hatte, und die heute wohl schon seit langen Jahrzehnten verschwunden ist, war der Leichenbitter. Zwei Schriftsteller, Lenz und Eichler, die sich in „Berlin und die Berliner" zu einer Reihe von Lokalschilderungen zusammengetan haben, entwerfen ein sehr belustigendes Bild von seiner Tätigkeit. Hosemann hat hierzu einen reizenden kleinen Kupfer geschaffen, auf dem wir den Leichenbitter mit dem dreikantigen Napoleonshut, von dem lange Flore herabhängen, mit dem schlechtsitzenden Frack und den riesigen Handschuhen sehen. Sein Gesicht trägt die Züge professioneller Traurigkeit, verbunden mit den Spuren eines übermäßigen Alkoholgenusses. Und doch fühlt man nur zu deutlich heraus, daß er bei seiner Amtshandlung nur an das Trinkgeld denkt und an die Art, wie er das Trinkgeld möglichst anregend umwandeln kann.

Wenn ein Individuum aus der minder wohlhabenden Bürgerklasse, das Glied einer Handwerker- oder Krämerfamilie, vom Tode hingerafft worden, so ist der erste Gang seiner Angehörigen zum Leichenkommissarius, der zweite zum Leichenbitter. Der letztere findet sich ungesäumt im Totenhause ein; er weiß, daß ihn darin der Anblick des Todes, Tränen, Schmerz und Klage erwarten, er weiß aber auch, daß er – althergebrachter Sitte gemäß – ein Butterbrot mit Schinken oder Schlackwurst belegt und ein Glas Branntwein darin findet. Es ist seines Amtes, zu trösten, und er tröstet nach besten Kräften. Da er indes dafürhält, daß viele Worte mit der Würde eines Leichenbitters unverträglich sind, so läßt er in die lauten und ungestümen Ausbrüche des Schmerzes der nächsten Angehörigen des Dahingeschiedenen in

angemessenen Intervallen eine seiner Stereotypphrasen fallen, die er mit einem obligaten Seufzer begleitet, wie z. B.: „Ihm ist wohl!" – „Er hat ausgerungen!" – „Er ruht jetzt im Schoße unseres Heilands!" – „Für den Tod kein Kraut nich gewachsen ist!" – „Jott hat ihn retourgenommen!" – „Er hat sich von diesem Dasein absolviert!" – „Wer weiß, wozu es jut ist!" usw. usw. Zuweilen aber, und wenn der Verstorbene begütert war und ein solennes Leichenbegängnis zu erwarten steht, läßt sich auch der Leichenbitter vom Schmerz überwältigen, und während er Butterschnitte, von dem Umfange kleiner Quadersteine, in seinen Mund schiebt und in der Betrübnis seines Herzens ganze Weingläser voll bittern Schnapses hinunterschüttet, rinnen Tränen innigsten Mitgefühls über sein wehmütiges Angesicht.

In dem Trauerhause hat er die Liste der zur Bestattung des Verstorbenen einzuladenden Personen empfangen, und er beginnt seine Runde. Zuvörderst begibt er sich zu denen, die er für wohlhabend genug hält, ihm ein kleines Douceur zufließen zu lassen. Wenn es nur irgend tunlich, sucht er seinen Besuch so einzurichten, daß er die ganze Familie beisammen trifft, und wählt, um den Effekt zu erhöhen, gewöhnlich die Zeit des Mittagessens. Die Wirkung seines Erscheinens ist in der Tat schlagend. Der Meister legt den Löffel nieder, die Meisterin faltet die Hände, die Kinder flüchten zu ihrer Mutter, schmiegen sich an sie und werfen scheue und furchtsame Blicke auf den „schwarzen Mann", der Gesell wagt es nicht, den Bissen, der schon an der Schwelle der Vernichtung stand, seiner Bestimmung entgegenzuführen, und durch die halbgeöffnete, zur Flur führende Tür stecken die Nachbarinnen die Köpfe und lauschen ängstlich und atemlos der Rede des Grabesboten; nur der Lehrbursche macht ein mokantes Gesicht und benutzt die feierliche Stimmung, sein Brot unbemerkt in die Sauce von seines Nachbars, des Gesellen, Teller zu tunken. Könntet ihr doch jetzt den Leichenbitter sehen, den Leichenbitter in seiner Glorie! Das Schicksal, wenn es personifiziert in den Tragödien der Alten auftrat, es konnte sich unmöglich ergreifender, fürchterlicher produzieren. Pluto selbst würde sich vor ihm entsetzen und der Zerberus heulend davonlaufen. Er ist ohne einleitenden Gruß eingetreten, hat seinen dreieckigen Hut auf den Magen gelegt, die Hände darüber gefaltet, und da ihm in diesem Moment die Leichdornen infolge einer bevorstehenden Witterungsverän-

derung zu schmerzen beginnen, hat sein Gesicht den Ausdruck wahren und unerkünstelten Schmerzes angenommen; sodann beginnt er, während sein eines Auge an der Decke haftet und das andere sich mit der auf dem Tische befindlichen Schüssel mit sauren Aalen, zufällig des Leichenbitters Lieblingsspeise, in Korrespondenz zu setzen versucht, mit hohlem, dumpfem Grabeston seinen Sermon:

„Es hat den Herrn gefallen, den Bürger und Sporenmachermeister Anton Jottlieb Ludewig Wackelmann, seit 22 Jahren Bezirksvorsteher und Altmeister der hochachtbaren und hochlöblichen Zunft der Sporenmacher allhier, von dieses Leben abzurufen. Die betrübte Witwe, die anjitzo vergeblich einen Tröster sucht, beabsichtigt ihren an Altersschwäche hinübergeschlummerten Herrn und Ehgemahl, den Bürger vnd Sporenmachermeister, Bezirksvorsteher, auch Altmeister der hochlöblichen Sporenmacherzunft Anton Jottlieb Ludewig Wackelmann, seligen, übermorgen früh, neun Uhr, zur ewigen Ruhe gelangen zu lassen und ladet Ihnen ein, ein Zeuge dieser feuerlichen Handlung zu sein. Amen!"

Hat der Leichenbitter seine Rede beendet, so verharrt er, in Erwartung einer Trostesspende, noch einige Augenblicke in seiner de- und wehmütigen Stellung. Wenn er die Familie zu seinem eigenen Leichenbegängnisse einzuladen hätte, er könnte unmöglich trauriger ausschauen: er scheint ganz übermannt vom Schmerz, und nicht eher kehrt er zum Bewußtsein zurück, bis ein ihm in die Hand gedrücktes Viergroschenstück den Krampf seiner Seele löst.

Biedermeier geht aus.

Konditoreien, Restaurants, Gartenlokale.

Über die Rolle, die Ausstattung, vor allem aber über die politische Bedeutung der Konditoreien in Berlin als Versammlungszentren der Intelligenz äußert sich Friedrich Saß, ein Berliner Schriftsteller der 40er Jahre, in seiner Schrift „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung" und gibt zugleich ein vorzügliches Bild der Kulturschichtungen der besseren Berliner Kreise von ehemals – der Offiziere, Beamten, Kaufleute, Literaten usw., die scheinbar durcheinanderflüteten und von denen doch schon jeder nur innerhalb seiner scharfgezogenen Grenzen lebte.

Wir wollen mit der Josty'schen Konditorei beginnen. Sie liegt an der Stechbahn, an der gefährlichsten Ecke Berlins, dem Schlosse schräg gegenüber. Schon die lebensgroßen Wandgemälde des verstorbenen und jetzigen Königs in vollständiger Uniform können den Eintretenden belehren, daß er sich hier an einem Orte befindet, wo die Elemente der preußischen Militärhierarchie ganz besonders vorzuherrschen pflegen. Es ist aber nicht der leichtfüßige Gardeleutnantston, wie er bei Kranzler zum Vorschein kommt, der sich hier geltend macht, es ist hier bei Josty noch manches alte, schwere und vernagelte Geschütz von Anno 1813 vorhanden. In den Wochentagen sieht man viele Zivilpersonen, deren ramassierter Schnurrbart den pensionierten Militär verkündigt. Sonntags nach der Parade blitzen und blinken die Uniformen in buntester Mischung. Die Militärpersonen, welche bei Josty verkehren, sind meistens gereist und alternd, manche von ihnen sind malcontent, wenn auch nur im stillen, was ja nicht gegen die Subordination ist. Viele von ihnen sind über die Erinnerungen 1813–15 nicht hinausgegangen und halten sie fest und verteidigen sie als ihr teuerstes Gut. Im allgemeinen ist der Geist des Jahres 1815 lange verdampft im preußischen Heere. Nur in einzelnen Typen hat er sich hartnäckig verfestet, und wenn die Resultate, mit welchen jener Geist uns be-

schenkt hat, auch keine Veranlassung zu Lobhymnen auf ihn geben können, so muß er doch jedenfalls neben dem modernen Gardeleutnantsgeiste, den wir, wenn wir die Kranzlersche Konditorei besuchen, genauer schildern werden, seine volle Berechtigung finden. Er tritt mit dem modernen Militärgeiste oft in entschiedenen Widerspruch. Er achtet das Volk als seine Stütze, während dieser nichts mit dem Volke zu tun haben mag und alles, was in Zivil geht, sich gegenüberstellt. Nach und nach verschwinden aber auch immer mehr Typen des preußischen Militärgeistes von 1815 bei Jostv, man trägt die alten Kämpfer zur Ruhe, der Säbel des neuen Geschlechtes ist ohne Scharten und für das Blinken und Funkeln auf der Parade eingerichtet.

Eine andere Schweizer Konditorei, in der ebenfalls das ancien régime vorzuherrschen pflegt, wenngleich ein anderes, ist die Konditorei des Herrn Spargnapani Unter den Linden. Sie ist berühmt durch ihre immer ausgezeichnete Ware. Des Morgens und des Abends sieht man hier viele ergrauende, ernste Männer. Die meisten sind die Gegner und die Feinde der neuen Zeit und des neuen Geschlechts. Sie leiden an Gicht, an Podagra, an Chiragra, an Rheumatismus, und wenn dann und wann ein junger Mann in diesem Kreise erscheint und die Türe etwas länger aufbleibt als gewöhnlich, so ziehen finstere Wolken über ihre Stirnen, und sie ruhen und rasten nicht, bevor jedes Luftloch wieder verschlossen. Herr Spargnapani ist ein feiner Mann und berücksichtigt sein Publikum. Darum ist abends in seinem Lokale eine Hitze, welche die blutwarme Jugend nie lange vertragen kann, während die geschwächten Körper unseres ancien régime sich ganz behaglich in derselben erquicken. Seinem Charakter nach läßt sich das feierliche und morose Alter in der Spargnapanischen Konditorei als ein hohes und mittleres Beamtentum bezeichnen.

Es wäre unrecht, diesem Alter Intelligenz abzusprechen. Im Gegenteil, dieses Alter hat einen zähen, praktischen Verstand, und ist keineswegs in Indifferentismus und Indolenz versunken. Das kann man schon bei Spargnapani erblicken, wo dieses Alter sich von seinen bureaukratischen Mühen erholt. Die Bewegungen der Gegenwart werden keineswegs ignoriert, sie werden vielmehr alle verfolgt. Die liberalen Zeitungen werden alle gelesen, die französischen, die englischen Kammerverhandlungen werden oft mit wahrer Gier bis ins einzelne beachtet;

aber der Standpunkt des Altpreußentums wird allem dem gegenüber nicht aufgegeben, es bleibt hartnäckig, starr, zähe, unumstößlich.

Ein lautes Reden ist beinahe unerhört und könnte allgemeinen Unwillen erregen. Die Garçons treten kaum hörbar auf. Die alten Herren sitzen da, wie die römischen Senatoren, als sie mit feierlichem Ernste und unbeweglich den Einbruch der Gallier erwarteten.

Einen ganz anderen Charakter prägt, der Spargnapanischen Konditorei gegenüber, die Stehelysche am Gendarmenmarkte aus. Ihre Lage, dem Schauspielhause schräg gegenüber, berechtigt sie von vorneherein, ein Sammelplatz der literarischen und künstlerischen Elemente Berlins zu werden, und eine Geschichte der Stehelyschen Konditorei schreiben, hieße nichts anderes, als die Geschichte der Berliner Literaturzustände geben. Hier war es, um nur bei der letzten Periode zu bleiben, hier war es, wo T. A. Hoffmann phantasierte und seinen Spuk trieb, wo die Teelöffel vor ihm tanzten und die Kaffeekannen ein Ave-Maria beteten, hier war es, wo Heine seine Baisers verzehrte und die ganze Berliner Welt, besonders aber den Herrn von Raumer, karikierte. Hier war es, wo in den zwanziger Jahren das Theaterrezensententum seine Huldigungen entgegennahm, wo eine Kritik über die Sontag das Herz des alten Europa im tiefsten Innern erschüttern machte; hier war es, wo die Julirevolution und die Hegelsche Philosophie vom Jungen Deutschland entbunden wurde und das ganze Kotteriewesen seinen Mittelpunkt fand. Hier war es, von wo aus die eine Partei im Jungen Deutschland die andere zu bekämpfen suchte, hier war es, wo der „Standpunkt des Jungen Deutschlands zuerst überwunden wurde", hier war es, von wo aus die „Hallischen Jahrbücher" und die „Rheinische Zeitung" ihr Geschütz bezogen, und hier eben waltet der Kreis, von dem Deutschlands Zeitungen ihre Berliner Korrespondenzen erhalten. Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, wie wichtig die Kenntnis der Stehelyschen Konditorei für die Erkenntnis der Berliner und der deutschen Kultur- und Literaturzustände geworden ist. Man kann es ohne Anmaßung sagen, das junge Volk, die neue Zeit, hat gesiegt bei Stehely. Diese Konditorei ist der Gegenpol von Spargnapani geworden. Zwar zeigt sich auch hier noch dann und wann eine Gestalt des ancien régime, aber sie wagt sich entweder nicht weiter, als bis in die Vorhalle, oder sie zieht sich in den Hintergrund

zurück. Der Mittelpunkt dieser Konditorei, die vielerwähnte „Rote Stube", ist dem Geiste des jungen Volkes erobert.

Die „Rote Stube" bei Stehely ist der Zusammenkunftsplatz der Berliner Liberalen und Radikalen geworden, und eben diesen gilt, was Prutz in der Parabase seiner „Politischen Wochenstube" bemerkt:

„Politik allein, so schnattern sie laut und essen Baisers bei Stehely."

Alle Nachmittag finden hier bei einer Tasse Kaffee unschuldige Besprechungen und Erörterungen statt, wie sie Journallektüre und die Ereignisse des Tages herbeiführen, und es wird hier nichts weniger als das Spargnapanische Prinzip des Schweigens aufrechterhalten. Die Stimmung der „Roten Stube" pflegt immer eine lebendige zu sein. In neuester Zeit freilich ist der Kreis nicht mehr so vollständig, als früher. Es sind viele Parteiungen und Dissonanzen in das literarische Berlin hineingefahren, welche ein Zusammensein häufig verhindern und auch die „Rote Stube" beeinträchtigt haben. Aber immer noch geht es in ihr zwischen 4 Uhr nachmittags und der Theaterzeit ziemlich lebhaft zu.

Verlassen wir nun die Stehelysche Konditorei, mit ihrer von Literatur, Politik und Philosophie geschwängerten Atmosphäre, so werden wir der Vollständigkeit halber uns an Orte begeben müssen, wo aristokratische Luft weht. Ehe wir indes das Eldorado der Berliner Gardeleutnants und Dandys, Lions usw. besuchen – und es gehört Überwindung dazu – müssen wir noch einer Konditorei erwähnen, die zwar auch die Aristokratie zur Schau trägt, sich aber als aristokratischer Parvenü bezeichnen lassen würde. Wir meinen die Fuchssche Konditorei Unter den Linden.

Ein prachtvolles Lokal. Man muß schon, wenn ein Provinziale die Hauptstadt besucht, ihn hierher führen, um ihn in Bewunderung über einen solchen Luxus zu versetzen. Die Wände des einen Zimmers sind durchgängig Spiegelglas. Ein anderes Zimmer ist ganz im Geschmacke eines Schweizerhauses eingerichtet worden. In dieser Konditorei soll man aber auch nichts anderes als die kalte Pracht bewundern, denn für Journallektüre ist kaum gesorgt worden, und Stille und Einsamkeit herrscht durchgängig in diesen eleganten Räumen. Aristokratisch-blasiert-einsam steht die Fuchssche Konditorei das ganze Jahr, aber in der

Weihnachtszeit wirft sie ihr aristokratisches Gewand von sich, arrangiert eine Weihnachtsausstellung und gibt eben dadurch den Beweis, daß sie nicht von echt aristokratischem Wasser ist. Um die Weihnachtszeit wird sie fleißig besucht; denn alsdann macht Herr „Punch" in ihr Berliner Witze und sucht die Narrheiten und Verlegenheiten des ablaufenden Jahres humoristisch, mit Bilderbeigabe, vorüberzuführen. Es versteht sich aber von selbst, daß dieser Witz kein ungezügelter sein darf; denn dafür gibt es in Berlin Polizei und Zensoren, und die Witze des Herrn Punch müssen erst vor ihrem Tribunal eine Bestätigung erhalten.

Und nun mögen wir immerhin, die Linden entlang, nach Kranzler schlendern. Diese Konditorei ist die Walhalla der Berliner Gardeleutnants geworden, wo sie, nachdem sie rechts und links kommandiert haben, zur Belohnung für ihre Tapferkeit Eis und Baisers essen dürfen. Das klassische Nichts hat in dieser Konditorei seinen glänzendsten Ausdruck gefunden, und der Gardeleutnantston hat sich in ihr geltend machen können, weil er hier auf keine politischen Debatten, auf keine politischen Oppositionsjournale stößt; denn in diesem Tempel unserer Aristokratie werden eben nur die „Preußische Staatszeitung", die „Vossische Zeitung", der „Hamburger Korrespondent" und das wichtigste Blatt von allen, das Blatt, welches die Beförderungen im Militär anzeigt, das „Militärblatt", gefunden. Die Aristokratie weiset den Kampf der Zeit vornehm von sich ab und bewegt sich in prätentiösen, exklusiven Formen, in einer vergoldeten Freiheit. In der Tat, ein Berliner Gardeleutnant, ein Berliner Dandy - und beide der exklusivesten Art, kann man bei Kranzler studieren - ist in unserer Zeit ein seltsames Wesen. Er kann wohl unsere Beachtung verdienen als ein Beweis, in welcher Leerheit der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft seine Ausläufe findet. Der Gardeleutnant wird geboren als echtes Vollblut von echtem Vollblut und fühlt sich nun von vornherein als ein Wesen höherer Art, den Bauern, den Tagelöhnern, dem bürgerlichen Volk gegenüber. Der junge „Von" braucht eigentlich nichts zu werden, er kann die Erlernung eines Geschäfts, um vermittelst desselben zu erwerben, dem Bürgertum überlassen; denn ein Gardeleutnant, wie er sein soll, muß reich sein. Indessen „der Repräsentation wegen" wird er in eine Kadettenanstalt geschickt und dort auf die bequemste und sorgsamste Art mit jenen Kenntnissen versorgt, die er gerade braucht,

um dem Gardeleutnantstum Ehre zu machen. Und wenn das Bärtchen nun flaumt, wenn die Epaulettes zum ersten Male auf seinen Schultern prangen, wenn der Federbusch zum ersten Male auf seinem Haupte winkt, wenn die Soldaten in allen Ecken und Winkeln präsentieren, wie sollte er da nicht fühlen, daß er berufen ist, ein „Wesen von höherer Art" in dieser sublunarischen Welt darzustellen? Ein Gardeleutnant glaubt schon, nicht mehr mit einem Leutnant von der Linie umgehen zu dürfen. Er meint, daß dieser unter ihm stehe. Was fehlt bei solchem Tone nun noch, um ganz und gar den Zustand der preußischen Armee darzustellen, welcher 1806 ein so klägliches Ende nahm?

Was sich sonst in Zivil bei Kranzler bewegt, pflegt mit den Gardeleutnants in einer Sphäre zu atmen und als Dandy eine Blasiertheit zur Schau zu tragen, welche jene noch unter dem Anscheine des militärischen Heroismus verbergen müssen. Junger, müßiger Adel, der in der Residenz seine Revenuen verzehrt, Gesandtschaftsattachés usw. sind die Lichtpunkte, die großen Sonnen des Kranzlerschen Dandytumes, denen sich mehr oder minder erleuchtete, dunkle oder leere Körper anschließen.

Hoffmann von Fallersleben, der Dichter der „Unpolitischen Lieder", läßt sich durch die Berliner Konditoreien und Cafés sogar zu politischer Lyrik begeistern. Ob das hier erwähnte Café National mit dem identisch ist, das – tempora mutantur – heute ganz anderen und keineswegs politischen Zwecken dient, wüßte ich nicht zu sagen.

Café National.

Mel.: Wilhelm, komm an meine Seite.

Welch ein Flüstern, welch ein Summen!
Welch ein stiller Lesefleiß!
Nur Marqueure schrein und brummen:
Tasse schwarz! und Tasse weiß!

Und die Zeitungsblätter rauschen,
Und man liest und liest sich satt,
Um Ideen einzutauschen,
Weil man selbst gar wenig hat.

Und sie plaudern, blättern, suchen,
Endlich kommt ein Resultat:
Noch ein Stückchen Apfelkuchen!
Zwar der Kurs steht desolat.

Und sie sitzen, grübeln, denken,
Und sie werden heiß und stumm,
Und mit kühlenden Getränken
Stärken sie sich wiederum.

So vertreibt man sich die Zeiten
Und des Tages Hitz und Last,
Bis erfüllt mit Neuigkeiten
Geht nach Haus der letzte Gast.

Doch am Morgen sieht sich wieder
Hier der alte Leserkreis,
Und man läßt sich häuslich nieder:
Tasse schwarz! und Tasse weiß!

Den Szenenwechsel in der Hauptkonditorei Berlins bei Stehely charakterisiert vorzüglich der Berliner Lokalschriftsteller Dronke in „Berlin" und erzählt uns, wie diese, für die Politik so wichtigen Lokale von polizeilichen Agenten überwacht wurden.

Die größte und unstreitig bedeutendste sämtlicher Konditoreien ist die von Stehely auf dem Gendarmenmarkt. Sie hat einen allgemeinen Ruf auch in der Ferne erlangt, indem die Hauptführer der periodischen Presse hier ihren Versammlungsplatz aufgeschlagen haben. Indes drängen sich die verschiedensten Gäste zu den verschiedenen Tageszeiten hierher. Am Morgen besucht der Geheimrat oder Regierungsbeamte, der auf sein Bureau eilt, diese Konditorei, um bei seinem Gläschen Madeira oder Malaga die eben angekommene Zeitung zu durchblättern, um seinen Kollegen die neusten Neuigkeiten bringen zu können. Ihnen folgen die Heroen der Oper, des Balletts und des Schauspiels. Die Szene ist auf einmal umgewandelt, und statt der geheimnisvollen diplomatischen Stille herrscht jetzt ein lautes, wirres Treiben. Es wird gelacht, disputiert, intrigiert, sogar Verschwörung angezettelt - alles in Theaterangelegenheiten. Manche neugierige

junge Leute oder Fremde kommen ebenfalls zu dieser Zeit hierher, weil sie gehört haben, daß sie so die berühmten und bekannten Theatergrößen in der Nähe sehen können; jetzt sitzen sie überrascht und in heiliger Befangenheit da und wissen nicht recht, ob sie wirklich in diesen Leuten die illusorischen Bilder des Kulissenscheins wiedererkennen sollen. Plötzlich ist der ganze Trupp verschwunden und wandert dem nahen Schauspiel- oder Opernhause zu. Dann um die Mittagsstunde treten neue Erscheinungen auf die Szene. Es sind dies einige wenige Offiziere, die sich etwas mehr wie ihre Kameraden mit wissenschaftlichen oder wenigstens ernsten Dingen beschäftigen und nach überstandenen Paraden oder Besuchen ein paar belletristische Blätter und die Feuilletons der Zeitungen durchsehen. Nachmittags zwischen drei und vier erscheint ein kleines Häuflein Universitätslehrer und konservativer Geister, welche in dem vorderen Zimmer ihre Lager aufschlagen ....

Zwischen vier und sechs Uhr finden sich bei Stehely die Schriftsteller der radikal-politischen Partei ein, von denen wir einige weiter unten kennen lernen werden. Diesen Leuten ist die Konditorei Ersatz eines ordentlichen Lesezimmers, dessen Mangel in einer Stadt wie Berlin auffallend erscheinen muß. Sie kommen hierher, um die periodischen Blätter zu lesen, welche sie in größtem, ausgebreitetstem Maße vorfinden, besprechen sich und disputieren über die einzelnen Vorkommnisse und Angelegenheiten der Öffentlichkeit und sammeln Notizen zu ihren journalistischen Arbeiten. Ihr Versammlungsort ist das letzte der vorderen Gemächer, welches man in Berlin wie auch auswärts in der entgegengesetzten Partei mit dem Namen des „Roten Zimmers" bezeichnet hat. Es geht oft lebhaft hier zu, und die Unterhaltungen sind stets anregend und von allgemeinem Interesse. Oftmals, oder selbst regelmäßig finden sich in diesem Raum schweigende Beobachter, die in einer Ecke diesen belehrenden Unterhaltungen über gemeininteressante Gegenstände zuhorchen und sich auf diese Weise ein tiefer eingehendes Urteil verschaffen, als es ihnen selbst möglich wäre; auch bezahlte „Beobachter", kenntlich an den schmalen, tiefgefurchten Spielergesichtern, trifft man hier, Leute, die nur zum Schein ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen und, die Augen starr auf die Zeilen gerichtet, seitwärts nach den, hohen Orts so „mißliebigen" Schriftstellern lauschen. Diese Spione werden oft auf das unbarmherzigste malträtiert,

aber wahrscheinlich hat sie das Bewußtsein ihres ehrlosen Gewerbes bereits so abgestumpft, daß sie fühllos gegen alles sind und stets unbekümmert wiederkehren. Gewiß ist, daß von diesem Zimmer aus ein großer Teil der ganzen deutschen Preßbewegung beherrscht wird, und wir werden sehen, welche rastlose und achtungswerte Tätigkeit von diesen Leuten ausgeht, die dem Interesse der Sache, für die sie schreiben, allen persönlichen ehrgeizigen Vorteil als „Schriftsteller" opfern. Daß von mancher Seite das „Rote Zimmer" mit hämischen, ja selbst entsetzten Blicken angesehen wird, ist nicht zu verwundern, und ich selbst bin Zeuge gewesen, wie ein ehrsamer loyaler Spießbürger einen begleitenden Fremden erschrocken vom Eintritt in jenes Zimmer zurückhielt, indem er dasselbe als den Herd der Jakobiner bezeichnete. Gegen Abend ist es ruhig. Nach dem Theater jedoch kehren noch einzelne alte Herren ein, welche über die Tänzerinnen sprechen, vielleicht auch einer kleinen jungen Freundin hier ein Vergnügen bereiten wollen.

Vergnügungen des Alltags.

Tänze, Tanzlokale, Konzertlokale.

Alle Schichten des Volkes waren in der Biedermeierzeit überaus tanzlustig und drängten sich nach jeder Art öffentlichen Vergnügens. Die Geheimnisse der feineren Tanzkunst, die im höfischen Rokoko sich entwickelt hatte, wurden noch zu jener Zeit, wie uns Meißner in der „Geschichte seines Lebens" erzählt, vielfach vom französischen Tanzmaitre, der irgendwo durch die Napoleonischen Kriege nach Deutschland oder Österreich verschneit war, oder durch uralte Flüchtlinge aus der Revolutionszeit, der schwerfälligeren deutschen Jugend überliefert.

Und der Professor der Tanzkunst stellte sich vor, ein kleines uraltes, verwittertes Männchen, in feinstem schwarzen Anzuge, mit grauem Haar, pedantisch trocken, der echte französische Tanzmeister. Nach einem feierlichen Schweigen, das als Vorbereitung gelten sollte, erhob er sich langsam auf seine Fußspitzen und eröffnete uns seine Absicht, uns in das Geheimnis eleganter Bewegungen einzuweihen. Wir mußten uns in zwei Reihen aufstellen, er zeigte uns die Positionen und forderte uns auf, ihm allerlei Pliez nachzumachen.

Monsieur Gaillard hatte auch eine ganz kleine Geige bei sich, eine Taschengeige, die längst verschollene Pochette, der er mit dem Fiedelbogen dünne, grelle, häßliche Töne entlockte. Er spielte uns die ersten Takte einer Gavotte vor. Bis diese aber getanzt wurde, dazu war es noch weithin. Es galt, die Kunst in ihren Prinzipien zu erfassen. Eine Erklärung der Fußstellungen, langsamere und elegantere Kniebeugungen, Versuche feierlicher Komplimente füllten eine ganze Reihe von Stunden aus.

Erst in der Biedermeierzeit drang, von Wien ausgehend, der Walzer mit seinen stärkeren, lebensfreudigeren Rhythmen in die Tanzgepflogenheiten ein und änderte das Bild des Tanzens in ähnlicher Weise, wie es in Europa vor ungefähr einem Jahrzehnt die stark pulsierenden amerikanischen Cakewalks und Twosteps getan haben. Ein schneller Walzer galt in guter Gesellschaft als nicht unschicklich.

Walzlied.

Hört ihr den schwäbischen Wirbeltanz?
Lirum, trallarum! Herbei!
Mag ein pedantischer Hirlefanz
Rufen sein Ach und sein Hi!

Lirum, der Boden ist spiegelglatt,
Hell und bevölkert der Saal,
Lirum, es walze, wer Atem hat
Und ein gesundes Pedal.

Jünglinge, schwebet im Takte hin,
Fliegt den melodischen Flug,
Bis euch die glühende Tänzerin
Lispelt ein mattes „Genug"!

O der unnennbaren Seligkeit:
Unter dem Hörnergetön
Traulich in süßer Umschlungenheit
Sich wie die Sphären zu drehn!

Krittler, verdammt den Erfinder nicht!
Denn ihr verdammt die Natur!
Singet dem Walzer ein Lobgedicht,
Aber dem langsamen nur.

Johann Haug.

Über niedere Tanzlokale Berlins, deren kulturelle Bedeutung und Rolle ein Freund des Volkslebens nie unterschätzen wird, äußert sich Löbell, der versucht, „Berlin und Hamburg" einander gegenüberzustellen und aneinander zu charakterisieren.

Der Verfasser des „Tuttifrutti" will eine Art Schilderung des Berliner Volkscharakters geben, aber . . . Se. Erlaucht suchen den Volkscharakter und das Berliner Leben in den Gräflich Brühlschen Bällen. Ja, lieber Herr, da finden Sie wohl Offiziere und Stifts- und courfähige Damen, aber der Nervus, die Bürgerklasse, kann sich ja nicht so hoch erheben. Se. Erlaucht hätten als gewissenhafter Berichterstatter es nicht verschmähen sollen, einmal den adeligen Nimbus abzuwerfen und sich dahin zu begeben, wo nach dem Sprichwort Confluxus Ca-

naillorum sich vereinigt. - Dort finden Sie den Charakter der Berliner und ihre Volkstümlichkeit, dort, wo der Venus vulgivaga und dem Bacchus geopfert wird, in Tanzböden und Trinkstuben; denn dort schöpfte der große G-r, der berühmte dramatische Schriftsteller, der Verfasser des „Berlin wie es ist - und trinkt", seine klassischen Witze.

„Ei wat braucht man, um jlücklich zu sind?"

singt der andere Heros: Angelo. - Hat der Berliner des Abends seine $2^1/_2$ Sgr. zu einer kühlen Blonden und vielleicht noch einige Groschens, da die Tänze groschenweise nach einem Zeichen mit der Klingel bezahlt werden - so steckt er die Pfeife in die Tasche, geht zu seiner Hulda, die längst aufgescheuert und seiner mit Sehnsucht harrt, und wandelt an ihrem kirschbräunlichen Arme in die Tabagie. Ach, der Berliner hat im Jahre 1834 zwei furchtbare Verluste erlitten!

Wegner in der Französischen und Geyer in der Königstraße schlossen ihre heiligen Hallen - wie es heißt, auf Befehl der Polizei.

Von etwas noch gemeinerem Genre ist aber noch die ***sche Bude, indem sich dort Improvisatoren herumtreiben. Welche Gesellschaft sich hier versammelt, beweist folgende Anekdote, die als wahr erzählt wird. - Als nämlich einmal einige fein gekleidete Herren hierherkamen, soll der Improvisator geschrien haben: „Ihr Gnoten, schmeißt den Anstand 'naus!" Früher soll hier auch eine Tafel mit der Inschrift gewesen sein: „Bei etwa vorkommenden Prügeleien möge man gefälligst die Tisch- und Bankbeine in Ruhe lassen, da für diesen Fall ... Stöcke hinter dem Ofen ständen!" Diese beiden Anekdoten trägt Fama in Berlin herum, jedoch können wir die Wahrheit nicht verbürgen.

Besser sind die Tabagien von Letze und Kühne (in der Sebastianskirchgasse), denn hier kommen vorzüglich des Sonntags die in der Nähe wohnenden Bürger mit ihren Familien zusammen, und da beide Etablissements mit Gärten versehen sind, so ist es im ganzen recht hübsch. Jedoch an den Wochentagen kommen die Nymphen (die Sonntags bei Frank sind) und tanzen mit obligater Prügelei.

Das Kolosseum, vielleicht das prächtigste Etablissement Berlins, machte anfangs viel Aufsehens ... Jetzt sieht man dort, vorzüglich Donnerstags, dieselben Gesichter wie bei Franks und weiland Wegners. Es hat auch schon oft derbe Prügelsuppen gegeben.

Als eine merkwürdige Erſcheinung iſt wohl zu bemerken . . . ., daß in dem Kühneſchen Lokale ſich ein Leſekabinett findet, und daß es dort eine Auswahl recht ſchöner Blätter gibt. In dieſer Hinſicht ſteht alſo bemeldete Tanzkneipe weit über mancher höchſt anſtändigen Konditorei, in denen man kaum ſechs Blätter zuſammenfinden kann.

Sehr intime, von genaueſter Sachkenntnis getragene Explikationen über das alte Koloſſeum, in das man ging, wenn man ſich nicht langweilen wollte, und in dem alle Schichten zuſammentrafen, in der gemeinſamen Abſicht des Tanzens und des Sichvergnügens, geben wiederum Lenz und Eichler („Berlin und die Berliner").

Es gibt in Berlin eine ſehr große Menge von Leuten, die tanzluſtig ſind, deren Bekanntſchaft und Stellung aber nicht von der Art iſt, daß ſie Einladungen zu Bällen zu erwarten hätten. Für dieſen Übelſtand hat das Koloſſeum Abhilfe, indem es ſeine eleganten großartigen Räume für gutes Geld öffnet.

Aber nicht etwa am Sonntage, dem Vergnügungstage für alle Welt; ein Tag in der Woche, der glückliche Donnerstag, iſt den Beſtrebungen Terpſichores geweiht.

Da ſtrömen des Abends elegante Handlungsdiener, von den Kommis des Bankiers bis zu den Mühlendammlords und reſpektive „Trankonditoren" herab, nach der Jakobſtraße, Offiziere in Zivil, Referendarien, Roués, junge Geſchäftsleute, junge Leute überhaupt aus faſt allen Ständen und beſonders Kohorten Studenten - Berliner Studenten nämlich, welche faſt alle ſich wie gewöhnliche Leute tragen - die verſchiedenſte Auswahl tanzluſtiger Herren findet ſich zuſammen.

Der Leſer und ich, wir nehmen uns eine Droſchke, welche alsbald vor dem erleuchteten Torwege hält. Wir ſteigen aus, löſen uns an der Kaſſe eine Einlaßkarte, geben Hut, Mantel u. dgl. in der Garderobe ab und öffnen die Flügeltüren des großen Saales, der geſchmackvoll dekoriert, glänzend erleuchtet und mit geputzten Leuten beiderlei Geſchlechts faſt überfüllt iſt.

Der Tanz, welcher eben im beſten Zuge iſt, hindert uns vorläufig am ſchnellen Vordringen durch die lebensluſtige Menge, wir nehmen unſer Augenglas zur Hand und muſtern die tanzenden Gruppen.

Im Grunde bieten die Tanzenden einen recht troſtloſen, für den

Liebhaber charakteristischer Volksbelustigung betrübenden Anblick dar. Alles will hier fein sein, eine törichte Nachäffung anständiger, vornehmer Manieren gibt sich durchweg kund, niemand möchte seinen Stand verraten, eine echt berlinische Bestrebung.

Die roten, starken Hände des Dienstmädchens sind in enge Gehäuse von Glacéleder gepreßt, die naturwüchsigen Leiber durch Schnürleiber und Schnebbentaillen so bedrängt, daß die Haken, mit welchen die Ballkleider hinten zusammengehalten werden, zu springen drohen, die Bewegung der Arme, vermöge des ungewohnten Kleiderschnittes, so ungraziös als irgend möglich, und nun gar diese Sammetspenzer, die schönste, kleidsamste Tracht für feine, elegische Gestalten von vornehmer Turnüre, sie sehn bis zum Ekel zweifelhaft aus an diesen Mädchen, die freilich zu sehr großen Teilen ins Zweideutige hinüberschillern.

Der jungen naiven Mädchen aus den Bürgerständen, welche mit Familie anwesend sind, gibt es leider gar nicht viele, da diese nur ab und zu eines solchen Vergnügens teilhaftig werden, während der größere Teil der tanzenden Damen als Stammgäste des Kolosseums zu betrachten sind.

Daher auch die wirklich intime Bekanntschaft der Herren, welche Kolosseumshabitués sind, mit den meisten der Damen. Mit Kennerblicke, mit der Übersicht eines Feldherrn, durchfliegt ihr Auge den Saal, und bald sind die früher noch nicht gesehenen Mädchen gefunden, und falls sie hübsch sind, harangiert und die Bekanntschaft in bester Weise angeknüpft.

Der Habitué des Kolosseums tanzt selten, er verhält sich beobachtend und unterhaltend, in den Zwischenpausen bewährt sich seine eigentliche Tätigkeit. Er ist gewöhnlich reicher Student oder Referendarius, häufig von Adel, auch wohl Leutnant oder Fähnrich, jedenfalls aber ein Roué, der sein Bedürfnis, erfolgreiche Bekanntschaften unter dem weiblichen Geschlechte zu machen, hier aufs angenehmste befriedigen kann, und selten geht er nach Hause, ohne einige neue Adressen sich notiert zu haben.

Sobald die rauschende Musik verstummt und die Tänzer ihre Damen an die Plätze führen, beginnt er seine Wanderung durch die verschiedenen Räume und „reviert ab". Zu beiden Seiten des großen Tanzsaales sind Erhöhungen, auf welche ein paar Stufen führen; auf diesen Estraden sitzt der größere Teil des tanzenden Damenpublikums.

Dort kokettiert er in langsamstem Tempo vorüber, sein Lorgnon ins Auge gekniffen, hier und da einen Gruß spendend, ein paar freundliche Worte in zutraulichem Tone wechselnd, überall siegend durch seine menschengewinnende vornehme Freundlichkeit.

Indessen ist die allgemeine Stimmung erhöhter geworden, der männliche Teil des Publikums hat nicht umhingekonnt, teils in Wein teils in Grog zu wirken, die kleinen Reibungen, welche unter dem Tanzen bei der Unterhaltung mit den Damen und sonst vorzukommen pflegen, haben an Gewicht und Bedeutung gewonnen, die Haltung wird gefährlicher, die Charaktere neigen sich mehr den Extremen zu. Herr Krüger, ein stattlicher, kompakter Mann, geht umher und beaufsichtigt mit Ruhe, aber scharfem Blicke seine geehrten Gäste; er hat auf dem Flure Polizei und Gendarmen zu stehen, ohne welche kein Berliner Vergnügen denkbar ist; aber im Saal zieht er es vor, in eigner Person sein Hausrecht auszuüben, und weiß sich dabei mit so viel Schicklichkeit als Geschick zu benehmen.

Er begnügt sich z. B., einem Herrn, der seinen Arm etwas zu vertraulich auf die Schulter einer Dame gelegt, andeutungsweise, aber nachdrücklich darauf zu klopfen, so daß der Delinquent überrascht ist und erst, wenn der Wirt schon vorübergegangen, Zeit gewinnt, ärgerlich darüber zu werden. Er weiß auch gelegentlich - doch kommt das selten vor - den Arm einer Dame, die ihm aus ihr bewußten Gründen nicht gefällt, auszubitten, und sie voller Anstand aus dem Saale zu führen, welchen sie nicht wieder betritt.

Im Kolosseum werden gewöhnlich auch im Winter vor der eigentlichen Fastnachtszeit ebenso Maskenbälle gegeben, die sehr besucht sind, und sich vor denen im Opernhause - wenigstens in diesem Jahre - sehr vorteilhaft auszeichneten. Es ist bekannt, daß Herr Krüger gelegentlich einige Herren mit den Worten um anständiges Betragen bat: „Ich bitte Sie, zu bedenken, daß Sie hier nicht auf der Opernhausredoute sind."

Die Beschreibung des Kolosseums an einem solchen Redoutentage und während des Wollmarktes verspare ich mir auf ein anderes Mal, und folge dem Verlaufe eines gewöhnlichen Ballabends.

Sobald der Kotillon, der letzte Tanz, nur noch übrig ist, ergreift das Personal oben im Saale eine fieberhafte Bewegung.

Es ist der Anfang des Endes; dieser Gedanke läßt die Lust mit doppelter Begierde genießen. Alles geschieht hastiger, die Unterhaltung nimmt ein schnelles Tempo an, man beeilt sich, soviel als möglich noch vor sich zu bringen.

Die Herren, welche hoffnungsvolle Bekanntschaften angeknüpft haben, suchen sich denselben noch zu guter Letzt so angenehm als möglich zu machen. Gegen die Mütter der tanzenden Töchter wird man verbindlicher, gegen die unabhängig dastehenden, zum Teil auch emanzipierten Damen freier, dreister, ja manchmal fast zu dreist. Man kennt von den letzteren den Vornamen, und bei ihnen genügt das, von den Bemutterten Vornamen und Zunamen, man ist völlig orientiert und hat sich in keiner Beziehung etwas vorzuwerfen.

Der Kotillon mit seinen unendlichen Touren und Verwickelungen, bei welchen die maîtres de danse Wunderdinge leisten, ist im schönsten Fortgange, schon werden die Galerien oben und die Nebenräume leerer, die Tanzenden sind mehr unter sich, weil es den Nichttanzenden doch endlich zu lange dauert.

Hin und wieder erregt eine junge Dame unser Mitleid, die zum Kotillon engagiert war, aber von ihrem Herrn, vielleicht einem leichtfertigen Studenten, sitzen gelassen worden ist, weil er selbst bei der Flasche sich festgesetzt hat und darüber alle Kotillons und Damen der Welt vergißt.

Ein mitleidiger Nichttänzer sucht sie durch seine Unterhaltung etwas zu trösten, ist aber unverschämt genug, sich ihr nicht als Remplaçant anzubieten. Denn unsre heutigen jungen Männer sind im Punkte der Galanterie sehr aus der Art geschlagen, sie tun eben nur, was ihnen Vergnügen macht, und glauben, auf diese Art das weibliche Geschlecht gerade zu ködern. Dieses aber seufzt über die schlechten Zeiten und muß sich eben darin fügen, weil die jungen Herren doch nun einmal nicht zu entbehren sind.

Endlich hat der Kotillon ausgerast. Alles glüht vor Hitze, die Schals und Schnupftücher der Damen sind in fächelnder Bewegung, man legt sich nach dem Tanze aufs Lustwandeln zur Abkühlung, die Musikanten, diese Lustspender, packen ihre Instrumente ein und verschwinden.

Die Unterhaltung wird angenehmer und immer angenehmer, kann aber doch nicht eine solche Kraft ausüben, daß man der späten Stunde,

in der man sich befindet, oder vielmehr der frühen Tageszeit, sich nicht erinnerte. Der Lebenszweck ist erfüllt, der Tanz genossen, und der Saal wird leerer und leerer. Es nimmt ein trostloses Ende.

Die Familien steigen in ihre Wagen, nicht unbegleitet von zutunlichen jungen Herren. Gute Nacht tönt es von allen Seiten. Die Roués, wenn sie nicht eine Dame nach Haus begleiten, rotten sich zusammen und treten kritisierend den Heimweg an. Das ganze weibliche Personal muß noch einmal die Revue passieren, die Nachtwächter horchen erstaunt dem lauten Gespräche und schütteln bedächtig die Köpfe.

Nahe verwandt den Tanzvergnügen waren die öffentlichen Konzerte, in denen in Gärten und Lokalen mehr oder minder gute Musik, wenn auch nicht als Hauptzweck, gepflegt wurde. Alle diese Lokale galten für den Provinzler als Sehenswürdigkeit, und ihr Name war weithin von Klang. Manche von ihnen existieren noch, haben aber, wie Kroll, starke Wandlungen durchgemacht. Als Hintergrund für allerhand neue, großstädtische Erscheinungsformen waren sie alle einmal von der Bedeutung, wie es heute die Cafés vom Kurfürstendamm sind.

Wenn das alte Kolosseum den Vergnügungstrieb der Berliner so ziemlich zentralisiert hatte, so ging er nach dem Brande dieses „Kunstinstituts" immer mehr auseinander, und er zerteilte sich nach allen Richtungen. In neuester Zeit ist es versucht worden, einen neuen, großartigen Vereinigungspunkt zu finden, und zwar in dem Krollschen Etablissement vor dem Brandenburger Tore. Aber es will durchaus nicht mehr gelingen. Keine Stadt in Deutschland hat ein ähnliches Lokal aufzuweisen, wie Berlin in diesem Krollschen Etablissement, und Berlin ist eine große Stadt. Dennoch ist Herr Kroll noch vor kurzem, wie es ihm schon in Breslau geschah, von seinen Gläubigern exmittiert worden, und es hat Mühe und hohe Protektion gekostet, um ihn, unter Administration gesetzt, wieder zu installieren. Welche Schicksale das Krollsche Etablissement noch haben wird, ist nicht leicht vorauszusehen. Wie eine kleine Stadt, wenigstens wie eine großartige Burg mit Türmen und Mauern überragt es den Exerzierplatz. Die ganze Einrichtung ist majestätisch. Die Pracht des großen Saales, mit den Logen, die ihn umgeben, und seinen beiden Seitensälen übertrifft beinahe alle Beschreibung. Unsere Zeit beschränkt die Pracht nicht mehr auf die Einsamkeit fürstlicher Paläste, in ihrem demokratischen Charakter nimmt sie dieselbe

auch für die große Menge in Anspruch. Die großen Säle des Krollschen Etablissements, im Glanze der tausend Gasflammen, durchrauscht von den starken, fröhlichen Tonwellen eines großen Orchesters und durchwogt von einer bunten, mannigfaltigen Menge, gewähren allerdings einen überraschenden Eindruck, und man ist wohl imstande, hier in diesem Geschwirre und Gewirre die kleinen Sorgen des Lebens und die Prinzipienfragen der Gegenwart zu vergessen, auf Abenteuer auszugehen und vielleicht an irgendeinem verführerischen Auge hängenzubleiben.

Wenn Herr Kroll weiter nichts tun wollte, als sein prächtiges Lokal offenhalten, für gute Musik und gute Bedienung sorgen, so würde das Etablissement für die große Menge der Berliner, nachdem sie ihre Neugierde befriedigt haben, keine große Anziehungskraft mehr besitzen; Herr Kroll muß also alle Mittel der Raffinerie aufbieten und immer darüber aus sein, den Berlinern etwas Neues, etwas ganz Unerhörtes zu versprechen. Italienische Sommernächte, chinesische Nächte, Sommernachtsträume, Verlosungen, Bohnenfeste, phantastisch arrangierte Maskenbälle, Weihnachtsausstellungen, Blumenüppigkeit, Wiener Theater, alles wird in den Kreis der Krollschen Spekulation hineingezogen und den Berlinern in riesengroßen Anschlagezetteln verkündigt. Strauß wird aus Wien herbeigeholt, um mit seinen Walzern die Füße der Berliner und Berlinerinnen zu beflügeln, aber Strauß hat selber gemeint, daß hier in Berlin sein Boden nicht sei, und daß die Verführungskünste seiner Tänze dem berlinischen Naturell wenig anhaben könnten. Er ist unbefriedigt mit seiner Kapelle in die österreichische Kaiserstadt zurückgezogen. Für die Größe des Lokales ist an gewöhnlichen Tagen, wo nicht etwas ganz Besonderes die Neugierde der Berliner anlockt, der Besuch viel zu gering, und Herr Kroll, der den Eintrittspreis anfangs auf 10 Silbergroschen festgesetzt hatte, hat sich schon seit längerer Zeit genötigt gesehen, denselben bis auf die Hälfte zu reduzieren.

Kein Fremder aber, der Berlin auf einige Zeit besucht, wird es hoffentlich versäumen, das Krollsche Etablissement an einem seiner Glanzabende oder einer seiner Glanznächte zu besuchen. Es sind hier tiefe Blicke in den Zustand der berlinischen Welt zu tun. Es kann hier mancher Schleier gelüftet werden. Aber dem Fremden entgeht gewöhnlich das meiste, und er

kann zufrieden sein, wenn er nicht eine schlimme Erfahrung macht. Er muß vor allen Dingen nicht glauben, daß er hier das sogenannte „anständige Berlin" vor sich hat. Es umwirbelt und umgaukelt ihn das frivole Berlin, sei es auf der Basis des Reichtums, der Verschwendung, der Lüsternheit, der Langenweile, oder sei es auf der Basis der Not, des Erwerbes, des jugendlichen Leichtsinns, der Schwindelei, der Prostitution. Denn die Prostitution hat sich auch mit jenem breiten Strome, womit sie unser ganzes Leben durchzieht, des Krollschen Lokales bemächtigt. Kaum noch die drei ersten Bälle, welche in diesen prächtigen Räumen gegeben wurden, waren von einem durchaus „anständigen" Publikum besucht, bei dem vierten und fünften drängte sich das Heer der Prostitution schon kräftig hervor, schon bei dem sechsten war die bekannte Lakaientochter die Königin des Tages, bei dem siebenten und achten fanden sich Taschendiebe und Spieler mit ihrem dunklen Anhange ein, schon bei dem neunten und zehnten konnte das Auge des Kenners die Geheimrätin neben der herausgeputzten Dirne sitzen sehen, und bei dem elften und zwölften überwog schon der prostituierte Teil der Damengesellschaft den der nicht prostituierten. Sehr bald aber, wie es in der oben angeführten Schrift heißt, war es eine ausgemachte Erfahrung, daß nur die Nachmittagskonzerte der Wochentage und die ersten Stunden der Ballnächte den Besuch anständiger Damen zuließen, die Stunden nach Mitternacht und die Abende des Sonntags mußte man dem gewöhnlichen Publikum und den Gewalthabern der Prostitution überlassen. Will Herr Kroll diese aus seinem Lokal verbannen, was ihm übrigens sehr schwer gelingen wird, so bereitet er sich, wie wir ihm mit Gewißheit voraussagen wollen, selbst den Ruin. Die Prostitution ist nun einmal in Berlin die Trägerin des gesamten öffentlichen und heitern Lebens geworden.

(Friedrich Saß, „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung".)

Es vergeht mit geringer Ausnahme kein Tag, an dem nicht an irgendeinem Orte ein Konzert stattfindet. An allen öffentlichen Vergnügungsorten höheren oder geringeren Grades finden wir dergleichen musikalische Aufführungen, und während des Sommers vorzugsweise in den Lustetablissements außerhalb der Stadt. Diese Konzerte unterscheiden sich indes von denen, welche im Saale des Schauspielhauses,

in der Singakademie oder in den Sälen der ersten Kaffeehäuser Berlins aufgeführt werden, im wesentlichen dadurch, daß sie, mehr für das Volk bestimmt, auch nur solche Musikstücke ausführen, die bekannt sind und gleichsam im Volke leben, und daß man sich bei den meisten derselben der Blasinstrumente bedient. Konzerte dieser Art, die man eigentlich wohl nur Unterhaltungsmusik nennen kann, führen gewöhnlich die Musikkorps der in Berlin in Garnison stehenden Regimenter auf, welche, von tüchtigen Direktoren geleitet, oft auch sehr Tüchtiges leisten. Der geringe Eintrittspreis, der sich großenteils nur auf wenige Groschen erstreckt, läßt diese Vergnügungen sehr viele Teilnehmer aus allen Ständen der Bewohner Berlins finden, und selbst der vornehme Mann verschmäht es nicht, besonders wenn diese Unterhaltungsmusik im Freien ausgeführt und von heiterem Wetter begünstigt wird, sie aufzusuchen. Demnach finden wir hier eine sehr gemischte Gesellschaft, und es kann für den Beobachter nichts Interessanteres geben, als an solchen Orten sowohl auf den einzelnen, als auch auf die Menge seine Aufmerksamkeit zu richten. Nirgends tritt der geistige und körperliche Unterschied der Stände, nirgends treten die verschiedenen Neigungen im Genusse lebhafter und greller hervor als hier. Der eine sitzt bei seinem Glase Weißbier, das beliebteste Getränk, welches der Berliner kennt, und auf dessen Güte er nicht geringe Vorzüge seiner Vaterstadt gründet, und unterhält sich mit einem oder mehreren Freunden über die öffentlichen Angelegenheiten politischen und nicht politischen Inhalts, über Gewerbe, über Glück oder Unglück seiner Freunde, über seine Familie und den Zustand seiner eigenen Verhältnisse; er erzählt artige Anekdoten, macht über diesen oder jenen seine Bemerkungen, bläst dabei aus der Tabakspfeife große Dampfwolken in die Luft, steht auf, sieht sich die Umgegend an, setzt sich wieder hin, trinkt und erzählt alles noch einmal, was er seinen Freunden bereits mitgeteilt hat. Der andere, der schon höher hinaus will und dem das allgemein Gebräuchliche abgeschmackt erscheint, hat irgendeins der fremden Biere, die sich seit den letzten Jahren in Berlin außerordentlich vermehrt haben, vor sich stehen, trinkt oder nippt vielmehr aus einem kleineren Glase, raucht einen Cigarro, klopft mit dem Bambusröhrchen leise auf die Schenkel, zupft am Halskragen, streicht sich das Haar über die Stirn, wirft den Kopf in die Höhe, spielt den Beobachter, starrt vor sich hin und lacht endlich leise

und selbstzufrieden, den Kopf nach dem Takte der Musik bewegend, in sein fremdes Bier hinein. Noch ein anderer unterhält bei einer Tasse Kaffee oder Tee eine Gesellschaft von Frauen und jungen Mädchen, er flüstert mehr, als er spricht, räuspert sich oft, dreht sich nach allen Seiten, affektiert alle möglichen Gemütsbewegungen, macht auf dieses oder jenes aufmerksam, schimpft auf die Bedienung, wenn das Geforderte nicht gleich gebracht wird, streichelt den Schoßhund, hält ihm zarte Bissen vor, kurz und gut er ist alles, wozu ihn seine Gesellschaft macht. An diesen sitzenden Gruppen bewegen sich unzählige Lustwandelnde vorüber; hier gehen einige Beamten mit langen Ton- oder anderen Pfeifen einher, sprechen über Bureaugeschäfte, über die Gehalts- und Amtserhöhung eines ihrer Freunde, teilen sich Staatsgeheimnisse mit, die ihnen aus sicherer Quelle zugeflossen sind, bestreiten die Ansichten, welche die Zeitungen über dies oder jenes Ereignis aufstellen, beklagen in dem Luxus anwesender Bürgerfrauen den Verfall der Einfachheit, loben die wissenschaftlichen und moralischen Fortschritte ihrer Kinder, bestimmen deren künftige Laufbahn und ergießen sich zuletzt in Klageliedern über den allgemein eingerissenen Hang zum Studieren; dort wandeln junge Leute dahin, die mit ihren Lorgnetten die Frauen und Mädchen beäugeln, unaufhörlich an ihrer Toilette beschäftigt sind und immerfort lachen wie die Mädchen und Frauen, um ihre weißen Zähne zu zeigen. Neben und unter diesen verschiedenen Charakteren sieht man bürgerliche Familien aus der mittleren Klasse, die sich gleichsam aus dem Gewühl zurückgezogen haben, um der Beobachtung zu entgehen, und der Vornehme geht anspruchslos umher, beobachtet und wird beobachtet und bereitet sich aus dem, was ihm die Gegenwart bietet, seine edleren Genüsse. Dies Gemälde eines Berliner Vergnügungsortes, so treu wie möglich dem Leben entlehnt, kann im allgemeinen das Urteil über das geben, was die Berliner unter Vergnügen verstehen. Eine wahre Fröhlichkeit und Geselligkeit, wie man sie in Frankreich, Italien und zum Teil auch im südlichen Deutschland findet, muß man aber hier nicht suchen, vielmehr ist jeder Kreis, jede Familie für sich abgeschlossen, und aus diesem Grunde fehlt namentlich den Sommer-Vergnügungen der Berliner Lebendigkeit und allgemeiner Reiz. Was wir vorher darzustellen uns bemühten, gilt eigentlich nur für einen Teil der Sommerbelustigungen; die im Herbst und Winter

Sonntag in Tempelhof
Nach einer Lithographie von Theodor Hosemann

haben zwar in bezug auf das Abgeschlossensein denselben Charakter, aber eben deshalb entbehren sie fast aller inneren Lust und Lebendigkeit. Die Gesellschaft zieht sich in das Innere des Hauses zurück, und die Säle der Kaffeehäuser sowie die Treibhäuser wimmeln von Männern und Frauen verschiedenen Alters und Standes. In Tabaksrauch gehüllt, sitzen die letzteren da, mit Handarbeiten beschäftigt, und ertragen hier das Übel des Rauches weit leichter als im Hause. Die eigentliche vornehme Welt oder wenigstens die Frauen dieses Standes trifft man selten an solchen Orten; jedoch haben in den letzten Zeiten sich eigene Etablissements gebildet, die vorzugsweise für den vornehmen und reichen Stand berechnet und durch Feststellung gewisser Eintrittspreise dem unteren Stande verschlossen sind. Zu diesen Etablissements gehören Tivoli, der Gesundbrunnen und das Elysium.

(„Berlin, wie es ist.")

Wie sich bei den erst nicht allzu musikalischen Berlinern auch bei der breiten Volksmenge zum Ausgang der Biedermeierzeit ein feinerer musikalischer Sinn entwickelt, und wie sich für die Gartenkonzerte auch aus den Berliner Musikern ein Stamm guter Künstler heranbildet, der bald fremdländische Kapellen überflüssig macht, schildert uns Friedrich Saß („Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung"). Der Name Gungl und der des Militärmusikers Wieprecht ist älteren Berlinern aus Familientraditionen nicht unbekannt.

Damit wollen wir über die Tanzvergnügungen der Berliner schließen und uns zu ihren Konzertvergnügungen wenden, welche in den letzten Jahren außerordentlich ausgedehnt worden sind. Hauptsächlich unterscheiden sich Sommerkonzerte und Winterkonzerte. Erstere finden im Freien, die letzteren in geschlossenen Sälen statt. Wir reden hier durchaus nicht von jenen Konzerten, in denen die Musik wahrhaft als Kunst kultiviert wird, sondern nur von jenen, in denen sie mehr als Unterhaltung dient und den Strickstrumpf oder die „kühle Blonde" begleitet. Und doch muß man gestehen, daß in Berlin die Musik eine so große Ausdehnung erhalten hat, daß manche Hofkapelle froh sein könnte, wüßte sie die Ouvertüren großer Meister so rein und so vortrefflich vorzutragen, wie sie von unseren Berlinern alle Tage bei Bier und Strickstrumpf gehört werden können. Die musikalischen Kräfte Berlins steigern sich fortwährend und nach allen Richtungen hin, und

Mühe genug kostet es der Königlichen Hofkapelle, gegen die vielen jungen Schößlinge ihre alternde Autorität zu behaupten.

Es versteht sich von selbst, daß auch das Krollsche Etablissement bei der Veranstaltung von Konzertmusiken nicht zurückbleiben durfte, und kein neues Lokal wird dieselben in Zukunft noch entbehren können. Den größten Beifall des Berliners aber in dieser Beziehung haben die beiden Brüder Joseph und Johann Gungl, welche im Sommerschen und im Güntherschen Lokale dirigieren, sich zu erwerben gewußt. Namentlich Joseph wurde der Liebling des Berliner Publikums. Er mochte spielen, wann er wollte, und er spielte alle Tage, und das Lokal war immer dicht gedrängt. Für fünf Silbergroschen bekam man für den ganzen Abend Musik und zum Teil eine recht pikante und vortreffliche. Und außer der Musik die Annehmlichkeit einer bunten, reichen Gesellschaft, in der schöne Weiber und liebreizende Mädchen als prächtige Sterne locken, wobei so manche Gelegenheit zu Abenteuern gegeben ist! Dazu der Genuß aller möglichen Speisen und Getränke in Aussicht gestellt und selbst das Rauchen erlaubt! Alle Bequemlichkeiten auf einen Platz zusammengedrängt! Da konnte der Berliner nicht fehlen! Joseph Gungl wurde der Held des Tages, der musikalische Diktator Berlins. Sein Violinbogen wuchs zu einem mächtigen Zepter. Bei Gungl und vor Gungl wurde Berlin beinahe gemütlich. Man lernte dort auf Augenblicke die Kälte und Glätte des nordischen Charakters vegessen. Das Publikum, welches sich nicht für einen Liszt und andere große Musikhelden, für eine Lind, einen Vieuxtemps usw. begeistert hatte, weil es die hohen Entrees nicht zahlen konnte oder mochte, das brachte seinen Enthusiasmus zu Gungl, und Gungl belohnte seine Getreuen mit seiner leichten, lieblichen Musik, mit seinen fröhlichen Walzern, mit seinen Polka-Quadrillen, mit seinen pikanten Potpourris usw. Anfangs brachte er eine eigene Kapelle aus Österreich mit, allmählich hatte er alle Mitglieder derselben wieder entlassen, und geborene Berliner vertreten durchaus mit Geschick und Begabung deren Stelle. Als der jetzige König dies erfuhr, soll er gesagt haben: „Ja, aus meinen Berlinern kann noch was werden, wenn man sie nur zu regieren versteht!" Einen durchaus heiteren, wenig berlinischen Eindruck pflegen die Gunglschen Sommerkonzerte zu machen. Das Publikum, welches auf Gungl geschworen hat, ist vor allen Dingen der gute, an-

ständige Mittelstand, die große Menge unserer mittleren Beamtenfamilien. Durchkreuzt werden diese Gruppen von lebenslustigen Männern aller Stände und jeden Alters, sowie von unseren geheimen und zum Teil auch direkten Prostituierten.

Sehr angesehen bei dem Berliner Bürgerstande sind auch die Konzertmusiken, welche im Sommer regelmäßig in den Lokalen des Tiergartens, im Odeum und Hofjäger, stattfinden. Sie versammeln immer ein großes Publikum. Den größten Ruf aber haben die Militärmusiken des Musikdirektors Wieprecht. Wenn ein solches Konzert angekündigt wird, so schlägt jedes Preußenherz vor Freude, und es ist auf den ungeheuersten Zudrang zu rechnen. Wieprecht ist allerdings genial in seinen Militärmusiken, in der Beherrschung der ungeheuren Instrumentenmassen, in der Hervorbringung von neuen und reichen Effekten. Das ist ein Gebrause, Gewirbel und ein helles, fröhliches Geschmetter. Die Instrumente liefern sich förmliche Schlachten. Die Infanterie rückt an mit dumpfem Trommelschlag, die Kavallerie fällt mit fröhlichem Trompetengeschmetter in die Flanken, und die Artillerie entscheidet mit ihrem schweren Geschütze. Wenn die preußische Militärmusik vielleicht die beste der europäischen Heere ist, so wollen wir nicht vergessen, sondern gern anerkennen, welches Verdienst Herr Wieprecht sich um die Ausbildung derselben erworben hat, und seine großen Militärkonzerte jedem Freunde kriegerischer Musik empfehlen. Der Berliner fühlt sich in ihnen geehrt und sein Preußentum verherrlicht. Bei diesem erweckt die Gewalt der Töne Erinnerungen aus den Freiheitskriegen, bei jenem aus dem Gamaschendienste der Garnisonstadt, und beide sind, solange Wieprecht den Taktstock schwingt, Helden, Spartaner!

Volksfeste und Straßenszenen.

Weihnachtsmarkt, Schützenfest, Stralauer Fischzug.

Volksvergnügungen und Feste spielten im Leben der Biedermeierzeit eine bedeutsame Rolle. Es ist anzunehmen, daß es bei ihnen weit roher, aber auch witziger zuging als heute. Überhaupt scheint sich der Volkscharakter besonders des Berliners verändert und verschoben zu haben. So kann man den Berlinern von heute mit Ausnahme vielleicht der allerniedrigsten Volksschichten keineswegs Neigung zu Schlägereien und Prügeleien nachsagen, und es dauert ziemlich lange, bis sie von Worten, mit denen sie ja nicht sparen, zu Tätlichkeiten übergehen. Gustav Freytag stellt in seinen Lebenserinnerungen („Gesammelte Werke") fest, daß das ehedem nicht so war, und alle Schilderungen von Volksszenen von Glaßbrenner und anderen Dichtern des vierten Standes enden eigentlich mit Prügeleien.

Wenn am Spätabend das Volk der Straßen aus den Schenken kam, hatten auch meine Schlesier gelärmt, und sooft zwei Haufen zusammenstießen, hatten sie einander reichlich Schimpfworte gegönnt und waren dann friedlich nach Hause gegangen. In Berlin gab es bei solchem Zusammenstoß nicht lange Beschwerden, sondern sogleich Hiebe, und jeden Abend hörten wir aus unseren Stuben – wir wohnten auf dem Hackeschen Markt – den scharfen Lärm der Prügelei.

Aus dem Berliner Straßenleben ist der Leierkastenmann, der Harfenspieler, der herumziehende Sänger, der auf Dämmen und Höfen musizierte, fast verschwunden, während er früher eine wichtige und charakteristische Person war, die zu allerhand Spöttereien herhalten mußte, ja, dessen Witz sogar nicht ganz unpolitisch war; bei allen Volksszenen ist er mit dabei, und in kaum einer Volksschilderung fehlt seine komische Figur.

Der Leiermann.

Eine Episode.

Der Besitzer eines Winselkastens, Leierkasten genannt, hat sich in einer Seitenstraße aufgestellt; viel Zuschauer sind um ihn versammelt.

Leiermann (nach Beendigung einer kurzen Introduktion der Drehorgel singt er mit leiser Stimme):

Ich bin der große Ökonom,
Wer etwas lernen will, der komm'
Zu mir, ich praktiziere sie,
Die neuste Ökonomie.

Nachspiel.

(Die Walzen der Drehorgel sind schadhaft, so daß sich beim Schluß des Refrains unartikulierte Laute hören lassen.)

Ein Schusterjunge: Männeken, Ihr Winselkasten hat den Schluck-uf.

Leiermann (während der Introduktion zum zweiten Verse): Dummer Junge, störe den Vortrag nich, sonst were ick dir ufstoßen, daß de de erschte acht Dage den Schluck-uf nich losweren sollst. (Singt:)

Mein Hut seht ökonomisch aus,
Er dient zu's Obdach Ratz und Maus,
Auch berschte ich ihn niemals rein,
Die Berschten jar zu dheuer sein.

Nachspiel.

Eine Köchin: Is das een Galopp?

Leiermann: Se kennen ooch Musurek nach danzen. (Singt:)

Am Rock hält mir kein Knopfloch mehr,
Die Ärmel sind von Futter leer.

(Mehrere Schusterjungen akkompagnieren:)

Die Farbe dran hält man für grau,
- Maul gehalten! -
Ein andrer schwört, es wäre blau.

Nachspiel.

Schusterjunge: Sie missen ihn des Morgens een roh Ei geben, daß die Stimme klar werd, der Winselkasten hat sich verkält't.

Leiermann: Nachher wer ick een Verhältnis mit dir anknippern un mir freundschaftlich mit dir was verzählen, ruppiger Junge. (Singt:)

Die Weste ist von Kasemir,
Die Seitenteile fehlen mir,
So drug's das preuß'sche Milletär,
Drum kränkt's auch mir nich eben sehr.

Nachspiel.

(Er präsentiert seinen Hut, einige werfen Geld hinein. Andere drücken sich auf die Seite. Der Leiermann mit einem Seitenblick auf einen feingekleideten Herrn, der dem Gesang zugehört:)

Soll ich Ihn' vielleicht een Dhaler wechseln?

Schusterjunge: Ooch! - Erst kleen Geld in de Büchse haben.

Leiermann: Nachher were ick dir in de Büchse sehen lassen, du sollst globen, du kickst aus Prinz Heinrichs Palais. (Singt:)

Auch Hemden hatt' ich, ehmals drei,

Schusterjunge (unterbricht ihn): Herr Vertuose, se missen mal de Walze mit Kolefonium einreiben.

Leiermann (weitersingend):

Doch aber sind se schon enzwei,
Es drug se schon mein Großpapa
Wohl an die dreiundzwanzig Jahr.

Nachspiel.

Ein Nante (mit heiserer Stimme): Heren Se mal, Herr Kapellmeister, is denn des Lied for de Jugend reiferen Alters oder for de erwachsene Kindheit?

Leiermann: Meinetwegen ooch vor de verwachsene Kindheit.

Eine Köchin: Kennen Se nich des „Scheen Hannchen"?

Leiermann: Steeren Se mir nich, eens nach't andere. (Leiermann singt:)

Die Strümpfe sind zum Uberfluß,

Schusterjunge (ihn unterbrechend): Heeren Se mal, des Lied scheint mir doch sehr von Zaun gebrochen.

Leiermann: Wirschte nich balle die koddrige Schnauze halten, sonst wer ick eenen Knippel von'en Zaun brechen.

Denn sie verderben nur den Fuß,
Auch zwick ich selber meinen Bart,
Weil dadurch wird viel Geld erspart.

Schusterjunge: Stille, jetzt kommt das Adajio.

Leiermann (packt den Schusterjungen mit der einen Hand, während er mit der anderen den Refrain orgelt): Warte, du dämlicher Junge, ick wer dir jetzt anstreichen mit eenen von Zaun gebrochenen Knippel, was es heeßt, Leute un Künstler in ihren Beruf steeren. (Prügelt ihn.) Des is vor des rohe Ei, des vor den Schluck-uf, des vor den Kolofonium - un des kannste vor dir behalten.

Schusterjunge (sich losreißend): Männeken, noch vorn Sechser Adajio.

Leiermann (geht musizierend weiter).

(„Nante Strumpfs hinterlassene Papiere.")

Seit langen Jahrzehnten völlig aus dem Straßenleben verschwunden ist hingegen der Guckkästner. Kaiser-Panorama und jetzt der „Kientopp", das Lichttheater, der Kinematograph, die Filmkunst sind im Volksleben seine Nachfolger geworden. Auch der Guckkästner war von charakteristischem, schlagfertigem Witz, und man genoß weniger die Bilder als seine komischen, aber oft ernst gemeinten Erklärungen, die auch reich an politischen Anspielungen waren. Die Journalistik und die Schilderung des Berliner Humors benutzte die Figur des Guckkästners oft, um Dinge zu sagen, die in anderer Form der Zensur anheimgefallen wären.

Unter den Linden.

Guckkästner. Immer 'ran, meine Herrschaften, hier sind die neusten Bilder aus allen Tierreichen und Weltgegenden zu sehen .... Immer 'ran ... meine Herrschaften, wem 'n Silbergroschen nich ans Herz jewachsen ist.

Roderich. Da, Fritze, da hast'n Groschen, seh rin und pass' uf, deß du was lernst, Schafkopf, des sag' ich dir als dein Vater.

Guckkästner. Das, was Sie hier sehen, meine Herrschaften, ist die berühmte chinesische Mauer, welche der Kaiser von China Tingtamtumtum einst erbauen ließ, als er die Schlacht- und Mahlsteuer im chinesischen Reiche einführte. Seit jener Zeit sind die Viergroschenschrippen und die Maulschellen so klein ...

Brummer. Wer sagt Ihnen, daß die Maulschellen kleen sind? Ich kann Ihnen mit große ufwarten.

Guckkästner. Tun Sie mir den Jefallen und reißen Sie hier keene schlechte Witze ... da des meiste Brot von die Armen gegessen wird,

so bezahlen diese eigentlich das meiste von die Mahlsteuer. Die Reichen halten sich mehr an Marzipan und Klahnsche Bonbons. Gefälligst unten bemerken Sie an diese Mauer einen Krebs, der hier schon seit Jahren nagt, um die Mauer umzustürzen, was ihm aber bisher noch nicht gelungen ist .... Rrrr 'n anders Bild ..... Hier, meine geehrten Herrschaften, zeigt sich Ihnen ein Rentier, der die höchst mühsame Arbeit hat, schon seit drei Tagen die Kupons von seinen Staatspapieren abzuschneiden. Die Hand ist ihm erlahmt, und ihm fallen die Worte der Bibel ein: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verzehren. In demselben Angenblick klopft ein Bettler an. Er ruft ihm die Worte entgegen: Warum arbeiten Sie nicht? Arbeiten muß jeder Mensch - schlägt die Türe zu und geht wieder an seine Arbeit.

Brummer. Mir wundert man, daß Sie noch keine Kuponschneidemaschine erfunden haben.

Guckkästner. Hier, meine Herrschaften, zeigt sich Ihnen eins der sehenswürdigsten Gebäude Berlins, der sogenannte Freund in der Not, das Leihamt in der Jägerstraße. Das Gebäude enthält das größte Pumpwerk der Residenz und wird vorzüglich vor der Mietszeit, vor der Zahlung der 4. Klasse und am Vorabend einer zu gebenden Fete zahlreich von allen Ständen besucht. Es nimmt aus pure christliche Liebe nur 10 Prozent und führt die Inschrift: Umsonst ist der Tod! Alles per Interessen! Man gibt hier den Schein für bare Münze aus.

Brummer. Nach'n Landrecht dürfen ja nur 6 Prozent genommen werden.

Tobias. Das ist ooch nich nach's Landrecht, das ist nach's Pfandrecht.

Guckkästner. Hier bemerken Sie gefälligst eine ägyptische Pyramide, die für das Museum nach Berlin geschickt wurde. Die Hieroglyphen an der Pyramide hat die Akademie nicht entziffern können, bis endlich eener sie 'rausgekriegt hat. Es ist eine Denktafel, die ein Geliebter seine Geliebte errichtet und den Namen der Angebeteten enthält. L. IV. (Elvire).

Roderich. Diese Elvire habe ich ooch gekannt, sie diente bei meine erste Frau als Kindermädchen. Sie hat nie ville getoogt.

Guckkästner. Betrachten Sie gefälligst das neue Opernhaus in Berlin, welches in dem kalten Winter 1845 mit die Oper „Das Pelz-

lager in Schlesien" eröffnet wurde ... So lange die berühmte Lind hier sang, war's unmenschlich voll und kalt, aber es wurde gleich leerer und wärmer, als der Befehl kam: geh Lind (gelind).

Tobias. Aha die Lind! Ist die nicht aus Schweden?

Brummer. Ja woll, als sie fortreiste, stand uf ihren Abmeldezettel: Mit diesen Schweden verlassen 10000 Schweden Berlin.

Guckkästner. Dieser jute Berliner, den Sie das Zeughaus verlassen sehen, hat sich soeben seine Prämie von de Jewerbe-Ausstellungs-Lotterie abgeholt. Er fragt sein'n Freund: Siebecke, womit bist du'n rausgekommen? - Mit 'ne Schachtel Zahnpulver, und du? - Ich bin uf'n Drapp rausgekommen mit'n Gendarm - -. 'n Gendarm? I seh mal ... Den kannst du deine Frau schenken, wenn die den Gendarm uf'n Nipptisch setzt, denn soll's mal eener riskieren, in ihre Stube zu roochen. Brrr, 'n anderes Bild ... Hier, meine Herrschaften, zeigt sich Ihnen der feuerspeiende Berg Vesuv, einen solchen hat man auch im Tiergarten zur Verschönerung der neuen Anlagen anlegen wollen, allein das ging nicht, da in den neuen Anlagen nicht geraucht werden darf, und der Vesuv, den Sie gefälligst sehen, sich das Rauchen nicht abgewöhnen kann ... Wenn er ärgerlich wird, schnuppt er auch, und zwar Papstens Verdruß oder Ronges eigene Mischung .... Dieses ist das letzte Bild, das Sie heute sesehen ... rekommandieren Sie mir.

(Dr. E. Weyl, „Rebbenhagen auf dem Berliner Korso".)

Die Neujahrsgratulation, bei der man den Gratulanten mit einem Geldstück abfinden mußte, hatte sich für alle Besitzenden zu einer Art Landplage entwickelt, und diese Sitte wurde sogar dadurch öffentlich anerkannt und sanktioniert, daß selbst das Arbeitshaus seine Pforten öffnete und für diesen Tag seine Mitglieder auf die Gratulationscour schickte.

Des Jahres erster Tag.

An diesem Tage gleicht das prächtige Berlin einer großen Bettlerrepublik.

Schließt euch immerhin in die Stube ein, das Heer der bettelnden Küster, Nachtwächter, Laternenputzer, Balgentreter, Spritzenleute, Schornsteinfeger, Briefträger usw. schlägt euch die Pforte in Trümmer, wenn ihr nicht öffnen wollt, ihr sollt und müßt gegen eine bare Erkenntlichkeit ihre Glückwünsche hören. Nicht genug, daß diese autori-

sierten Bettelgratulanten euch nicht zu Odem kommen lassen, nein – die Industrie geht soweit, daß selbst feine Köpfe an diesem Tage unter der Ägide eines Nachtwächters oder Briefträgerrockes zu lukrieren streben, und woher nun gleich Argusaugen nehmen, um die verkappten von den privilegierten Bettlern zu unterscheiden? –

Mir selbst passierte es, daß ein Töpferjunge, welcher drei Jahr früher in meiner alten Wohnung bei der Umsetzung des Ofens tätig gewesen war, mich in meiner neuen aufsuchte, um mir seine Glückwünsche darzubringen.

Tretet ihr vollends auf die Straßen, so fällt euch, ägyptischen Heuschrecken gleich, eine ganze Bettlerlegion auf den Hals; denn selbst der sonst furchtbare Ochsenkopf [1]) öffnet an des Jahres erstem Tage mitleidig seinen grimmigen Rachen und speit seine ekelhaften, lüderlichen und unverschämten Bewohner aus, ihnen das Recht vergönnend, nun einmal recht con amore das Publikum zu brandschatzen und den Lieblingsneigungen nachzuhängen. An jeder Ecke schreien euch zerlumpte Belisare ihr: date obolum entgegen, und was das lustigste bei der Sache bleibt, heute machen die Bettelvögte selbst mit jenen, deren gefürchtete Feinde sie das ganze übrige Jahr durch sind, gemeinschaftliche Sache und üben nach Herzenslust eine Sünde aus, welcher vorzubeugen sie angestellt sind.

Kein Berliner wird vermögen, einen Zug dieses Teiles unserer Zeichnung falsch zu schelten, und so wurde der Festtag noch am ersten Januar 1821 begangen.

Wehe dem, der einen Neujahrsgratulanten dieser Art hart zurückweisen wollte, er würde sich vielleicht handgreiflichen Beleidigungen aussetzen.

Wer sich in Berlin den lieben Neujahrtag nicht ganz und gar vergällen lassen will, der muß in des Jahres letzter Nacht aus den Mauern der Stadt fliehen; ein zweiter Ausweg ist durchaus nicht einzuschlagen.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenseiten".)

---

[1]) So wird in Berlin die große Anstalt genannt, in welcher aufgegriffene Straßenbettler, lüderliche Weibspersonen und anderes Gesindel untergebracht und zu nützlicher Handarbeit angehalten wird.

Unter den Berliner Volksfesten war auch das Schützenfest, das am 3. August, dem Geburtstag Friedrich Wilhelms III., gefeiert wurde, von Bedeutung. Wenn es heute noch besteht, so ist es doch ganz zu einer internen Vereinsangelegenheit geworden.

Ähnlich dieser Lustbarkeit ist das jährlich um Pfingsten und Michaelis wiederkehrende Fest des Schützenplatzes, welches seinem Ursprunge nach eine weit ernstere Bedeutung hatte, als es jetzt angenommen. Aus der Geschichte wissen wir, daß die Übungen im Schießen nur dazu eingerichtet waren, um den Bürger mit der Waffe vertraut und ihn zugleich geschickt zu machen, seinen eigenen Herd gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Mit der Einführung stehender Heere verlor sich diese ernste Tendenz, und es blieb der Schützenplatz nur noch eine Belustigung der Bürger, die dadurch dem Ehrgeize gewissermaßen eine Anregung lieh, daß man hierbei nach einer Meisterschaft im Schießen strebte. Eine solche Bedeutung hat der Schützenplatz eigentlich noch bis diese Stunde; um aber auch das Volk nicht leer ausgehen zu lassen, ersann man eine Belustigung, welche, wie das Trinken, eine Erbsünde unserer Väter ist, nämlich das Spiel. Damit indes mit dieser auf Habsucht basierten Zerstreuung zugleich auch ein Nutzen verbunden sei, lenkte man die in jedem mehr oder minder herrschende Gewinnsucht auf Eßwaren, nützlichen Hausrat, Luxusartikel oder andere Dinge, und so ist bereits seit Jahrhunderten mit dem Schützenplatze gleichsam ein Markt verbunden, auf welchem der Zufall des Würfelspiels den Besitz dessen bestimmt, wonach der einzelne aus Neigung oder Willkür strebt. Mehrere Reihen von Buden, die gleichsam Straßen bilden, bieten alles dar, was die Begierde des gemeinen Mannes anregen kann, Glaswaren aller Art, Porzellan und andere Geschirre, Handschuhmacherwaren, Luxusartikel, Tabakspfeifen und dergleichen Dinge; dazu kommen unzählige Buden mit Pfefferkuchen und anderen Gebäcknissen, Buden mit Eßwaren, welche kalte und warme Speisen feilbieten; auch das Bier wird nicht vergessen, und obgleich man in neuerer Zeit durch polizeiliche Verordnung den Verkauf des Branntweins verboten hat: so trifft man hier doch ebensoviel Betrunkene, wie bei ähnlichen Lustbarkeiten, denn jeder führt entweder schon ein bedeutendes Quantum bei sich, oder man findet gutherzige Verkäufer, die jenes obenerwähnte Verbot übertreten und den Bitten um den einzigen Labetrank

nicht widerstehen können. – Das Schützenhaus und der dazugehörige Platz liegen in der Nähe des neuen Königstores, und der letztere endigt mit einer Anhöhe, von welcher aus sich der Anblick auf das Bild des vielbewegten Volkslebens darbietet. Ein wunderbares Gewühl von mehreren tausend Menschen zu seinen Füßen, umlagern den Beobachter auch nach allen Seiten sitzende und liegende Gruppen, die teils den mitgebrachten oder eben gekauften Mundvorrat verzehren, teils behaglich der Ruhe pflegen. Frauen, Männer und Kinder jedes Alters und Geschlechts gehen ihren Vergnügungen nach; diese würfeln, jene unterhalten sich; einige, und namentlich die Gesellen, singen eben nicht die sittsamsten Lieder, andere trinken und teilen sich mit lallender Stimme Begebenheiten aus ihrem Leben mit. Dazwischen knallen die Büchsen der Schützen, die Musik feiert in rauschenden Tönen den wohlgezielten Schuß; man eilt der Schußbarriere zu und belacht laut die komischen Gestikulationen, mit welchen der Quasi-Bajazzo den getroffenen Punkt anzeigt. Hart am Eingange zum Schützenplatz halten mehrere Guckkasten, deren Besitzer mit heiserer und eintöniger Stimme die Seltenheiten verkünden, welche der Kasten enthält. Bald versammelt sich eine Menge Schaulustiger, und nun nimmt der Eigentümer als Cicerone das Wort und erklärt alle die Merkwürdigkeiten, welche er den Zuschauern in Bildern vorüberführt. Mit seltener Geläufigkeit versieht dieser sein Amt und wiederholt ohne Ermüdung funfzigmal dasselbe. Diese Erklärungen haben durchweg einen komischen Charakter, wie es denn überhaupt eine Eigenheit des gemeinen Berliners ist, daß selbst das Ernste in seinem Munde und durch seine Sprache einen lächerlichen Anstrich erhält. Die große und fast unglaubliche Verwechslung der Begriffe, die Verwechslung des E mit dem A, welche vorzugsweise bei dem Geschlechtsworte eintritt, die Trockenheit des Vortrages, die Mienen und Gestikulationen, welche diesen begleiten, dies alles bietet dem Beobachter einen nicht uninteressanten Stoff. An die Hauptsache reihen sich auch nicht selten Zusätze aus dem Stegreife, wozu Lokal- und Zeitumstände Veranlassung geben. Die Umstehenden spenden diesen natürlichen Witzen ihren Beifall, und der Witzreißer bemüht sich, durch neue Einfälle die gute Laune seiner Zuhörer zu erhalten. Szenen dieser Art bieten einen reichen Genuß und sind zur Erweiterung der Menschenkenntnis in der Tat nicht von geringem Werte. Wir raten

demnach jedem Fremden, der außer den Lokalen Berlins auch die Bewohner desselben und ihren Charakter kennen lernen will, ja nicht den Stralauer Fischzug und Schützenplatz zu versäumen, und wir sind überzeugt, daß er als unbefangener und vorurteilsfreier Beobachter hinlänglichen Ersatz für seine Mühe finden wird. – An den Vergnügungen des Schützenplatzes, wie wir sie eben darzustellen versuchten, nehmen weder die Vornehmen noch Reichen und Wohlhabenden Anteil, wohl aber schließen sich die letzteren der sogenannten Schützengilde an, von welcher die Schießübungen abgehalten werden. Der Haupttag dieser Schießfeste ist der Geburtstag des Königs, am 3. August, welcher Tag überhaupt ein allgemeines und wahrhaftes Volksfest ist, und wer an diesem sich als der beste Schütze beweist, wird auf ein Jahr zum Schützenkönig ernannt, und silberne und goldene Ketten mit Medaillen von gleichem Material, auf welchen das Bildnis des Königs prangt, schmücken den zu dieser Würde Erkorenen, der zugleich auch für die Dauer seines hohen Charakters mehrere bürgerliche Freiheiten genießt.

(„Berlin, wie es ist.")

Weit bedeutender als das Schützenfest war aber noch der Stralauer Fischzug, dem Julius von Voß, ein ehemaliger Leutnant, später fruchtbarer Lustspieldichter, eines der ersten, ja vielleicht das erste Berliner Volksstück gewidmet hat. Er wurde unter enormer Beteiligung am 24. August gefeiert und ist in Wort und Bild oft dargestellt worden. Für die höheren Kreise war der Besuch des Fischzugs nur in den Tagesstunden möglich; Hof und Gesellschaft verließen sogar nicht die Kutschen und Equipagen. Heute findet der Stralauer Fischzug zwar noch statt, aber bleibt von der Menge unbeachtet.

(„Der Strahlower Fischzug.")

Neunter Auftritt.

Unter mehreren Ausgestiegenen Röschen und Ottilie, die in den Vorgrund kommen. Vorige.

Horndrechsl.: Das sind Schneidermamsells. Lösen einen Gewerbeschein und können um so mehr verdienen, weil sie keinen blauen Montag halten.

Röschen: Ob sie wohl hier sind? Ich sage nee!

Ottilie: Ich sage ja. Von 'n Fischzug bleiben sie nich.

Röschen: Is doch kurios, wie man 'n Menschen so leiden kann. Er hat 'n kleenen Puckel uf der Nase, und das gefällt mir so.

Ottilie: Und Meiner is so flink uf die Füße. Des gefällt mir so.

Röschen: Ich möchte nur wissen, ob Meiner mich ooch leiden kann.

Ottilie: Ach, wenn sie uns begegnen, sehn sie uns ja nich an.

Röschen: Vielleicht sehn sie uns hier an.

Ottilie: Na, woll'n sehn, ob sie uns ansehn. (Gehn links ab.)

Horndrechsl.: Ganz schlecht sehn die Patentmeisters doch nicht aus.

Sattl.: Sagt mir doch, Schwager, warum sind denn Eure Söhne nicht auf Wanderschaft gegangen?

Horndrechsl.: Sie sollten ja; meine Frau lebte aber noch. Bis Schöneberg waren sie gewesen, da kamen sie aber zurück und sagten: es wär' ihnen leid geworden, sie könnten nicht von Muttern wegbleiben. Ah, da sind sie ja!

Zehnter Auftritt.

Martin. Fritz. Vorige.

Martin: Bonjour, Papa!

Fritz: Bonjour, Onkel!

Beide: Sein Diener, Cousinchen!

Friederike: Guten Abend!

Horndrechsl.: Das muß auch allenthalben sein.

Beide: Wir richten uns nach Ihnen, Papa!

Horndrechsl.: Das Geld verfahren -

Martin: Wir kommen nicht zu Schiffe. Das war uns zu langsam. Wir gingen bis an Tor; da kam der Viehmäster Bauch geritten. Wupti, sprung ich hinter ihm aufs Pferd, und so galoppierten wir zusammen her.

Fritz: Und ich sagte: Ich wette zwei Groschen, daß ich doch noch eher da bin. So nahm ich die Rockschöße untern Arm und kam noch zwei Ellen früher ans Dorfende. Nu bin ich aber auch so heiß wie 'n Bügeleisen.

Horndrechsl.: Die Jungens sind so lustig, wie 'n Bündel Maas, das sie beim Wind ans Fenster hängen. Aber hört einmal, die beiden Patentmeisters sind hier. Euer Meister hat mir gesagt: Eine hätt' ihm eine vornehme Dame unter den Linden abspenstig gemacht, und die andre eine vornehme Dame vom Theater.

Beide: Sind gewiß Pfuschers.

Horndrechſl.: Das verfluchte Röschen und die verfluchte Ottilie. Kennt ihr die nicht?

Beide: Ne!

Horndrechſl. (zeigt links in die Szene): Seht einmal, da gehn ſie! Die ſich untern Arm gefaßt haben. Geht hinterdrein, foppt ſie ein bißchen.

Beide: Wie ſollen wir das machen?

Horndrechſl.: I nun, ſprecht anzüglich, das Anzügliche iſt ja der Schneider Sache. Stichelt, Schneider müſſen ſich ja aufs Sticheln verſtehn. Könnt etwa ſagen: wenn Schneidermamſells alt würden und Herrn werden wollten, könnten ſie deſto beſſer nach dem Blocksberg reiten, weil ſie ſchon mit dem Ziegenbock bekannt wären.

Martin: Papa, da ſticheln Sie ja auf uns.

Fritz: Wären Sie nicht unſer Papa, nähmen wir's übel.

Horndrechſl.: Na geht nur!

Beide: Komm, flink! (Eilen davon.)

Sattl. (zur Tochter): Aber dein Bräutigam läßt lange auf ſich warten. Als ich auf Freiers Füßen ging, lief ich mir in ſechs Tagen ſieben Paar Stiefeln antzwee.

Horndrechſl.: Riekchen hat 'n Bräutigam?

Friederike (ſeufzend): Ach Gott ja!

Horndrechſl.: Davon weiß ich noch kein Wort.

Sattl. (wirft ſich in die Bruſt): Woll'n bißchen herumgehen, da will ich Euch alles erzählen. Samuel kann nach unſre Sachen ſehn. Der Bräutigam mag uns wohl nicht ausſpüren können. Woll'n ihn ſuchen. (Steht auf.)

Horndrechſl.: Finden wir ihn nicht in Strahlow, finden wir ihn in Treptow, finden wir ihn nicht in Treptow, finden wir ihn in Rummelsburg.

(Sattler, Horndrechſler und Friederike links ab.)

Samuel (bleibt mit verſchränkten Armen traurig ſitzen).

Saucischenhändler (geht über die Bühne): Warm ſind ſie noch! Warm ſind ſie noch!

Kleines Handelsmädchen (ihm begegnend): Allerhand hübſche Waren, koofen Sie! Kleene Prinz von Preußen, ſüß wie Zucker. Harte Dalers, die man ufeſſen kann! Bonbons, un bibliſche Sprüche druf! (ab.)

Elfter Auftritt.

Ruſſiſche Sänger. Vorige.

Die ruſſ. Sänger (gehn langſam über die Bühne und ſingen ein ruſſiſches Volkslied. Wie ſie an den linken Rand der Bühne kommen, ſpringen ihnen aus dem Volkshaufen mehrere entgegen und reichen ihnen Flaſchen zum Trinken).

Ein Mann: Dobre Bratſch, dobre! Preuß und Ruß immer gut Freund!

Die Ruſſen (trinken und ſchütteln jenen die Hand): Jack predſchedzam! Immer gut Freund! (ab).

Berliner und Fremder: Amen!

* * *

Alles eilte an das Ufer und blickte auf den Fluß. Die Prinzen und Prinzeſſinnen fuhren eben auf einer einfachen Gondel vorüber, welche türkiſch gekleidete Matroſen fortruderten. Der ſchwarze Adler zierte die Flagge und verkündete die hohen Herrſchaften. Das Volk glaubte, den König vor ſich zu ſehen, und ſchwenkte dennoch die Hüte, als es ſeinen Irrtum erkannt hatte. - Die Prinzeſſinnen dankten ſehr leutſelig, und die von den hieſigen Einwohnern geliebte Alexandrine, jetzige Erbherzogin von Mecklenburg, ließ ihr Taſchentuch durch die Luft wehen. Das rührte die Berliner dermaßen, daß viele, die gerade Würſte nach dem Munde zu führen im Begriffe waren, zweifelhaft daſtanden und überlegten, ob ſie ihrem Hunger oder ihrem Patriotismus nachgeben ſollten. Endlich ſiegte dieſer, die Wurſt wurde in die Taſche geſteckt und die Hand griff nach dem Hute. Das nenne ich Enthuſiasmus.

Ein Boot will eben nach Treptow rudern; ich denke, wir fahren mit herüber. Denn hier iſt es noch nicht pikant genug. Die Sonne ſcheint zu hell, und die Polizei iſt zu aufmerkſam. Das geräumige Fahrzeug nimmt uns auf und trägt uns auf der glatten Spiegelfläche ſchnell an das Ziel. Neben mir ſaß ein betrunkener Kerl, der die ſchmutzigſten Zoten mit dem das Geld einſammelnden Mädchen trieb. Ich bewunderte den Takt der ganzen Geſellſchaft; nicht das leiſeſte Lächeln zuckte über die Geſichter, und ein ſchönes Jungfrauengeſicht ſchaute ſo ſtill und befangen vor ſich hin, als ob gar nichts vorfiele. Würde ſie auch nur den Blick zu Boden geſchlagen, würde das Gehörte ihr auch nur ein wenig Schamröte in die Wangen gejagt haben .... Gutes Kind,

du mußt entweder die Keuschheit selber, oder es muß mit dir schon sehr weit gekommen sein. Ich hoffe das erstere.

In Treptow wiederholte sich das alte Lied; nur findet man im Garten die sogenannte anständige Gesellschaft. Er liegt hart am Ufer und gewährt eine höchst reizende Aussicht, die, vom Balkon des Gasthauses aus angesehen, die schönste um Berlin ist.

Allmählich wird es Abend. Die Spree ist mit unzähligen, schwimmenden Lichtern bedeckt, die sich in der Flut wieder abspiegeln; die lärmende Menschenmenge sendet ihr Echo herüber, und der finstere Kirchturm erhebt sich düster aus seiner hellen Umgebung. Von ferne flimmern die erleuchteten Häuser der Stadt, und so weit das Auge sehen kann, ist die Spree mit Gondeln besät. Man glaubt sich nach Venedig versetzt, wenn nicht nebenan das: „Donnez-moi für einen Sechser Kümmel" eines Franzosen die Illusion störte. Ich ging in den Park, der sich hinter dem Garten hinzieht: und war es Täuschung oder Wahrheit? – ich gewahrte meine Rose und Lilie von gegenüber, wie sie in Begleitung jener Reiter durch das Gebüsch huschten. Ich kehrte schnell um: denn wenn die Blumen mich erblickt hätten, würde ich sie sobald nicht vom Fenster aus zu sehen bekommen haben. –

In Stralau geht es jetzt lustig her. Die Tanzmusik erschallt, und die benebelten Herren drehen sich im Walzer umher. Da sind Gruppen und Situationen, die des Hogarthschen Pinsels würdig wären. Hecken und Gebüsche werden belebt und bergen trauliche Pärchen. Es ist gut, daß die Polizei, der Mond und die Sterne nicht erröten können. Die Luft weht scharf und kühl und mahnt an das Nachhausegehen; noch mehr aber fordern die Rippenstöße, muntert das wüste Geschrei ringsumher dazu auf. Von den unzähligen Fußgängern sind $^{8}/_{9}$ total betrunken; und so mancher, den wir vorher ehrsam an der Seite seiner Hausfrau wandeln sahen, ist jetzt zum rohen Gesellen geworden, den der Rausch und die Dunkelheit zu jeder Pöbelhaftigkeit fähig macht. Die Weiber übernehmen jetzt ein ihrer würdiges Geschäft. Mit welcher Sanftmut geleiten sie die unmäßigen Männer nach Hause, wie reden sie ihnen zu und ertragen sanftmütig ihre Flüche und Stöße. Die Kinder laufen in der Dunkelheit voran und schreien und weinen. Die Wirte zählen zufrieden ihre Kasse nach, und manche bekümmerte Mutter denkt an das morgende Frühstück.

(J. Jacoby, „Bilder und Zustände aus Berlin".)

Ebenso ist, bis auf ein allerletztes trauriges Überbleibsel, auch aus dem Berliner Volksleben der Weihnachtsmarkt entschwunden, der schon vor der Biedermeierzeit viel beachtet und von Wichtigkeit war. Ältere Berliner erinnern sich des Treibens auf dem Schloßplatz und auf dem Platz vor dem Museum noch gut, das plötzlich einen großen Teil der Innenstadt in ein Feldlager von Buden verwandelte und in einen nie endenden Lärm von Knarren, Waldteufeln und dem Gebrüll der Anrufer tauchte. In seiner Blütezeit lockte der Weihnachtsmarkt alle Volksschichten an, ja, es war gleichsam Überlieferung, daß ihn der preußische Hof, die Prinzen und Prinzessinnen selbst, mit reichlichen Einkäufen bedachte. – Neben diesem öffentlichen Weihnachtsmarkt fanden aber bei den großen Konditoren Berlins Weihnachtsausstellungen statt, verbunden mit der Aufführung von Puppenspielen, die kleine, oft politisch gefärbte Theaterstücke brachte. Eines dieser Stücke ist uns erhalten geblieben. Es ist die witzige Parodie auf Don Carlos, die ein Berliner Buchhändler namens Silvius Landsberger schuf, und die zum Amüsement aller Freunde von Berlinensien der verstorbene Gotthilf Weißstein in einem Neudruck wieder herausgegeben hat.

Weihnachten.

Zu keiner Zeit, selbst nicht während des Karnevals, sieht man in Berlin ein regeres Leben, ein geschäftigeres Treiben, als um die Weihnachtszeit.

Vierzehn Tage vor dem heiligen Abende fängt der Weihnachtsmarkt an, und der Schloßplatz und die Breite Straße sind hier ganz mit Buden besetzt. Während dieser Zeit sind die Linden etwas verödet, denn die Sitte bringt es mit sich, auf dem Weihnachtsmarkte spazierenzugehen, die ausgestellten Sachen zu sehen und nebenbei selbst gesehen zu werden. Besonders besucht ist der Hauptgang, die Breite Straße hinauf, und keine elegante Dame wird es versäumen, sich bei schönem Wetter hier wenigstens einige Male, wenn auch nicht täglich, zu zeigen.

Des Abends, besonders die letzten Tage vor dem heiligen Abende, wird der Weihnachtsmarkt befahren, und selbst die ärmsten Familien würden sich nicht glücklich fühlen, machten sie sich dies Vergnügen nicht wenigstens einmal. Die Mietswagen sind übrigens in Berlin so wohlfeil, daß sie sich diesen Genuß wohl gewähren können, ohne deshalb der Verschwendung beschuldigt werden zu dürfen.

Des Abends ist der Weihnachtsmarkt auch ein Tummelplatz der Verliebten, und wenn man zwischen den Häusern und der Rückseite

der Buden hindurchgeht, so wird man gewiß viele flüsternde Pärchen finden. Doch die Armen, die vielleicht ganz in ihrer Unschuld sich unterhalten, sind der unangenehmsten Überraschung nahe. Mehrere Male war ich von höchst komischen Auftritten Zeuge, die ich keineswegs gutheißen konnte, über die ich aber doch herzlich lachen mußte.

Viele junge Leute, oft aus den ersten Familien, treiben sich des Abends stundenlang auf dem Weihnachtsmarkte umher, allerhand Ränke und Schwänke auszuführen oder Abenteuer aufzusuchen. Acht bis zehn dieser jungen Wüstlinge gehen, dicht in ihre Mäntel gewickelt, miteinander, denn oft leistet ihre größere Zahl ihnen die ersprießlichsten Dienste. Einer von ihnen tritt zufällig hinter die Buden, da stehen zwei Verliebte und plaudern emsig miteinander.

Sie scheint Kammermädchen einer vornehmen Herrschaft zu sein und ward wahrscheinlich in den nahen Putzladen geschickt, noch einige Sachen zur Weihnachtsbescherung zu holen, da traf, gewiß ganz zufällig, der junge Mann auf sie und redete sie an, um - sie nach dem Befinden ihrer Gebieterin zu fragen; denn er kennt sie sehr wohl und geht fast täglich in ihrem Hause ein und aus. - Aber der Kuß, den er der halb sich zurückziehenden, halb entgegenkommenden Lippe soeben aufdrückt, ist der auch für die Gebieterin? - Das wohl nicht gerade, indessen -.

Doch jetzt haben die oben erwähnten jungen Leute ihren Witz (denn in Berlin heißt alles Witz) vorbereitet und unbemerkt das Pärchen von allen Seiten umstellt. Rasch ziehen sie die Knarren, Trompeten, Pfeifen und Waldteufel, die sie unter den Mänteln verborgen hielten, hervor und tanzen unter wahrhaft teuflischer Musik und lautem Lachen und Jubeln eine Ronde um die Liebenden. Erschrocken fahren diese auseinander, und er will Ruhe gebieten, aber ein Blick auf die Zahl der lockern Spaßvögel überzeugt ihn, daß es hier rätlicher sei, zu schweigen. Daher greift er nach der Hand seines Mädchens und will, sie mit sich fortziehend, den Neckenden entschlüpfen; aber ruhig bleiben diese stehen und geben sich die Hände, wo er durchdringen will. So wird er, wie Papageno in der Zauberflöte, überall zurückgeschreckt. Während der Zeit hat der infernalische Lärm eine Menge Zuschauer herbeigelockt, und die Absicht der Spaßvögel ist erreicht. Laut lachend sprengen sie nach allen Richtungen auseinander, und teils wütend teils beschämt schleicht auch das Liebespaar sich davon.

Auf allen Straßen rufen die Knaben Fahnen, Pyramiden (Weihnachtsbäume) und Waldteufel mit lautem Geschrei zum Verkaufe aus und haben dabei einen ganz eigentümlichen Ton, den man außer der Weihnachtszeit nicht hört, soviel auch sonst in den Straßen ausgerufen wird.

Aber noch etwas ist Berlin zur Weihnachtszeit ganz besonders eigentümlich, und zwar die Ausstellungen bei den Konditoren. An andern Orten findet man zwar ähnliches, aber in der Regel beschränken sich die Ausstellungen auf Gegenstände des Verkaufes. Hier ist dies indessen keineswegs der Fall. Es wird ein Bild aus dem Leben gegriffen, ein öffentlicher Ort, ein bekanntes Lokalereignis, durch kleine Figuren von fünf bis sechs Zoll Größe dargestellt, oder auch wohl ein Ereignis aus der Geschichte oder irgendein Phantasiegebilde. Einige haben auch mechanische Vorstellungen mit beweglichen Figuren. So hatte ein Konditor den Ausgang aus dem Theater, nach Beendigung des Stückes, ein zweiter den Raub der Sabinerinnen karikiert; wieder einer die Eisbahn in dem Tiergarten. Sämtliche komische Figuren Berlins, welche die ganze Stadt kennt, sind auch auf diesen Ausstellungen unter den Miniaturgestalten, aus Ton gebildet, aber größtenteils sehr getroffen, zu finden und ergötzen die Zuschauer, welche sie auf den ersten Blick erkennen, oft weidlich.

Eines dieser kopierten Originale fand sich einst auch auf einer solchen Ausstellung. Es verdroß ihn, und er kaufte die Puppe, kaum aber war er aus dem Laden, so war auch sein Konterfei schon wieder da. Er erfuhr dies, kaufte sich am andern Tage noch einmal, und so auch ein drittes und ein viertes Mal. Aber der Konditor hatte Vorrat und ergänzte das verkaufte Püppchen sogleich wieder. Bald ward dies bekannt, und nun wollte jeder ein solches Männchen haben. Der Konditor lachte sich ins Fäustchen, und der Kopierte schäumte vor Wut, daß er ein verkehrtes Mittel ergriffen und dadurch das Übel nur ärger gemacht habe; denn vorher lachte man über sein Bild, jetzt aber über ihn selbst.

Den heiligen Abend feiert jeder, von dem Könige an bis zu dem geringsten, ärmsten Handarbeiter hinab, und der Fremde, der diesen Tag in Berlin zubringt, müßte fast glauben, daß die Stadt ausgestorben sei, denn das Theater ist geschlossen, die öffentlichen Orte leer und unbesucht, und jeder zieht sich in den innersten Kreis seiner Familie zurück.

(„Berlin, wie es ist.")

Ganz vergessen ist ebenso unter den Volksvergnügungen jener Zeit das Puppentheater, das, wie die Schilderung von Lenz und Eichler („Berlin und die Berliner") uns zeigt, damals doch noch recht auf der Höhe war und der Theaterlust niederer Volksschichten genügte. Auch zu Gesellschaften wurden in besseren Ständen zur Unterhaltung und mehr wohl noch aus Freude an der Urwüchsigkeit des berlinischen und des schlagfertigen, vielfach improvisierten Witzes, Puppenspieler geladen, die mit ihrem Ensemble eintrafen und schnell im Rahmen einer Tür ihre Bühne aufschlugen. Der letzte dieser Art, der in Berlin noch bis zum Anfang der 70er Jahre eine Rolle spielte, hieß, wenn ich mich recht erinnere, Linde. Immerhin war er schon ein sinkender Stern, und die weithin strahlende Berühmtheit seines Vorgängers, des Puppenspielers Richter, hat er nicht mehr gehabt. Die Theaterforschung von heute geht wohl nach Möglichkeit daran, die Stücke der Puppenspieler zu sammeln, zu rekonstruieren und zu durchforschen, da sie ihre Wurzeln vielfach tief in die Jahrhunderte zurücksenken. Und endlich dürfen wir nicht vergessen, daß das größte deutsche Drama auf ein Puppenspiel zurückgeht.

Wem haben nicht einst die Augen geglänzt bei Erwähnung eines Puppenspiels? Wer von uns hat als Kind nicht gelegentlich dafür geschwärmt, wenn ihm einmal ausnahmsweise der seltene Genuß eines Puppentheaters zuteil geworden war, wieviel schlaflose Nächte hat vorher das Versprechen des Vaters, an dem und dem Tage hineinzugehen mit den Kindern, diesen gekostet?

Es ist eine rosige Zeit, wo man noch an den toten Puppen seine Freude hat, und wenn man erwachsen ist und noch daran seine Freude haben soll, so muß man entweder ungebildet oder verliebt und ledern dazu sein, wie Wilhelm Meister.

Nichtsdestoweniger ist das Puppentheater ein köstlicher Schauplatz für den Beobachter, und zwar in Berlin nicht sowohl des Theaters als des Publikums wegen. – Der Italiener ist eigentlich der Meister der Puppenspiele, und seine Lebhaftigkeit befähigt ihn auch dazu, in seinen Stücken macht sich daher auch eine echte Volkstümlichkeit Bahn, was bei uns keineswegs der Fall ist. Trotz allen Bestrebungen der Romantiker, das volkstümliche Element herausfinden zu wollen aus unseren Puppentheaterstücken, ist dies doch niemals gelungen; wir finden keine stereotype Charaktere in den Stücken, welche aus dem Volke selbst hervorgegangen zu sein scheinen, wie bei den Engländern z. B. der köstliche, aber etwas gemeine Punch; nach einem ursprünglichen Fauste,

von welchem soviel gesprochen worden ist, hat der Schreiber dieses, aller angewandten Mühe ungeachtet, auch die Spur nicht finden können; über das ganze Repertoire des Berliner Puppenspiels ist die ballhornisierende Hand der Halbkultur gegangen, welche freilich an einem so theatersüchtigen Orte, als Berlin es ist, sich sehr bald der Volkspoesie bemächtigen und sie dadurch vernichten mußte.

Herumziehende Spiele, Marionettentheater in kleinen Städten mögen wohl noch einige schöne Traditionen aufzuweisen haben. In Berlin existieren dergleichen nicht, wie ich versichern kann, da ich aus gewissen Absichten einmal das ganze Material der Berliner Puppentheaterdramen durchgearbeitet habe und fast nichts gefunden, als scheußliche Ritterstücke, welche einst auf der großen Bühne im Schwange waren, einige Fäuste aus der Zeit der Romantiker offenbar, wie die hindurchspielende, gar nicht hinpassende Ironie andeutet, Wiener Possen, Opern und Märchen in Menge, welche jedoch sichtbar das Gepräge des Gemachten, nicht unwillkürlich Entsprungenen an sich tragen.

Das einzig Originelle ist dabei, in den Manuskripten, die allerdings sehr unappetitlich auszusehen pflegen und der Talg- und Ölflecke nicht ermangeln, die Einschaltungen zu lesen, welche dieser und jener Puppenspieler aus seiner Praxis mit hineingeschrieben hat, und die für die Fadheit dieser Volksbelustiger allerdings einen traurigen Beweis liefern.

Man sagt dem Berliner immer nach, daß er sehr witzig sei, und namentlich die unteren Klassen zeichnen sich durch Schlagfertigkeit in Antworten sehr aus; aber sobald der Witz Zweck, und zwar Lebenszweck wird, scheint es doch etwas ärmlich mit ihm auszusehen, und auch der Geschmack daran nicht bedeutend ausgebildet zu sein. Denn es ist zu bewundern, wie dieselben Leute, welche im gewöhnlichen Lebensverkehr wirklich so viel Geist zu entwickeln imstande sind, sich bei den fadesten Seichtheiten königlich amüsieren können; erklärlich wird es eben nur durch den Zug im Charakter des Berliners, daß, wenn er sich amüsieren will, wenn er es sich fest vorgenommen hat, er sich amüsiert, und mag es kommen, wie es will.

Gibt er also einmal seinen Silbergroschen oder zwei für ein zu erwartendes Vergnügen aus, und dasselbe ist wirklich nicht einen Dreier wert, er verarbeitet es doch geduldig, und – es war hübsch, heißt es

beim Nachhausegehn. Dabei merkt er es nicht, daß nicht das, was ihm das Amüsement zu verheißen schien, das Amüsierende war, sondern er selbst; es amüsierte nur, insofern dadurch Gelegenheit gegeben wurde, zusammenzukommen, und ist diese und ein gültiger Vorwand da, so wird letzterer für die Ursache des Vergnügtseins gehalten.

Mag daher jemand gestorben sein, dessen feierliches Leichenbegängnis entweder an seine Bedeutsamkeit oder an seinen Reichtum erinnert, oder ist es gar ein Türke, wie vor einigen Jahren: er amüsiert sich eben dabei und denkt ganz naiv: „Ach, wenn doch alle Tage ein Türke begraben würde!"

So ist's auch mit dem Puppenspiel; es ist meistenteils recht gut besucht, und fast alle Tage kann man in den verschiedenen Teilen der Stadt eines angekündigt finden. Das Dienstmädchen, der Geselle, der Lehrbursche, wenn er sich einmal hinwegstehlen kann aus der strengen Zucht des Meisters, außerdem eine ganze Legion „Bummler" aus den niederen Ständen, mitunter auch einige Leute höherer Regionen, der Sonderbarkeit wegen, sind das Publikum des Künstlers, welcher die Drähte regiert und selten über Undank zu klagen hat, ja mitunter nach seinem Tode im Munde des Volkes fortlebt. Beweis jene Parodie von „Lott' ist dodt":

„Wer ist dodt, wer ist dodt?
Puppenspieler Richter.
Schad' um ihn, schad' um ihn,
War ein großer Dichter!"

War er nun zwar auch kein großer Dichter, und der Dichter des ihn ehrenden Couplets ein größerer, so wünsch' ich seiner Asche doch Frieden, denn er war es, der zum ersten Male vor mir den Himmel eines Puppenspieles auftat – ich weiß nicht, ob im Silber- oder Apollosaal; das aber weiß ich noch, daß das aufgeführte Stück jenes zu seiner Zeit so beliebte Machwerk Julius von Vossens war: der Stralauer Fischzug; es spielte dieselbe Rolle, wie später das Fest der Handwerker des seligen Angely. Von der Aufführung des Stückes damals weiß ich mir freilich nicht mehr gar viel zu erinnern, das aber weiß ich, daß ich lange dafür geschwärmt habe, bis der strenge Schulzwang mir leider die Gedanken an dergleichen Allotria vertrieb.

Meine sonstigen Studien im Puppenspielfache habe ich erst später begonnen, als mich der Ekel vor dem Theater einen neuen Weg zum Amüsement trieb.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß ein volkstümliches Puppentheater mit keckem derben, natürlichen Humor uns einen reineren Genuß gewähren würde, als so manches, was wir auf dem Theater mit ansehen müssen, und das verhältnismäßig ein Heidengeld kostet. Freilich muß man zum Genuß von Volkstümlichkeit nicht gerade zu ekle Nerven mitbringen, und das wollen wir denn jetzt auch tun, indem wir - der geneigte Leser und ich - uns nach dem Lokale einer Puppendarstellung hinbegeben. - -

Sieh jenes schmierige, räuchrige Haus, etwa mit einem Erkerstübchen nach der Straße hinaus; seine Front bietet eben keinen einladenden Anblick dar, und seine kleinen Dimensionen lassen nicht vermuten, daß es einen Vorhimmel oder eine Vorhölle zum Komödiengenuß ist. Und dennoch ist es so. Tritt nur dreist hinein in den engen, finstern Flur, auf dem ein höchst spelunkenhaftes Zwielicht ist; das Lokal der Kunst ist hinten auf dem Hofe, es ist ein Saal von einer Größe, wie man ihn nicht auf den ersten Anblick zu finden gehofft hätte. Die Kasse ist vor der Tür des Saales; um zwei Silbergroschen erhalten wir eine Marke, doch milderweise mit der Freiheit, sie gegen Speise oder Getränk wieder verwerten zu können und auf diese Weise das Schauspiel eigentlich frei zu haben.

Entblöße dein Haupt nicht, lieber Leser, es gehört hier nicht zum bon ton; zum Teil spart man bei dieser guten Sitte, den Hut oder die Mütze auf dem Kopfe zu behalten, die Mühe des Inderhandbehaltens oder der Aufbewahrung, und ist außerdem ziemlich sicher, daß die Kopfbedeckung einem nicht gestohlen wird, wiewohl ich nicht garantieren will, daß sie nicht bei etwanigen Handgemengen und zu erwartenden Prügeleien beschädigt werden oder ganz abhanden kommen könnte.

Gegen Tabaksqualm gibt es nur ein solides Mittel, nämlich selbst welchen zu machen; daher zünde dir eine Zigarre an, und dann bist du soweit, der Dinge, die da kommen werden, gemütlich warten zu können. Der Saal, dessen Farbe zu irgendeiner Art der inconnus gehört, ist zwar nicht glänzend, aber doch durch einige Blechlampen mit Schirmen

erleuchtet, welche an den Wänden und in ziemlicher Höhe hängen, um Mißbrauch zu vermeiden. Ringsherum gehen Logen – ja, ja, Logen, wie man sie nur wünschen kann.

Ein dunkler, durch Ölflecke interessant gewordener Vorhang verhüllt noch das Heiligtum der Kunst, aber ein Klavier davor führt die angenehme Hoffnung zu, auch musikalisch regaliert zu werden.

Publikus ist schon in Menge vorhanden und nimmt lärmend Platz auf den im Saale dicht aneinandergereihten Bänken; Dienstmädchen in der Toilette, in welcher man sie tagüber zum Kaufmann gehen sieht, höchstens mit einem Umschlagetuch um die Schultern; Frauen, die gleichfalls nicht geschmückt zu nennen sind, sondern eben vom Herde zu kommen scheinen und über die Bänke herüber einander unendliche Konversationen sich zuschreien; Handwerker mit der geliebten Pfeife, einen Jungen auf dem Arm, dem von Zeit zu Zeit entweder die Nase geschneuzt oder ein väterlicher Erziehungspuff erteilt wird; junge Menschen aller Art, denen der Übermut und die verwegene Lust, sich um jeden Preis zu ergötzen, auf etwas berlinisch freche Art zu den Augen herausstieht – das sind die gebildeten Zuschauer, welche des Spieles harren.

Der Saal hat sich allmählich gefüllt; das Bestreben, sich gute Plätze zu sichern, hat dem tumultuarischen Hin- und Herlaufen ein Ende gemacht; meistenteils hat man sich schon gesetzt und bereitet sich zum Genusse durch mitgebrachtes Obst oder Nüsse vor; mitunter sieht man auch wohl den einen oder andern der Schnapsflasche zusprechen, von dem Glase Berliner Weißbieres nicht zu reden, das natürlich nicht fehlen darf.

Bereits wird man ungeduldig, man stampft mit den Füßen, und besonders oben in den Logen ist ein Heidenlärm; dorthin begeben sich gewöhnlich die jungen Burschen, welche es auf Verhöhnung des Spieles und am Ende daraus entstehenden Skandal abgesehen haben, und von der Höhe ihres Standpunktes aus mit lautem Schreien die anwesende junge Damenwelt bekritteln und einzelne mit treffenden Bezeichnungen anreden, welche den gerechten Zorn und gemeine Redensarten der Angegriffenen zur Folge haben. Andere Stimmen gebieten wieder Ruhe und machen den Lärm nur noch größer, indem sie zugleich Anlaß zu neuem Streite geben; es ist vorauszusehen, daß es unan-

genehm wird, ehe noch einmal der Vorhang aufgegangen ist; aber da tönt die verhängnisvolle Klingel, alles setzt sich - aber es war bloß das Signal zur Ouvertüre, welche auf dem Klavier abgehämmert wird von einem Thalberg oder Liszt, der aber nur unbestimmte Wirkungen hervorbringen kann, weil sein Auditorium sich so laut unterhält, daß nur hin und wieder ein abgerissener Akkord durchschlägt.

„Ruhig, verdammter Klapperkasten!" schreit da eine tiefe Baßstimme von oben herab, „man kann ja sein eigenes Wort nicht hören!"

Der Pianist, der wohl weiß, daß er bald zu Ende ist, scheint den Befehl gar nicht zu hören, sondern spielt harmlos weiter, bis ihm endlich ein Wurf mit einem abgebissenen Apfel auf die Finger das Spiel verdirbt, und die Tasten noch einen letzten krampfhaften Klageschrei von sich geben.

„Hoho, bravo!" tönt's von allen Seiten. „Vorhang aufziehen, anfangen, Freudenberg! Anfangen - Bravo! - - Ah - -"

Der Vorhang ist aufgegangen, der Klavierist verschwindet in eine Tür neben dem Vorhange, um hinter den Kulissen seine Rolle zu übernehmen, welche er mit mehr Sicherheit dort ausführen kann, als die am Klavier; er hilft nämlich mit „regieren" und Stimmen machen. - Das freudige Staunen nach dem Aufziehen des Vorhangs war wohl größtenteils ironisch gemeint und legt sich auch bald, obwohl die zu sehende Walddekoration malerischer Reize gar nicht ermangelt. Es ist ein Ritterstück, der Puppenspieler hat daher heute seine tiefsten Noten in der Kehle zu strapazieren und tut es denn auch sofort in der ersten Szene redlich; ein Kämpe mit seinem Schildknappen - dem Kasperle - tritt auf und hält mit diesem ein Zwiegespräch, das in Fluchen und Prügeln von des Ritters Seite, in naseweisen Reden von des Kaspars Seite besteht. Bei den Prügeln jauchzen die anwesenden Kinder laut auf, und die Flüche imponieren dem männlichen Publikus, höchstens daß einmal einer sagt: „Na, der Kerl ist eigentlich aber doch zu grob!" Der Ritter geht nun etwas auf Wegelagerung aus und heißt Kaspern, der keine Courage hat, mitzugehen, hier im Walde warten. Kaspar entwickelt einen pikanten, mit Anspielungen und faden Witzen gespickten Monolog, der aber mit Hilfe des Publikums ganz interessant wird; denn das spielt ganz gemütlich mit, macht seine Randglossen, auf die der Puppenspieler zuerst Kaspar antworten läßt, dann aber kunst-

ergrimmt sich selbst mit seiner natürlichen Stimme einmischt und etwa einem Malefikanten die anmutigen Worte hinwirft: „Schafkopp, ick were Ihnen rausschmeißen lassen, wenn Sie hier bloß stören wollen."

„Na, na, man sachte, da müßt' ick doch ooch mit dabei sind! Ick habe hier mein Geld bezahlt, un davor duhe ick, wat ick will!"

„Wir haben ooch unser Geld bezahlt und wollen Ruhe haben!" rufen nun mehrere, das Geschrei nach Ruhe wird allgemein, der solcher Dinge kundige Puppenspieler bringt die nächste Szene, und alles ist wieder ziemlich still. Der Raubritter beschließt nach manchen Abenteuern und Saufgelagen, die lärmend auf der kleinen Bühne mit Kasperschen Intermezzos vollbracht werden, sich an seinem Könige zu rächen, dem er schon lange Rache geschworen für irgendeine Nichtswürdigkeit. Das Zwiegespräch des Königs mit ihm ist höchst interessant, bis endlich der Verräter der Sache ein Ende macht, an den König heranbaumelt und sagt: „Biederer Feldherr, edler Gaugraf, empfange diesen mörderischen Stich von meiner Hand." Aber das Unglück will, daß der Arm, welcher das Schwert führt, sich verwickelt hat und hinter dem Rücken des Mörders mit konvulsivischen Zuckungen nach dem Könige stößt, der nichtsdestoweniger tot zur Erde sinkt.

Allgemeiner Jubel folgt dieser Szene, der Mörder wird vom Puppenspieler in die Höhe gezogen, ihm den Arm wieder einzurichten, und das allgemeine Hohngelächter des Publikums wird so groß, daß alle Kunst des Direktors, der den Ritter wieder herabgelassen, unbedingt scheitern müßte, wenn ihm nicht ein Gott den genialen Gedanken eingäbe, Kaspar auftreten zu lassen und eine witzige Szene zu improvisieren, die hierherzusetzen zu langweilig für mich und den Leser sein würde.

Das Stück schleppt sich so von einer Nichtsnutzigkeit zur anderen; wem es nicht gefällt, der amüsiert sich irgendwie anders, erzählt sich mit seinen Nachbarn etwas, die jungen Herren raspeln auf handgreifliche Weise mit den Mädchen Süßholz, wobei es natürlich an Streit und Geschrei nicht fehlt.

Der Vorhang fällt unter tumultuarischem Beifallsruf, die Mädchen ziehen ihre Umschlagetücher fester um ihre Schultern, schon wird hier und dort eine Lampe ausgelöscht, indes die Menge, vor Bewunderung wie vor Hitze glühend, sich dem Ausgange zudrängt, einander zurufend, wild durcheinander lärmend, gestoßen und stoßend, im Dunkeln neckend und geneckt.

In einem Brief an seine Mutter äußert sich Moltke über das gesellschaftliche Leben bei Hofe, dem er wohl selbst nicht allzu viele Reize abgewinnen kann. Über zwei große Hoffestlichkeiten aber, das Fest der weißen Rose im Jahre 1829 und die Aufführung von Lalla Rukh nach der gleichnamigen Dichtung Moores, haben wir genaueste Nachricht und genaueste zeichnerische Darstellung. Die gesamte Berliner Künstlerschaft war hier am Entwerfen von Szenerien und Gruppen beteiligt. Die Zeichnungen, die wir von Hensel von den einzelnen Figuren Lalla Rukhs besitzen, haben etwas von der Feinheit persischer Miniaturen. Sie entstanden auf Wunsch der Kaiserin von Rußland, die nach Schluß des Festes in den bedauernden Ruf ausbrach, daß es doch zu schade wäre, daß es nun vorüber sei. Wir müssen in diesen Festen bedeutende Äußerungen des Zeitgeschmacks sehen und erfreut sein über das restlose Zusammengehen der Künstlerschaft mit dem Hofe. Das Andenken an sie hat sich in weiteren Kreisen bis heute erhalten, und Streckfuß hat wenigstens bis heute recht behalten, wenn er seine Ausführungen schließt, daß ein glänzenderes Fest niemals bei uns gesehen wurde.

Eine Sache für sich ist der Fackeltanz bei fürstlichen Vermählungen, der aber schon damals, dadurch, daß sich ältere Leute an diesem Zeremoniell beteiligten, mehr Heiterkeit als Bewunderung erregte.

Berlin, den 8. Februar 1833.

Liebe Mutter!

Mit großer Freude habe ich Deinen lieben Brief vom 23. und alle die guten Nachrichten erhalten, welche er enthielt.

Was mich betrifft, so geht es mir gut. Ich bin von früh bis spät – ich kann sagen abwechselnd mit Geschäften und Vergnügungen beschäftigt, denn diese werden während des Karnevals als sehr ernste Angelegenheit behandelt. Fast ohne es zu wollen, bin ich in den Strudel der großen Gesellschaft hineingeraten, der einen so leicht nicht wieder losläßt. Die verschiedenartigste Tätigkeit erfüllt den Tag. Morgens arbeite ich an einer Beurteilung der strategischen Verhältnisse des

Thüringer Waldes oder der geschichtlichen Bearbeitung des Feldzuges 1762, der Vormittag ist den Bureaugeschäften gewidmet, mittags gilt es, sein Pferd auf der Promenade zu produzieren, welche während der schönen Tage, die wir jetzt haben, wirklich glänzend ist. Die schönsten Pferde, die Menge von Uniformen und Equipagen und das dichte Gedränge der geputzten und vornehmsten Damenwelt machen dies sehr unterhaltend. Nach Tische (von Zeit zu Zeit schlafe ich aber darüber ein) treibe ich das Studium der Nationalökonomie, obwohl meine eigene mir schon genug zu schaffen macht. Abends stellt sich der Friseur ein, der mir das Haar in die geschmackvollsten Formen bringt, und um 8 Uhr ist Ball bei diesem Prinzen oder jenem Minister. Hier bleibe ich dann nur gerade so lange, als ich angenehme Engagements finde, und oft werden vor dem Schlafengehen noch einige Seiten aus dem Gibbon übersetzt. In den letzten vierzehn Tagen bin ich auf elf Bällen gewesen, habe auf jedem, solange ich da war, alle Tänze getanzt und befinde mich gut dabei. Vorigen Sonnabend war ich zum König zum déjeuner dansant befohlen. Diese Gesellschaften sind klein und erlesen, und man kann sich's als Auszeichnung schätzen, dazugezogen zu werden. Es ist eine seltsame Mode; um 11 Uhr fährt man hin, tanzt einen Walzer, und nun gehen die Herren in einen, die Damen in den anderen Saal, jeder erhält eine sehr hübsche Blume (gemachte), führt die Dame, welche dieselbe Blume erhalten, an den mit ebender Blume dekorierten Tisch. Das sogenannte Frühstück ist aber ein Mittagessen mit allen Schikanen, mit Schildkrötensuppen, Austern, Kaviar, Trüffelpasteten und anderen glücklichen Mischungen der Kochkunst und den angemessenen Flüssigkeiten. Alles geht darauf in einer großen Polonäse in den Tanzsaal, wo nun ein förmlicher Ball anfängt, der später bei Kerzenlicht bis 8 Uhr fortgesetzt wird, wo der Hof ins Theater fährt. Du kannst Dir denken, was für soignierte Toiletten gemacht werden, wo sie den prüfenden Blick bei Sonnenlicht bestehen sollen. Jetzt wird das Treiben nun aber bald ein Ende haben; die fremden Herrschaften reisen schon ab.

Heute über vier Wochen, am 30. März, wird bei der Parole befohlen werden, ob ich in den Generalstab einrangiert werde oder nicht; ich darf indessen hoffen, Dir die günstigere Nachricht zu melden. Diese Einrangierung ist mit einer ziemlich beträchtlichen Gehaltserhöhung,

aber auch mit einer kostbaren Equipierung verknüpft. Die Uniform ist eine der hübschesten und kostbarsten, die wir hier haben. Sie ist blau, mit karmoisinrotem Kragen und Aufschlägen mit Silber gestickt, Hut mit weißer Feder, Degen, silberner Schärpe und Epauletts.

(„Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Moltke.")

Jetzt hat es sieben geschlagen. Im Schlosse ist alles in Bewegung. Der Weiße Saal faßt die eingeladenen Gäste nur eben; jenseits, durch alle Kammern, den Rittersaal, die Bildergalerie steht Maske an Maske so eng gereiht, als es die gepreßte Brust nur irgend noch gestatten will. Den Zug, den wenigstens hat jeder von den Tausenden in diesen Mauern das Recht, zu sehen; auf alles andere, den Tanz und jene Magie der Bilder werden sie Verzicht leisten müssen; denn so weit der Raum auch ist, so väterlich des Königs Huld, Neigung und Wunsch eines jeden berücksichtigend, dem großartigen Feste die möglichste Ausdehnung lieh, allgegenwärtig konnte er nicht machen, was durch Handlung und äußere Bedingnis an Ort und Zeit gebunden ist, und nur, was der Hof zu seinem Zirkel rechnet, fand in dem bezeichneten Gemache Einlaß.

Indes nun Hoffnung und Ungeduld alle Sinne spannen, die Schranken gezogen sind, der Gang, durch den der Zug hindurch muß, freigelassen, der Raum in der Mitte mit Polstern eingefaßt, der verhangene Rahmen im Hintergrunde um ein Drittel der Saalhöhe hinaufgeschoben ist, unzählige Kerzen brennen, die Königliche Kapelle, den schönen Marsch zu beginnen, wartet, die berühmtesten unserer Künstler gefällig ihre Einsicht den Anordnungen der Bilder leihen – bewegt sich der reiche Hof des Moguls und des schönen Aliris, Fürsten der Bucharei, mit allem, was morgenländische Pracht und Phantasie in sinnvoller Zusammenstellung vereinen konnten, aus den entlegenen Kammern, wo wir uns versammelt hatten, nach den angefüllten Sälen, welche alle, durch wohlverteilte Musik-Chöre, von den vollen, tönenden Marschesklängen zugleich erschallten.

Du kennst im allgemeinen die Umrisse der Dichtung, die dargestellt werden sollte. Du weißt, daß der Herrscher in Delhi, Aurengzeb, seine Tochter Lalla Rukh dem Fürsten der Bucharei, Aliris, vermählte und sie nach Kaschmir dem unbekannten Bräutigam zusendet. Auf der

Reise schließt sich Feramors, ein junger Dichter, dem Zuge der Prinzessin an und verkürzt den langen Weg durch Erzählung lieblicher Märchen. Lalla Rukh fühlt die lebhafteste Teilnahme für den Sänger. Die Poesie hat im geheimen ein Band geschlungen, das beide Seelen unzerreißbar fesselt. Sie zittert, den bestimmten Gemahl zu sehen, und erkennt mit überraschendem Entzücken Aliris in dem geliebten Feramor. Den fortlaufenden Gang der Entwicklung in einzelnen Momenten zu binden und diese als ein Ganzes hinzustellen, hatte scharfsinnige Erfindung hier die Auskunft gewählt, daß alles dies wie ein Geschehenes angenommen und jene Märchen, die Lichtpunkte beglückender Vergangenheit, bei einem Festspiele zur Feier des väterlichen Besuchs durch Lalla Rukh geordnet, beiden versammelten Höfen in Bildern vorübergeführt werden sollten. Da nun Liebe die höchste Poesie ist und das Glück der schönsten Liebe, des innigsten Familienvereins zugleich hier gefeiert ward, so fühlst Du, wie bedeutungsvoll die Fabel in diesem Augenblicke ward, wie tief sie jede Brust bewegte.

In einem anziehenden Gemisch von Rührung, Freude und Bewunderung ordnete sich demzufolge das Geleit der schönsten und geliebtesten Herrscherfamilie. Den Zug eröffneten indische und bucharische Tänzer und Tänzerinnen. Die ersteren in weißem Mull und Silber gekleidet, die Männer mit Turbanen, die Frauen mit langen, zurückgeschlagenen, wallenden Schleiern, einen Purpurschal in den leicht gehobenen Händen. Die Bucharen bunt, die Frauen in gestreiftem wollenen Stoff, ein vielfarbiges Bandelier über Brust und Schulter, breite, abstehende Schirmmützen, mit Korallen und Juwelen verziert, lange herabhängende Haarflechten und Gold- und Perlschnüre. Ihre Tänzer in knappanliegenden, langen Röcken, über den Hüften breite, farbige Schärpen gegürtet, weite, bauschige Beinkleider, rote Stiefel und hohe pelzverbrämte Mütze. Ihnen folgten Edle aus Kaschmir und der Bucharei, Süd und Nord in Tracht und Haltung wie die vorhergehenden Paare. Besonders zeichneten sich die Bucharen-Männer durch Reichtum und Schmuck der Verzierungen aus.

Ihre seltsam geschweiften Mützen, durch Reiherbüsche noch verschönt, waren zum östern ganz mit Juwelen übersät, ebenso Schärpe und Bandelier. Die Frauen, in hohen, goldstoffenen Pelzmützen, reichen Kleidern, einem Kaftan, mit Zobel eingefaßt, bunten Schärpen, vielen

Juwelen, Perlen, Korallen und farbigen Steinen, suchten der Pracht ihres Stammes, wie dem Glanz des strahlenden Festes, soviel als möglich nahezukommen. Sehr vorteilhaft nahmen sich dagegen die purpurverschleierten Kaschmirinnen an ihrer Seite aus. Wie der glühende Hauch des Ostens gingen sie der Sonne voran. Zu ihnen gehörig die bewaffneten Männer in weißer Tunilde, über Arm und Brust geschlungenen echten Schal, einen vielfach gewundenen Turban von gleichem Stoff, den schimmernden Dolch und auserlesenen Säbel im Gurte. Verwandt durch Boden, Klima und Oberherrschaft, von gleicher Tracht wie sie, nur farblos weiß wie die Einfassung des Edelsteins, dem Hofe von Delhi näherstehend, gehen die Inder diesen unmittelbar voraus. Was aber sage ich Dir von den Erscheinungen, die einem Feentraum entstiegen, an Farbe, Wesen und Gestalt dem Fabellande angehören? Nenne ich die Perlen und Rubinen, Smaragd und den bläulich schimmernden Opal: du hast den Blitz nur von dem Strahlenschimmer, den vielgebrochen das goldene Licht versendet. Umsonst hoffte ich, der lustige Geisterreigen, der sich am Putztische der erlauchten Frauen niederließ, der Blumenkelche Schmelz, den Glanz buntfarbigen Gefieders, der Silbermuschel feinstes Blicken und jene süße Glut des Mittagslichtes geschäftig hier zusammentrug und Schleier und Gewand wob, wie niemand sie zuvor gesehen - er solle auch mir gefällig sein und den Spiegel, in welchem er jene Bilder davongetragen, den Garten einer Fee zu schmücken, mir nur auf Augenblicke überlassen. Die Neidischen mißgönnen der Erde so viel Glück. Mit farbloser Feder, schwarz auf weiß, soll ich Dir die leuchtenden Umrisse von Aurengzeb und Aliris glänzender Familie hinzeichnen. Zuerst die jüngsten Kinder des Mogul, die Blüten des Paradieses von Delhi (die Prinzen Albrecht und Adelbert von Preußen, Carl und Alexander Solms, und Wladislav und Bogislav Radzivill). Sodann die beiden älteren Söhne, Diamantsäulen des Thrones, Bahedur Schah und Dschrander Schah (der Kronprinz und Prinz Wilhelm, Sohn unsers Königs) und Dara (Prinzeß Luise), die Lilie des Gartens. Ihnen gehen voran die drei Schwestern des gewaltigen Herrschers: Dschehanara, Zierde der Welt (die Frau Herzogin von Cumberland), Roschinara, Licht des Verstandes (Prinzessin Wilhelm), und Surin Banu, die Glänzende (Prinzessin Alexandrine). Alle so phantastisch, so mär-

chenhaft, ſo reich und über allen Ausdruck ſchön gekleidet, daß ich Dich auf die Gemälde verweiſen muß, die eines Künſtlers Hand in genialem Fleiß der Nachwelt aufbewahrt. Abdallah, Vater des Aliris (Herzog von Cumberland), und ſeine Gemahlin (Prinzeſſin Luiſe Radziwill), mit den Prinzen Morad, Zangis und Wolli (Prinz Carl, Prinz Auguſt und der Erbgroßherzog von Mecklenburg) die Bucharei beherrſchend, ſind in Tracht und Schmuck dem Abendlande wie dem Orient verwandt. Pelze von großer Koſtbarkeit, ſchwerer Goldſtoff und alle Schätze, die Samarkand und Tibet den ergiebigen Bergesklüften abgewonnen, prangen hier im bunteſten Gemiſch in ſeltener Auswahl. Aliris (der Großfürſt) allein tritt ſchmucklos unter ihnen allen auf. Ein Sohn der Poeſie, von ihrem ewigen Reiz umhaucht, ſchön wie das Unvergängliche, in Jugend, Anmut und Liebesglück ſtrahlend, den Glanz des Sieges auf der Stirn, des Kriegers Blitz im Auge, hoch, kühn, voll ſtiller Glut, ſcheint er dem Sonnengotte gleich, der, irdiſche Pracht verſchmähend, der Erde ſeinen Glanz gefällig leiht. Er iſt des Feſtes König, und groß, wie Könige ſind, genügt ihm, ſich in ſich ſelbſt zu faſſen und ſeiner innern Flamme ſtarkes Licht freien Raum zu ſchaffen. Die Perlen und Juwelen, die er der ſchöpferiſchen Bruſt entwand, ſie flocht die Liebe in ihren Strahlenkranz. Die Märchen ſind es, die uns in Bildern wiederleuchten. Und Lalla Rukh, wie des Himmels Huld, ein roſiges Gewölk, der Sonne erſtes Funkeln verſchämt verhüllend, ſchwebt ſie, hoch auf Baldachine thronend, von Sklaven, die ſich ihrer Feſſeln rühmen, im Triumph getragen, über Fürſt und Volk in ſinniger Betrachtung hin. Der ernſte Blick trägt die bunte Erde, die der ſchöne Mund kindlich anlächelt, dem Himmel näher und ſcheint ſich nur in ſeinem Licht verſtehen zu können. Die Krone, in deren Bogen ſich Demant an Demant reiht, iſt ein duftiger Reif, aus Sonnenſtaub gebildet, deſſen zarter Geſtalt der Steine Glanz, nicht das Gewicht der Steine, aufzulegen ſcheint, und wie aus Wolkenlicht gewoben, fließt der rötliche Schleier darunter hin. Es trifft Dein Auge heller Schimmer, und das Bild, was einzig Dir bleibt, iſt das einer Himmelsroſe, dem Garten der Erde, wie der Liebe, zu ewiger Obhut anvertraut.

(Caroline Baronin de la Motte-Fouqué, „Briefe über Berlin".)

„Das Fest der weißen Rose."

Die sechste Stunde des Nachmittags war zum Anfang des Festes bestimmt. Auf dem Vorhofe des Neuen Palais sollte eine ritterliche Übung im Lanzenstechen und Speerwerfen vom Roß herab nach bestimmten Gegenständen abgehalten werden, wobei alle Teilnehmer in dem Kostüm turnierender Ritter aus dem zwölften Jahrhundert erschienen. Zu diesem Zweck war der Vorhof auf das geschmackvollste dekoriert; die rings im Innern desselben herumlaufenden Treppen hatte man zu Sitzen der Zuschauer eingerichtet und mit einem Gitter umgeben, welches mit roten, goldgestickten Behängen reich drapiert war. In kurzen Zwischenräumen flatterten ringsherum die Banner der Farben, in welchen die Ritter gekleidet waren, mit weißen Rosen geschmückt, und ebenso war eine reiche Trophäe von Bannern in der Mitte des Raumes an einer Säule aufgesteckt. Dem Haupteingang des Gitters gegenüber befand sich die Loge, auf welcher die höchsten Herrschaften, die Damen im Kostüme jener Zeit, sowie alle zum Feste eingeladenen Personen, welche nicht an den Quadrillen teilnahmen, sich befanden. Ein grüner, goldbesetzter Baldachin bedeckte sie. Von beiden Seiten dieser Loge dehnten sich die Sitze der Zuschauer aus, die in ungemein großer Anzahl anwesend waren. Alle Fenster des Schlosses waren mit Damen besetzt, auch die Communs enthielten auf ihren Treppen und den Balkons eine unzählbare Menge von Zuschauern, wie nicht minder die Plätze zunächst dem Gitter. Schon dieser Anblick gewährte ein höchst anziehendes Schauspiel. Um sechs Uhr erscholl Trompetengeschmetter, und der Zug der Ritter begann. Zuerst erschienen der Wappenkönig und zwei Herolde, in den Hauptfarben rot und blau gekleidet, und baten bei der Kaiserin um Einlaß für die Ritter; dann rückte der glänzende Zug in den Hof ein, voran ein Korps Trompeter, in Grün und Orange gekleidet. Hierauf folgten zehn Quadrillen von Rittern, die jedesmal aus einem Anführer, dem ein Bannerträger vorritt, zwei Pagen, die Schild und Lanze trugen, folgten, und aus vier Rittern nebst vier ihnen folgenden Knappen bestanden. Diese Quadrillen waren: 1. Führer der Kronprinz. Vor ihm wurde das Banner von Preußen getragen. Die Ritter waren in Schwarz, Weiß und Gold gekleidet. 2. Prinz Friedrich der Niederlande, vor ihm das niederländische Panier,

die Ritter gelb, blau und gold. 3. Prinz Wilhelm, vor ihm das Kur-Brandenburgische Banner, die Ritter blau, rot und silber. 4. Prinz Karl, vor ihm das Banner von Schlesien, die Ritter gelb, schwarz und silber. 5. Prinz Albrecht, vor ihm das Banner von Brandenburg, die Ritter weiß, rot und silber. 6. Herzog Carl von Mecklenburg, vor ihm das wendische Banner, die Ritter blau, karmesin und gold. 7. Prinz Friedrich, Neffe des Königs, vor ihm das Banner von Hohenzollern, die Ritter schwarz, weiß und silber. 8. Der Erb-Großherzog von Mecklenburg, vor ihm das Banner von Mecklenburg, die Ritter karmesin, blau und gold. 9. Prinz Adalbert, vor ihm das Banner der Burggrafen von Nürnberg, die Ritter weiß, rot, schwarz und gold. 10. Herzog Wilhelm von Braunschweig-Ols, vor ihm das Banner von Braunschweig, die Ritter weiß, rot und gold. – Der geschmackvolle Glanz, der blendende Reichtum der Kostüme, die schönen, wohlgeübten, mit dem reichsten Zaumzeug und prächtig gestickten Schabracken bedeckten Pferde, die schöne Haltung der Ritter, die Anordnung des Zuges, alles dies muß man gesehen haben, wenn man sich einen Begriff von diesem in der Tat herrlichen Schauspiel machen will, das von dem heitersten Wetter begünstigt wurde, in dessen leuchtender Sonne Waffen und Rüstungen prächtig schimmerten. Man glaubte sich wirklich in jene, Tapferkeit und Liebe so dichterisch verklärende Zeit versetzt. Die Ritter hielten zuerst einen Umzug, begrüßten die Kaiserin und die Damen ihrer Farben, und einer bat dann im Namen aller um Erlaubnis, ritterliche Waffenspiele ausführen zu dürfen. Trompetenmusik begleitete den Umzug, welche nach und nach auf 115 Trompeten anwuchs und gleichförmig geleitet wurde. Nachdem der ganze Zug den Hofraum wieder verlassen und sich auf dem Platze vor dem Gitter aufgestellt hatte, ritten die sechs ersten Führer in die Schranken, zwei derselben stiegen vom Pferde und übernahmen das Amt der Kampfrichter. Der Wappenkönig rief die Namen derjenigen auf, welche in die Schranken ritten. Hier wurde nun nach Ringsäulen, Mohrenköpfen, Scheiben usw. in einmaligem Anreiten im Galopp gestochen, namentlich zuerst mit der Lanze nach einem Ringe, der aus einem Kranz weißer Rosen bestand, nachher wurden die Lanzen abgegeben und kleine Wurfspieße gebraucht, mit denen nach der Scheibe geworfen wurde. Dabei fand die Überraschung statt, daß jedesmal, wenn die Mitte der Scheibe

getroffen wurde, ein Strauß von weißen Rosen aus der Scheibe sichtbar ward. Diese mehrfache Anspielung auf das Bild der schönsten und zartesten Blume konnte ihre Deutung nirgend verfehlen; hier mag es genügen, zu bemerken, daß die Gesundheit der Kaiserin etwas wankend war und sie blaß erschien. Die letzte Waffenübung wurde mit gezogenem Schwerte vollführt und bestand in dem Abnehmen eines zweiten Ringes und in dem Aufspießen eines auf der Erde stehenden Mohrenkopfes. In derselben Weise, wie die vier erwähnten Anführer die erste Quadrille ausführten, geschah dies auch durch die noch übrigen vier Anführer und sodann durch die Ritter jeder Quadrille in der angegebenen Ordnung. Dann rückten alle zehn Quadrillen nebst ihrem Gefolge wieder ein und führten eine große Quadrille zu Pferde mit den mannigfaltigsten und verwickeltsten Touren auf, wobei besonders das Gegeneinander-Durchreiten und Anschlagen mit den Lanzen und Schwertern einen ungemein glänzenden Anblick gewährte. Die Eleganz, Genauigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen war erstaunenswert. Nachdem zum Schluß wieder ein großer Umzug gehalten worden war, rückten die Ritter in Front gegen die Tribüne der Kaiserin vor, saßen dann ab, forderten ihre Damen auf und traten mit diesen der Kaiserin vor, um sie in das Schloß zu geleiten. Dabei ertönte fast überraschend aus den oberen Fenstern des Schlosses ein vierstimmiger Gesang, durch welchen die Feier im Innern des Schlosses eingeleitet wurde. Zuerst wurden sinnige lebende Bilder dargestellt, bei welchen die Ritter und ihre Damen Zuschauer waren. Dann begaben sich alle nach dem Grottensaale, wo zwanzig Ritterfräulein und ebenso viele Ritter eine Quadrille tanzten. Das Orchester war unter Lauben von weißen Rosen versteckt. Der Tanz endigte mit einer huldigenden Gruppe gegen die hohe Königin des Tages. In dem Schauspielsaale war ein Zauberspiegel aufgestellt, welcher nacheinander die Gestalten der Erinnerung, Rübezahls, der Bellona, des Kronos und der Aurora in der Form lebender beweglicher Bilder zeigte. – Ein glänzenderes Fest hatte niemand je gesehen.

* * *

Für gewöhnlich sind die Hoffeste weder zahlreich noch glänzend, und beschränken sich fast lediglich auf Bälle bei dem Könige oder den königlichen Prinzen, doch bei außerordentlichen Gelegenheiten finden

zuweilen Feste statt, bei denen eine wahrhaft königliche Pracht waltet, wie z. B. die großen Redouten auf dem Schlosse zu den Vermählungen der Prinzessin Friederike, Nichte des Königs, mit dem Herzoge von Dessau, und der Prinzeß Charlotte mit dem jetzigen Kaiser von Rußland. Diese Feste aber sind schon zu lange her, und es ist damals zu viel darüber gesprochen und geschrieben worden, als daß hier eine nochmalige, wenn auch noch so kursorische Beschreibung am rechten Orte wäre.

Bei minder feierlichen Gelegenheiten, z. B. Ankunft fremder Prinzen, Denkfesten usw. usw., werden allgemeine Couren angesagt, und diese sind wieder doppelter Art, nämlich bloße Cour oder Polonäsen-Cour. Immer jedoch finden sie auf dem Schlosse statt, nicht in der eigentlichen Wohnung des Königs, dem vorzugsweise sogenannten Palais.

Zu diesen Couren ist jeder Hoffähige schon durch diese Eigenschaft geladen. Jeder Referendar, jeder Offizier hat den Zutritt, und der König sieht es sogar gern, wenn recht viele sich bei diesen Couren einfinden.

Die Damen aber müssen besonders bei Hofe vorgestellt sein, doch findet hierbei keine übertriebene, strenge Etikette, keine Ahnenprobe und dergleichen statt, wie denn überhaupt der preußische Hof gewiß der ist, an welchem die wenigste altväterische Hoffitte, das wenigste Zeremoniell herrscht. Und wahrlich, man muß den König deshalb loben; denn was ist die Hofetikette, welche alte, grauköpfige Pedanten so oft und so viel rühmen, die sie als den einzigen sicheren Hort strenger Sitte und Tugend preisen, was ist sie anders, als der veraltete Gebrauch der Vorfahren, der größtenteils nicht mehr in unsere Zeit paßt und eben deshalb nicht selten lächerlich wird.

Bei einer Gelegenheit aber hat sich der alte Gebrauch noch erhalten, und zwar bei Vermählungen in der königlichen Familie, und deutlich zeugt dies für meine soeben aufgestellte Behauptung.

Gewöhnlich wird das hohe Paar in der Kapelle des Königlichen Schlosses getraut; hierauf begibt es sich in das Thronzimmer, und jetzt werden alle Anwesenden zur Cour gelassen, d. h. aus einem Saale, der an das Thronzimmer stößt, treten sie einzeln und ohne bestimmte Beachtung des Ranges heraus, gehen bis in die Mitte des Zimmers, dem Thronhimmel gerade gegenüber, machen hier der Prinzeß und dem

Prinzen eine Verbeugung, hierauf noch eine für das hohe Paar im ganzen, und verlassen nun auf der entgegengesetzten Seite das Zimmer.

Dann verfügt sich alles nach dem Weißen Saale, und hier erfolgt nun der Fackeltanz, d. h. die Braut tanzt mit sämtlichen anwesenden Prinzen, der Bräutigam ebenso mit sämtlichen anwesenden Prinzessinnen, wie sie im Range aufeinander folgen, eine Polonäse, einmal durch den Saal, und dabei wird ihnen mit großen Wachsfackeln vorgeleuchtet. Die Fackelträger sind – alle anwesenden preußischen Exzellenzen, und in der Regel wird auf dieses Vorrecht ein solcher Wert gelegt, daß selbst alte podagrische oder kranke Herren, die schon jahrelang nicht an den Hof kamen, sich bei solchen, natürlich nicht gar zu häufigen Gelegenheiten zusammennehmen, um – ihr Prädikat „Exzellenz" mit der Fackel zu beleuchten.

Nach dem Tanze folgt Spiel der Prinzen und Prinzessinnen, und zwar spielen sie – Commerce, das sie sämtlich nicht verstehen, und bei dem daher ein Kammerherr, der es oft nicht besser kennt, den Souffleur machen muß. Während dieser Zeit treten nach und nach alle fremden Gesandten, die Minister, Generale, oder sonstige Personen von hohem Range, an die Spieltische, den hohen Herrschaften persönlich ihre Verbeugung zu machen, sprechen zwei oder drei Worte und gehen dann weiter.

Ist nach einer Stunde das Spiel beendet, so teilt die Oberhofmeisterin der neuvermählten Prinzeß Stücke von deren Brautstrumpfband aus, und jeder, vom Höchsten bis zum Geringsten, ist froh, daß die Zeremonie beendigt ist und das Festtagsgesicht abgelegt werden darf.

(„Berlin, wie es ist.")

Wie das Volk sich dem Hofe gegenüber verhielt, dem es vor allem zu Zeiten Friedrich Wilhelms III. eine starke liebevolle Verehrung entgegenbrachte, das schildert uns der bekannte Schriftsteller und alte Musikkritiker der „Voß" in seinen Memoiren, und er erzählt auch von den schweren Unglücksfällen, die sich durch das Gedränge bei dieser Vermählungsfeier des nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. mit einer bayrischen Prinzessin ereigneten. Die Zeitungen aber durften, charakteristisch für die damaligen Zensurverhältnisse, nicht eine Zeile darüber bringen.

Das Jahr 1823 war bekanntlich das Vermählungsjahr unseres Königs Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth von Bayern. Daß wir Jünglinge uns frisch unter alle Festlichkeiten

und feierlichen Anordnungen mischten, die zum Empfang des hohen Paares getroffen waren, läßt sich begreifen. Das Glück wollte, daß wir von dem Einzuge desselben alle Hauptmomente beobachteten, die ihm auf der Fahrt von Charlottenburg nach Berlin gewidmet waren. Ich lasse den Empfang durch die Bürgerwehrgarde zu Pferde und alles damit in Verbindung Stehende indessen ungeschildert und berichte nur einiges Volkstümliche davon. Gleich die ersten der herbstlich nackten Bäume am Tor waren zu besonderen Empfangspforten gestempelt worden, indem einige Knaben für zwei Groschen gestatteten, daß man auf einer hohen Leiter, die sie mitgebracht, hinaufsteige. Man versichert, daß die jungen Industrieritter so schlau gewesen seien, auf den Fortgang des Kurses ihrer Ware zu achten und, als die Feier vorüber war, sich erboten, auch jeden herabsteigen zu lassen, wenn er nur acht Groschen fürs Hinunterkommen zahlen wollte! Der Stern bei Bellevue (damals „die Puppen", von den erschreckenden Sandsteinfiguren, die ringsumher standen, benannt) war der Platz, wo die ankommende Kronprinzessin hielt und durch die Begrüßung der Bürgerwehr aufgehalten wurde; hier galt es natürlich, in dem Augenblick möglichst gut zu sehen, wie dieser Akt ausgeführt werde. Die Hüte wurden natürlich beim Beginn des feierlichen Momentes abgenommen. Ein unglücklicher Mann hatte einen herrlichen Platz erkämpft und stand mit seinem schweren Filzhut hoch auf dem Kopf. Seine Nachbarn neckten ihn oder machten Ernst damit, genug, wenige Minuten vor dem Anfang hatten sie ihm die schwarze Maschine so auf sein Haupt herabgedrückt, daß er in dem Zylinder steckte und weder sehen noch hören konnte. Der ganze Umkreis war auf die Figur neugierig geworden, der es, aller Mühen mit ihren Händen unerachtet, nicht gelang, gegen die Hunderte von Händen, die ringsumher ihren Angriff auf sie machten, den Hut wieder in die Höhe zu bringen. Und so verfloß der feierliche Akt in der Tat, ohne daß der unglückliche Mann, trotz seines vorzüglichen Platzes, irgend etwas gesehen oder gehört hätte. Viele andere hatten indes auf seine Kosten recht herzlich gelacht. –

Ein Ereignis aber gab es im Lauf des späteren Tages, das aus der Kurzweil binnen wenigen Minuten ein furchtbares Entsetzen bereitete. Die Stadt war zum Abend illuminiert; alle öffentlichen Gebäude prangten in den schönsten Lampenausschmückungen, namentlich war

die Akademie herrlich beleuchtet. Ich war allein ausgegangen, um mir die Illumination zu beschauen, hatte aber ein paar Freunde getroffen, mit denen ich gemeinsam wanderte; es waren der Leutnant Dannhauer (jetzige General) und ein junger Mann namens Gerth, der als Sohn im Hause des Geheimfinanzrat Paalzow auferzogen war, welcher damals als Referendarius in Berlin lebte. Er ist längst abgeschieden, doch General Dannhauer kann die Wahrheit des Geschehenen noch bezeugen. Auf verschiedenen Wegen, die wir durch die Stadt machten, trafen wir auch den Fackelzug der Studierenden, und ich entsinne mich, mit einem der Führer (Geh.-Rat Fließ, der auch noch am Leben ist) über die Richtung, die der Zug nehmen wollte, gesprochen zu haben. Wir begleiteten denselben eine Strecke und hatten vor, dem Gaudeamus igitur, welches im Lustgarten gesungen werden sollte, und dem Verbrennen der Fackeln daselbst beizuwohnen. Bei den verschiedenen Wegen, die wir hier nahmen, hatten wir im Schloß schon einen kleinen Vorgeschmack des ungeheueren Drängens, indem dasselbe in dem einen Durchgang so heftig wurde, daß die jungen Mädchen aufkreischten und eines derselben mit verlorenem Kamm sich aus dem Getümmel wieder ins Freie drängen mußte. Doch wir jungen Leute nahmen das alles nur von der lustigen Seite, da unsere Natur durch solche Szenen nicht angegriffen wurde.

Die Darbringung des Fackelzuges vollendete sich nun, und die Studierenden zogen auf den Lustgarten, um in seiner damals freien Mitte einen Rundkreis zu bilden, das Gaudeamus zu singen und die Fackeln zu verbrennen. Kaum aber hatte dies begonnen, als sie von den herzuströmenden Volksmassen, die gerade dies Schauspiel sehen wollten, auf das furchtbarste bedrängt wurden. Alles steuerte gegen die Mitte des Platzes, und wir mußten uns anfassen und mit aller Macht rückwärts drängen, damit nur die Studenten nicht in das Feuer ihrer eigenen Fackeln gestoßen würden. Allmählich ging indes dieser ziemlich ernste Kampf vorüber, und wir beschlossen nun, zu der großen Feier des Festes zurückzukehren, wozu uns aus dem Lustgarten nur die kleine am Zeughause errichtete Laufbrücke blieb. Denn die Schloßbrücke, über welche vormittags die höchsten Herrschaften, begrüßt von den dreihundert jungen, blau und weiß gekleideten Revier-Mädchen, gefahren waren, blieb für den Abend gesperrt. Wir langten denn bei der Brücke

mit einem mächtigen, dichten Strom von Menschen an, glaubten aber, in wenigen Minuten den Engpaß zu überwinden. Ernsthaft rückten wir dem Ziel näher, indem wir den Boden der Brücke unter unsern Sohlen fühlten und allmählich darauf vorschritten. Da staute sich plötzlich die ungeheure Masse so auf, daß sie wie eine Mauer stillstand. Von hinten her jedoch erfolgte immer neuer Andrang. Vor uns hörte man angstvolle Töne von Frauen und Kindern. Ich blickte noch vergnügt und ahnungslos umher. Jetzt aber erhob ein Gendarm, der etwa zehn Schritt vor uns auf der Brücke hielt, ein heftiges Geschrei, weil ihn die Volksmasse mit dem Pferde gegen das Geländer drängte. Erschrocken sah ich umher und entdeckte, daß mein Nachbar, der Leutnant Dannhauer, neben mir erblaßte; wenn ich mich recht erinnere, war ihm der Degen, der sich etwas verschoben hatte, so heftig in die Seite getrieben. Jetzt überfiel auch mich eine Ahnung des Schlimmsten. Indes ich dachte doch nur, daß die Entgegenkommenden uns auf Augenblicke festhalten und eine oder die andere Partei siegen müsse. Um das letztere für unsere Seite zu befördern, riefen Dannhauer, Gerth und ich mit lauter Stimme den uns zunächst Stehenden ein ermutigendes Vorwärts entgegen, und sie drängten, sich mit uns vereinigend, aus aller Macht den Linden zu. Aber wir gewannen nur einen oder zwei Schritte Feld, dann war alles wieder festgerannt, und die furchtbare Enge war um desto empfindlicher gestiegen. Noch gerade hatten wir die eisernen Scharniere unter unsern Füßen gefühlt, also die Hälfte der Brücke erreicht und durften hoffen, die Sieger zu sein. Jetzt aber stand alles wieder festgebannt, und nur das entsetzliche Geschrei einzelner, die sich von der Gewalt des Gedränges wie zermalmt fühlten, war aus der tobenden Menge zu entnehmen. Da öffnete sich, wo wir es am wenigsten vermuteten, plötzlich ein Weg rückwärts. Die Strömung ging nach dem Lustgarten zurück. In solchen Momenten hat stets die Gegenwart ihr Recht. Wir folgten ihr nachgehend und hatten wieder das Wonnegefühl einer freien Brust. Da hemmte uns plötzlich ein neuer Knäuel von Menschen. Es waren bei der Flucht nach rückwärts einige gestürzt und lagen, in Gefahr, zertreten zu werden, auf der Erde. Mit aller Macht hielten wir die Nachstürmenden zurück und rissen die Gefallenen wieder empor. Bei diesem Tumult wurde ich von meinem Freunde getrennt. Ich blickte seitwärts, sah das Geländer der Brücke wegge-

brochen, schräg gelehnt; die Rettung war da, wenn ich hinübersprang. Ich führte es aus, indem ich aus dem sich vor mir windenden Knäuel einen kleinen Knaben emporraffte, ihn in den Arm nahm und mit ihm den Sprung ins Wasser versuchte. Doch indem ich auf das Geländer trat, entdeckte ich die unten angebrachte Waschbank, entschlossen sprang ich hinab und erreichte glücklich das Ziel. Es hatte sich schon eine Menge Menschen dort unten versammelt. Aus ihnen stürzte eine Frau plötzlich auf mich zu, umarmte das Kind, was ich auf dem Arm trug, als ihr eigenes, und dankte laut Gott für dessen wunderbare Rettung. Dies war mir der merkwürdigste Augenblick. – Ich ließ ihr den Knaben und blickte umher, was weiter zu tun sei. Drüben, jenseit der Brücke, sah ich verschiedene Personen rasch von ihr ins Wasser gleiten, ebenso sprangen auch zu uns noch andere herunter. Dies lehrte mich, daß unsere Stellung durch den Augenblick sehr bedingt sei, deshalb griff ich rasch nach einer der Kahnspitzen, die neben der Brücke lagen, schwang mich hinauf und erreichte so, über verschiedene Kähne kletternd, wieder den Lustgarten. Von dort schlug ich meinen Weg, dem ersten Plan entsprechend, ein und gelangte mit Umwegen und unter großem Getümmel, aber doch nicht mit erneutem gefährlichen Gedränge, nach den Linden. Hier erblickte ich an der Akademie plötzlich meine beiden Freunde, und wir begrüßten einander mit Umarmung und Kuß, wie auferstanden. Ein Beweis, daß wir jetzt erst die Größe der Gefahr, in der wir geschwebt hatten, recht einsahen! – Wir gingen miteinander in das Weinhaus zu Lutter & Wegner, wohin wir die ersten Nachrichten von dem geschehenen Unglück brachten; dieselben vervielfältigten sich jeden Augenblick, in dem neue Gäste eintraten. Es wurde viel von ähnlichen Verhältnissen gesprochen, unter anderm erzählte der Baron Hertefeld von einer Illumination in London, bei welcher er unter einem Kohlenwagen eine Zeitlang Schutz gefunden hatte, bis gegen Morgen das Menschengetümmel sich verminderte, und er wieder ins Freie hinaus konnte. – Das Wesentlichste, was geschehen war, ist mir heut nur ungefähr erinnerlich; es waren 70 Tote, teils zermalmt, teils ertrunken; das Unglück war durch einen gebrochenen Wagen, der die Brücke gesperrt hatte, veranlaßt. Der Kommandant soll die neuerbaute Schloßbrücke gesperrt gehalten haben. Vergeblich aber wird man durch die Zeitungen eine nähere Belehrung suchen; es ist kein Wort über den ganzen Vorfall

darin enthalten! Ein Beweis, wie unsere Angelegenheiten damals verschleiert geführt wurden! Es ist nicht anders, als es über sechzig Jahre früher mit den Russen erging. Über ihren Aufenthalt in Berlin und ihre heftigen Maßnahmen wollte ich mich, behufs der Novelle Valentin, die ich aus jener Zeit schrieb, über einiges aus unseren Zeitungen belehren. Indessen ich fand nichts daselbst vor, keinen Buchstaben, der den Aufenthalt des Feindes in unserer Residenz bestätigte.

– In solchem Zustand befanden sich damals die Blätter, die über unsere Geschichte belehren sollten, und sechzig Jahre später traf man sie genau noch so an!

(L. Rellstab, „Aus meinem Leben".)

Die genaue Schilderung des Einzugs Friedrich Wilhelms IV. nach der Krönung in Königsberg ist interessant durch das anschauliche Bild der Ausschmückung der Straßen und ferner durch die Rolle, die doch in jenen Tagen in der Maschinenarbeit und in den großen maschinellen Betrieben erst im Erstehen begriffen war, die Handwerker und ihre Innungen spielten; von den Pfefferküchlern, den Siebmachern bis zu den „Raschmachern".

Zunächst am Tore empfingen J. J. M. M. rechts das Korps der Schützengilde und links die Maurer, dann folgten rechts die Tischler, Pfefferküchler, Siebmacher (am Nikolaus-Bürger-Hospital), die Schornsteinfeger, Knopfmacher, Riemer, Posamentiere und Schneider; links aber die Nagelschmiede, Klempner, Sattler, Schuhmacher, Zeugschmiede, Brunnenmacher und Huf- und Waffenschmiede. Nun ging der Zug, welchem sich diese einzelnen Korps mit ihren Musiken und Fahnen anschlossen, unter fortwährendem Jubelruf der Bevölkerung, beim Wehen der Tücher der bis auf die Dächer mit Personen aller Stände in Festkleidern besetzten Häuser, aus der Großen in die Kleine Frankfurter Straße über, wo nun rechts die Raschmacher und die Gürtler, links die Dachdecker, Kupferschmiede und Steinsetzer aufgestellt waren. Mehrere Tribünen, welche man in dieser Straße errichtet sah, gewährten durch ihre geschmackvolle Ausschmückung einen schönen Anblick. Von hier ging der Zug in die Landsberger Straße und fand hier rechts die Klein-Böttcher, die Bürstenbinder, Gelbgießer, Buchbinder und Seifensieder; links aber die Garnweber, Schiffbauer und

Zimmerleute. Ausgezeichnet durch Laubgewinde und Kränze mit Inschriften, Hausverzierungen, Schärpen, Fahnen, Girlanden, welche, über die Straßen gezogen, die beiden Häuserreihen verbanden, und Blumen-Medaillons, die den Namen der Gefeierten trugen, war vor allen diese Strecke des Weges, welchen der Wagen J. J. M. M. zurücklegte.

Auf dem Alexanderplatze, der Königsbrücke gegenüber, war eine Ehrenpforte errichtet. Das in seinem Hauptkörper 50 Fuß hohe Gebäude bildete ein griechisches Kreuz, von welchem zwei Arme als Durchgangsbogen dienten und zwei die Estraden aufnahmen, auf welchen sich die Jungfrauen befanden. Die Seitenlänge betrug 40 Fuß, die Torbogen maßen 27 Fuß in der Weite. An den vier Ecken erhoben sich minarettähnliche Türme, und ein fünfter größerer Turm schloß in der Mitte das Ganze. Dieser Turm war bestimmt, ein Trompeterkorps aufzunehmen, und hoch über demselben wehte an einem vergoldeten Schiffsmast die Landesfahne. Das Ganze hatte den Charakter eines Zeltbaues; Stützen von Holz in den leichtesten Verhältnissen, mit Laub umwunden, bemalt, vergoldet, und ähnliches Bretterwerk bildeten das Gerüst. Dazwischen war teils Draperie ausgespannt, teils gestalteten sich große Öffnungen, namentlich an den Seitenfronten; Tripoden, mit Blumen gefüllt, Festons und Kränze schmückten dieselben. Auf der Empfangsseite sah man über der Mitte des Tores das allgemeine Wappenschild der Stadt, dagegen zu beiden Seiten, an den Wänden herablaufend, die Wappenschilde der acht Stadtteile, Berlin und Kölln an der Spitze. Auf der entgegengesetzten Seite entsprachen diesen Wappen die Palmen, eine über die andere emporschießend. Die beiden Hauptgiebel des Gebäudes prangten mit den verschlungenen Namenszügen J. J. M. M., darüber hielten plastische Viktorien in kniender Stellung Votivtafeln mit den Inschriften: „Willkommen" und „Gott mit uns"; über diesen wieder bildeten königliche Kronen die oberen Spitzen der Giebel. Mächtige Goldtripoden standen zwischen goldenen Adlern auf den obenerwähnten vier Ecktürmen. Kleine Wimpel, abwechselnd mit den Farben des Königs und der Königin, waren hier um den ganzen Rand des Daches angebracht. Mancherlei zierliche Korbflechtarbeit war an den Kapitellen, den Kronen und als Zierknoten der Laubsäulen benutzt.

Im Innern erhob ſich über den vier Flügeln, als Hauptraum für den Empfang, ein höheres Purpurzelt, von Feſtons getragen, die zugleich einen großen Stern hielten. Rechts und links erhoben ſich die Eſtraden; den auf denſelben befindlichen Damen in weißer Kleidung diente eine große rote Draperie als vorteilhafter Hintergrund.

(Karl Streckfuß, „Der Preußen Huldigungsfeſt".)

Wien und die Wiener.

Die Biedermeierzeit hat eine große Literatur über das Volksleben geschaffen und hat es auch an Schilderungen über Wien, an satirischen so gut wie an begeisterten, nicht fehlen lassen: selbst ein Dichter von der Bedeutung Stifters findet sich unter den Schilderern Wiens, und es ist merkwürdig sogar für einen nicht allzu guten Kenner der Wiener Verhältnisse, wieviel von diesen Wiener Schilderungen noch auf das Heute paßt, denn im ganzen ist ja die Bevölkerung der österreichischen Kaiserstadt weit konservativer in ihren Gewohnheiten als die Berlins, weil schärfer umrissen in ihren Lebensäußerungen. Vor allem hat Wien noch mehr als Berlin sich an dem Leben vor den Toren gefreut, den Volksgarten, den Kaffeegarten, den Prater geliebt, der sich frühzeitig in den Teil für die bessere Gesellschaft und in jenen, der für die Volksmassen bestimmt war, schied.

Die Hauskultur, alle Zweige des Kunstgewerbes, vor allem die Miniature, auch die Pflege der Musik standen in Wien mit seinen alten reichen Adels- und Bürgergeschlechtern höher als im Norden. Und doch hatte das Grillparzersche Wort, das er Wien entgegenwirft:

Du erschlafft den Lehrer wie den Meister,
Wie Fieberhauch weht deine Luft,
Du Kapua der Geister!

nicht nur seine Begründung in ungünstigen politischen Verhältnissen, sondern hängt ebensosehr mit Eigenheiten des völkischen Charakters zusammen. Den Stolz Wiens bildete aber schon zu jener Zeit das Burgtheater, das ganz im Gegensatz zu anderen höfischen Theatern sich allein erhielt, sogar Überschüsse brachte, ein außerordentlich interessiertes Publikum hatte, stets Direktoren und Leiter von literarischen Qualitäten besaß und für die deutsche Schauspielkunst durch Generationen die erste Stelle einnahm, von der es ja bis heute, trotzdem es mit etwas zu viel Tradition belastet ist, nicht ganz verdrängt wird.

Öffentliche Bälle und Redouten.

Ein Hauptzug im Charakter des Wieners ist Lust am Lebensgenusse. Er ist ein Epikureer - und wenngleich nicht durchweg ein grober, doch auch nicht immer einer der feinsten. Der bekannte Vers

Schillers: „Immer dreht sich am Herde der Spieß" – findet bei uns Wienern völlige Anwendung. Das ganze liebe Jahr hindurch gibt es öffentliche Unterhaltungen, Schmausereien, Musik und Tanz. Daher mag es kommen, daß der Karneval, diese privilegierte Zeit für dergleichen, im Grunde in unserer Residenz keinen besonderen Typus an sich trägt und sich von der übrigen Zeit des Jahres höchstens durch die größere Anzahl der öffentlichen Anschlagzetteln unterscheidet, die da an allen Straßenecken hangen und mit riesengroßen Lettern all die Herrlichkeiten des heutigen oder morgenden Abends im verlockendsten Stile anpreisen und verkünden.

Dergleichen ellenlange Affichen gibt es zwar auch das ganze Jahr hindurch in schwerer Menge; da finden Réunionen, dort Soiréen statt; hier produziert sich ein beliebter Volkssänger mit seiner Gesellschaft, dort hat ein berühmter Walzergeiger die allerpersönlichste Leitung seines Orchesters übernommen; hier konzertiert ein Harfenist, dort jodeln zwanzig Alpensänger aus Lerchenfeld; hier bittet echtes Liesinger Bier um geneigten Zuspruch, dort verhofft sich süßer Heuriger die gerechte Teilnahme eines geehrten Publikums; da schlägt ein Pudel Karten auf und spielt Domino, dort gibt es dressierte Flöhe; – kurz an einer und derselben Straßenecke trifft unser Auge eine ganze Proskriptionsliste von hundert der verschiedenartigsten Genüsse, unter denen dem lüsternen Leser, der sich heute etwa einen guten Tag machen will, die Wahl oft sehr schwer werden muß.

Nun laßt aber erst den Frühling anrücken! – Heiliger Saturnus! – welche Sündflut von Annoncen ließest du über unsere bedauernswerten Häuser kommen! – Wer durch dieses chaotische Meer dringt, ohne einen Kompaß um Rat gefragt zu haben – der ist ein zweiter Kolumbus – wenn er auch dabei entdeckt, daß es nichts Neues unter der Sonne und im Fasching gebe. Hier Bälle – dort Bälle – überall Bälle! –

Sämtliche Lokalitäten sind geöffnet! Brillante Beleuchtung! – Treffliches, wohlbesetztes Orchester! Für Erfrischung ist bestens gesorgt! – Herr Kapellmeister X wird heute seine „Unsterblichen" das erstemal vorzutragen die Ehre haben! – Herr Tanzmeister Y wird die Tänze arrangieren! usf. mit Grazie in infinitum!

Da stehen denn die Tanzlustigen aus allen Ständen um diesen riesenlangen Speisezettel des Karnevals, vom frühesten Morgen an-

gefangen; zählen heimlich in der Tasche die silbernen Häupter ihrer Lieben und berechnen, ob es noch hinlange für den heutigen Abend, und machen dann die rosenrotesten Pläne ungeheurer Heiterkeit!

Die öffentlichen Bälle selbst, die ehemals in den renommiertesten Tanzsälen der Residenzstadt abgehalten worden, sind seit geraumer Zeit nur mehr der Tummelplatz einer sehr gemischten Gesellschaft, mit Ausnahme einiger, der sogenannten geschlossenen Gesellschaftsbälle, worin sich vorzugsweise der Beamtenstand, die begüterten Bürger und gleichstehende Kategorien samt ihrer weiblichen Begleitung bewegen, um in passender Gesellschaft die Freuden des Karnevals zu genießen. Doch davon später – für jetzt wollen wir einen der gewöhnlichen öffentlichen Bälle besuchen; doch muß ich dem Leser, meinem freundlichen Begleiter, in vorhinein versichern, daß es mitunter ziemlich mesquin daselbst zugeht.

Wir wollen nicht lange die Anschlagzettel buchstabieren, sondern den ersten besten Tanzsaal von größerem Rufe besuchen und ein Stündchen in diesem Fegfeuer aller Nichttanzenden verweilen.

Sieh – schon rollen durch die lange Straße Fiakerwägen mit geputzten Tänzerinnen und ihren Chapeaus. Dort vor dem hell erleuchteten Hause halten sie still und schütten ihren reizenden Inhalt in die Arme des goldbetreßten Portiers, der sie höflich zum Salon hinaufweist. Die emporführende Treppe ist mit Teppichen belegt; Oleander und Rosenstöcke duften rechts und links an den Stufen, und von oben herab wirbeln schon die frohen Weisen, die vom Horne Oberons ihre magnetische Kraft geerbt haben müssen. All diese Dinge zusammen mögen wohl tauglich sein der geschmückten Schönen, die daneben die Stufen emporschwebt, das Köpfchen schon in vorhinein ein wenig zu verrücken und sie mit stolzen Ahnungen zu erfüllen von den Triumphen, die sie heute feiern wird, den Eroberungen, die sie heute machen will, und dem blassen, ohnmächtigen Neide mancher Nebenbuhlerin, die minder hübsch und minder geputzt ist, als sie! – Doch – treten wir ein. –

Da geht es ja hoch her! Bin auch dabei! – Doch nein – da bin ich nicht dabei! Diese Hitze, dieser an der Decke emporwirbelnde Staub und Qualm, der die hundert und hundert flackernden Lichtflämmchen wie in einen Nebelschleier hüllt – diese verschiedenartigen Ausdün-

ſtungen, von denen nicht jegliche vom echten Eau de Cologne herſtammt: – und mitten in dieſem Schwitzbade raſen die Leute beim betäubenden Schalle eines im fürchterlichſten Tempo herabgehudelten Walzers wie beſeſſen umher mit keuchendem Odem, glühenden Geſichtern.

(„Wien und die Wiener.")

Alle Wiener ſind auf der Straße gleich gekleidet. – Du erkennſt den Fremden auf den erſten Blick, allein zur gaſtlichen Ehre der Stadt ſei es geſagt, auch darin lebt man, um dich leben zu laſſen. Die ſchwarze Binde mit dem ungeheuren Knoten iſt ein gleiches Symbolum des großen Ordens der Faſhionablen. Der Gehrock hat eine Farbe, einen Schnitt, die Beinkleider hängen gleich tief, die Stiefel oder Schuhe bedeckend. Anders iſt es freilich bei den Damen, die Mode variiert, man will, man muß ſich hervortun, – man gedieh ſchon ſo weit, ſich durch Einfachheit auszeichnen zu wollen, – man trägt einfach geſcheiteltes Haar, ohne Locken! – Aber für den Totalanblick kann der franzöſiſche Putz auf der Straße keine bunte Mannigfaltigkeit gewähren. Nur Federhüte und bunte Schals tragen etwas zur Farbe bei.

Auch vermiſſeſt du, wenn du an Paris denkſt, die Dekorationen der Häuſer, die gebauſchten Tücher und Zeuge, welche die ganze Front einnehmen, Girlanden ſelbſt über die Straße ſchlingend, ein dem Auge wohlgefälliger Scharlatanismus, der in Deutſchland noch nicht Platz greifen will. Auch ſind die Mauern noch mit keinen ellenhohen Inſchriften verſehen. Die gemalten Schilder reichen noch nicht über den zweiten Stock hinaus. Die Läden, elegant und ſchön, kommen den prachtvollen der Boulevards und der Galerie Orleans, wo ein Chemiker die Farbenkompoſition geordnet zu haben ſcheint, – ſo wunderbar glänzt es, – noch lange nicht gleich, aber brillanter, lockender ſind ſie doch als die Berliner.

Ebenſo irrſt du, wenn du denkſt, daß an jeder Ecke die Bratwürſte, oder gar ſchon die Makkaroni dir entgegendampfen, daß der Braten ſich ewig am Spieße wendet. Das ſind ſchöne Bilder der Phantaſie, oder einer Vorzeit, die zur Atlantis geworden. Selbſt in den Reſtaurationen dreht ſich nicht immer der Braten am Spieß, und du mußt mit „Naturſchnitzeln" zufrieden ſein, was du übrigens ganz gut kannſt,

wenn du treffliche Kälberkarbonade zu schätzen weißt. Nur die Eisbuden auf dem Graben, die geöffneten Türen der Kaffeehäuser, welche ihre Stühle und Bänke hie und da bei schönem Wetter auf die offene Straße herausschieben oder Zelte darüber spannen, mahnen an ein städtisches Straßenleben, dessen Anfang man umsonst in Berlin versucht hat.

Aber es ist doch bunt auf den Wiener Straßen. Du mußt nur nicht verlangen, alles auf einen Blick zu haben, du mußt mit einem geistigen Storchschnabel die Eindrücke konzentrieren. Die Militärs in allen Farben, des Ungarn enganschließendes blaues Beinkleid mit den kurzen Schnürstiefeln darüber, sein Schnurrbart und die Bärenmütze des Grenadiers, der polnische Jude, der Türke, der Armenier, sie sind schon ein lustiger Kontrast zu der adretten Wienerin, zum feinen Elegant. Noch mehr der zerlumpte Slowake in braunem Mantel, ein Prototyp der Bettlerblöße und des Bettlerschmutzes, mit gelben Zigeunerzügen und Kohlenaugen (nur eines Murillo Pinsel kann diesen braungelben Schmutz wiedergeben!), denen das Auge nicht gern begegnet. Man glaubt, man muß verhext werden. Sie sprechen in einer Sprache oder in unartikulierten Lauten, die kein Sprachkundiger in Wien versteht, und doch versteht jeder, was sie wollen, und kauft sich gern mit ein paar Kreuzern von ihrer näheren Bekanntschaft frei. – –

Die Enge der Gassen drängt die Fußgänger aneinander; so scheinen die Hauptstraßen schon um deshalb bei mäßigem Zulauf belebter, als es vielleicht der Fall wäre, wenn alle Straßen Berliner Breite hätten. Haupt- und Modepassagen, wie der „Graben" und der Kohlmarkt, bieten fast jeden Augenblick ein so munteres Bild als nur die rue Richelieu in Paris. An schönen Sommer- und Feiertagen ist buchstäblich Kopf an Kopf, und so ungern der Wiener frühen Morgen macht, schallt doch von der frühesten Frühe das Gesumme der Gehenden bis in die obersten Etagen, daß man nicht wohl weiß, wie hier Geschäftsleute ihre Bureaus nach vorn heraus einrichten konnten.

Die Fuhrwerke tragen indes das meiste zur bunten Belebtheit des inneren Wiens bei. Wenn man, ohne an die französische Hauptstadt zu denken, die krummen, engen winkligen Gassen m Auge hat, so begreift man nicht, wie, ohne tägliche Unglücksfälle, und gar schnell,

gefahren werden kann. Unsere Polizei müßte sich mit sich selbst multiplizieren, wollte sie, nach Berliner Art, nur in dem kleinen innern Wien ausreichen, hier zu warnen, dort zu hemmen. Die Auffahrten vor den Theatern, Konzerten sind von einer Enge, daß sie für Equipagen und Reiter bei uns ganz gesperrt würden. Hier rauscht und rollt es von Fiakern und herrschaftlichen Wagen, von Zweispännern, und kaum ist ein Polizeibeamter zu sehen; die Fiaker sind sich da selbst Polizei.

Ihre Kunst, schnell und gut zu fahren, ist weltberühmt; die Geschicklichkeit der Wiener, auszuweichen, wird ebenso anerkannt, und verhältnismäßig selten hört man von traurigen Vorfällen.

Halb Wien scheint an heitern Tagen nicht auf den Beinen, sondern auf Equipagen. Die Stellwagen (stage coach) nach den benachbarten Lustorten kreuzen die Stadt, die Fiaker brauchen nicht ihr: „Foahrn mer Ihro Gnaden?" zuzurufen, sie sind alle beschäftigt und wetteifern mit den prachtvollen herrschaftlichen Kutschen. Was bei diesen aber einen eigentümlichen Anblick gewährt, den die Gleichheitskultur in den westlichen Hauptstädten nicht zuläßt, sind die Diener der österreichischen Aristokratie. Hier entwickelt sich aller Luxus, aller Geschmack, alle Ostentation, um die reichsten Livreen ausfindig zu machen, die in Vergangenheit und Gegenwart des madjarischen und aller slawonischen Völker zum Vorschein kamen. Die gold- und silberstrotzenden Jäger sind nichts dagegen, und die Pracht der Oper wird dürftig gegen diese Wirklichkeit, die hinten aufsteht und schwebt, hinter einer Kutsche, in der ein einfach angezogener Mann ohne Stern und Band sitzt. Nicht in dem Maße, wie es bunt ist, ist es auch laut in den Wiener Straßen. Mir kann es nämlich sehr still in einer Gegend vorkommen, wo zehn Windmühlen in der Ferne klappern. So ist zwar auch hier immer Geräusch, aber das Geräusch bleibt monoton, ich vermißte das Individuelle, den Jubel, die Ausbrüche der Freude, die ich mir als Wahrzeichen des Wiener Volkslebens dachte. Nichts von Ausrufern, Guckkasten, improvisierendem Marktwitz, der, in Berlin sogar zu Hause, hier an der Schwelle Italiens, wie ich meinte, glänzender heraustreten müsse. Diese Lustigkeit scheint indes für Wien in den Würstlprater gewiesen.

(Willibald Alexis, „Wiener Bilder".)

Es ist der 1. Mai, etwas nach vier Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wellend, daß, wenn man jemandem sagte, er bekomme ein Herzogtum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stillestehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, aneinander hinfliegend, wie glänzende Phantome an der ruhigen wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüberfluten zu sehen und sich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben selber wie leibhaftige blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern herniederschauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um drei Viertel auf vier Uhr närrisch geworden, und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuströmen, als würde dort das ewige Heil ausgeteilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen: „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofs zu, wo schon die Feuerrosse pfeifend und schnaubend stehen, um eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld, oder

gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. – Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert, – das dritte trägt den Namen „Nador" oder „Sophie" oder einen anderen, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplan stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, als sie selbst drinnen zu schauen sind, und diese Gemälde und dies exotische Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. – Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste und hohe und niederste Wienerwelt zu sehen – was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichtum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter, mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wagen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der anderen hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und gesehen zu werden – das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht wie ein Luftschiff geht, die Dame des höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die

Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein Mann, ganz allein in seinem Wagen stehend, und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegennicken, dort sitzt ein einsamer alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf der Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten – dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend, und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abseits in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort flutet es und fort – und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschaueſt und es dir öfter ist, als wäreſt du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches oder gar noch ein schöneres. Sieh, was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen – wer sitzt darinnen? – Der Kaiser und die Kaiserin. Du wunderst dich? hast du dies in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fahren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichteſten Volksgedränge so sicher sind, wie in ihrem Palaste. – – Schau', auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem anderen in der Reitallee geht, und den alle grüßen – und warte nur, gewiß sehen

wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen teilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung ebenso wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüber keucht.

(„Wien und die Wiener.")

Wiener Volksmusik.

Im Wiener Volksleben spielen die Harfenisten eine sehr bedeutende Rolle, und ihrer Beliebtheit mag es zuzuschreiben sein, daß sich ihre Zahl vermehrt wie der Sand am Meere. Dem gemeinen Mann ist der Harfenist Ersatz für Oper, Tragödie, Lustspiel und Posse; bei dem Harfenisten findet er Unterhaltung, Zerstreuung, Rührung und Belehrung; letztere freilich nicht immer in der edleren Bedeutung des Wortes.

Das Fortschreiten des Zeitgeistes hat auch auf das Harfenistenwesen oder -unwesen seinen Einfluß genommen, denn auch unter ihnen haben sich einzelne zu einer gewissen Höhe aufgeschwungen und eine bessere Tendenz gezeigt, die nicht ohne Wirkung auf das Volk geblieben. Wir werden später darauf zurückkommen. Der Harfenist – im gewöhnlichen Sinne – ist ein Individuum, das in den Hofräumen der Häuser, an Straßenecken, auf Spaziergängen im Prater oder dergleichen Orten herumzieht und da einige Lieder kräht, welche er mit einer halb besaiteten und schlecht gestimmten Harfe begleitet.

Zuweilen verbinden sich zwei oder mehr solcher Virtuosen, deren einer dann eine Klarinette bläst, oder eine Violine streicht, daß den Zuhörern das Wasser in den Zähnen zusammenläuft, und die in mehrstimmigen Liedern, bald mit, bald ohne Akkompagnement, zum Mitleiden auffordern. Dieses Zusammentreffen der Künstler führte natürlicherweise einen genialen Kopf auf die Idee, eine förmliche Gesellschaft zu errichten, sich selbst an ihre Spitze zu stellen und als Direktor von den Talenten seiner Untergebenen Nutzen zu ziehen.

So entstanden nun kleine herumziehende Truppen von Harfenisten, die in Bierschenken und Praterhütten ihre Bühnen aufschlagen und da den Pöbel mit ihren Schnacken ergötzen.

Einige begnügen sich mit Stegreifliedern und improvisierten Komödien, in denen es toll genug zugeht. Die Witze sind wohl nicht immer

die lautersten, und Sittlichkeit und Moral nicht die Tendenz derselben. Die Gesellschaft besteht gewöhnlich aus einem sogenannten komischen Alten, der zugleich Bassobuffo ist; einem Liebhaber, der den Tenor fistuliert, und einem Komiker, der ohne alle Stimme Bariton schnarrt; dann aus einem oder zwei weiblichen Individuen, die im Jodeln und als Liebhaberinnen exzellieren.

Zur Aufführung ihrer komischen Szenen besitzen sie eigene Garderobe, die oft so ekelhaft aussieht, als die Personen selbst, die sich damit bekleiden. In ihren Leistungen sind sie unermüdlich, und das Hurra ihrer Zuhörerschaft begeistert sie zu immer mehr begeistertem Eifer. Ihr Orchester besteht gewöhnlich aus einer Harfe, auf welcher ein Blinder sein Unwesen treibt.

Daß derlei Gesellschaften nur vom niedersten Pöbel besucht und goutieret werden, bedarf wohl keiner Bestätigung, und es gehören auch robuste Staturen dazu, diese Produktionen zu vertragen.

Bald rang sich aus diesem Schlamme hie und da ein besseres Individuum los, suchte sich ein anständigeres Lokal seines Wirkens und wußte ähnlich Denkende an sich zu ziehen. Auf diese Weise bildeten sich Truppen honetterer Gattung, deren Tendenz Belustigung des Volkes ohne Zotenreißerei und Sittenlosigkeit war. Sie entfernten nach und nach die weiblichen Mitglieder aus ihrer Gesellschaft und beschränkten sich auf das Absingen mehr oder weniger bekannter Volkslieder und auf das Rezitieren einzelner Szenen aus Lokalpossen, die ohne weibliches Personal dargestellt werden können.

Das Publikum, welches sich bei ihren Produktionen versammelt, gehört schon nicht mehr der Hefe des Volkes an und vergnügt sich an den derben Witzen des Komikers, der seine Lieder und Darstellungen mit den grellsten Lazzis zu würzen versteht.

Ist solch ein Komiker einmal der Liebling seines Publikums geworden, dann wird er aufgeblasen und stolz; er quält den Direktor, ist launenhaft und ungeschliffen gegen das Auditorium und sieht nur mit Verachtung auf seine Kollegen herab. Wenn er die Bühne betritt, scheint sein Gesicht zu sprechen: „Ich bin da, mich seht an!" Läßt sich's einer aus der Versammlung beigehen, noch ein Wort zu sprechen, mit dem Glase zu klirren oder mit dem Teller ein Geräusch zu machen, so ertönt sein gebieterisches „Stl", und ein fürchterlicher Blick straft

den Unbesonnenen für das Versäumnis der gebührenden Aufmerksamkeit. Wird er nach vollendeter Produktion nicht energisch genug applaudiert, so verläßt er die Tribüne mit einer Miene verachtenden Zornes und würdigt die Anwesenden nicht eines Blickes. Mancher Theaterdirektor, manches Theaterpublikum könnte da sagen: „C'est tout comme chez nous!"

Nachdem einmal die Bahn gebrochen, schritten die andern wacker vorwärts. Man wollte in seinem Fache Ausgezeichnetes leisten und war somit sorglicher in der Wahl der Mitglieder. Der Direktor forderte, daß seine Individuen ein anständiges Äußere, ein honettes Betragen gegen das Publikum, einige musikalische Kenntnisse und eine ziemlich gebildete Stimme besäßen; er engagierte einen Harfenspieler, der sein Instrument zu behandeln wußte und der in den Zwischenräumen der Produktionen die Anwesenden mit gehaltvolleren Kompositionen zu unterhalten imstande war. Der Direktor oder eines seiner Mitglieder schrieb für die Gesellschaft kleine Stücke komischen oder ernsten Inhalts, in welche Lieder, Duetts oder Terzetten eingewebt wurden, zu denen der Harfenspieler die Melodien setzen mußte. Diese neugebildeten Gesellschaften versammelten allmählich ein besseres Publikum um sich, sie erheiterten mit ihren, wenn auch trivialen, aber doch nicht unflätigen Schwänken und Burlesken einige Abendstunden und fanden reichlichen Gewinn. Soweit gediehen, war noch ein Schritt zur Verbesserung des Harfenistenwesens, und bald ward auch dieser getan. Einige Neuere standen auf und bildeten Gesellschaften, deren Aufgabe in der Produktion besserer Piecen bestand, die aus ihren Darstellungen jede Zote, jede Zweideutigkeit verbannten.

Unter diesen zeichnete sich vorzugsweise Moser aus, der den Titel „Harfenist" ablegte, und sich dafür „Volkssänger" nannte. Daß er dies ohne Anmaßung tun durfte, wird niemand verneinen, der seinen Produktionen je beigewohnt. Er verbannte die Harfe und adoptierte das Pianoforte zu seinem Orchester, um seinen Leistungen einen Anstrich von Noblesse zu geben.

Wo er mit seiner Gesellschaft Abendunterhaltungen gibt, versammelt sich ein anständiges Publikum. Die Lokalitäten, die er wählt, sind zumeist Gasthäuser besserer Qualität, in welchen geräumige Salons die Menge seines Publikums zu fassen vermögen. Um seinen Mitgliedern

das erniedrigende Geschäft des Sammelngehens zu ersparen, führte er das Erlegen eines mäßigen Eintrittspreises ein, wodurch überdies die gemeine Klasse von dem Besuche seiner Unterhaltungen abgehalten wurde.

Moser selbst ist ein artiger, feiner Mann, der in seiner Jugend zu einer andern Karriere berufen, aber durch die Mittellosigkeit seines Vaters, eines Tröblers, seine Studien aufzugeben genötigt war. Da es ihm durchaus nicht behagte, das Gewerbe seines Vaters zu ergreifen, so durchreiste er als Faktotum einer Herrschaft Deutschland, Frankreich, Schweiz und Holland und erwarb sich Sprachkenntnisse, die ihn nach seiner Rückkehr in den Stand setzten, als Sprachlehrer einige Zeit Unterhalt zu finden. Mangel an Bekanntschaften zwangen ihn endlich, zu einer Harfenistenbande zu treten, wo er nach jahrelangen, vergeblichen Mühen sich selbst zum Direktor emporschwang und als solcher bereits einen nicht unbedeutenden Ruf genießt.

Für die Tüchtigkeit seiner Leistungen bürgt, daß viele unserer angesehensten Journale sein Lob unverhohlen ausgesprochen, und daß der Hofkunsthändler, Herr Haslinger, die von Moser gedichteten und komponierten Lieder in einer sehr netten Ausgabe veröffentlichte.

Ohne Scheu kann jeder Gebildete in die Lokalitäten treten, in denen Moser sich produziert, und selbst Frauenohren dürfen es wagen, seinen Scherzen zu horchen.

So komisch es klingen mag, daß wir oben behaupteten, das Harfenistenwesen übe Einfluß auf die Geschmacksrichtung des Volkes, so gewiß und wahr ist diese Behauptung.

Nachdem es den Harfenisten bei ihren stundenlangen Produktionen, deren Hauptelement Abwechslung sein muß, häufig an Stoff gebrach und sie sich gezwungen sahen, immer Neues zu bringen, um ihr Publikum für die Dauer an sich zu ziehen, so wählten sie Lieder deutscher Poeten, die durch ihre Treuherzigkeit und Volkstümlichkeit das allgemeine Interesse erregten. Goethe, Uhland, Vogel, Müller u. dgl. m. wurden auf diese Weise dem Volke bekannt; die einschmeichelnden Weisen dieser Lieder von Beethoven, Schubert, Kreutzer, Adolph Müller, Proch u. m. a. verschafften ihnen noch größere Popularität, und bald tönten sie aus jedem Mund wieder.

Wenn dem Hyperästhetiker dies auch für den ersten Augenblick als

eine Profanierung erscheint, so ist es doch bei näherer Betrachtung einleuchtend, daß, da der Zweck der Poesie und Tonkunst Belehrung und Veredlung des Geistes mit der des Herzens ist, das Volk gerechte Ansprüche auf deren Erzeugnisse hat.

Der gemeine Mann in Paris trillert mit Begeisterung die Couplets französischer Chansonniers; der italienische Gondoliere deklamiert oder singt mit Emphase ganze Gesänge des Ariost oder des Tasso, und seine Kameraden horchen mit Entzücken und Stolz den unsterblichen Klängen.

Des Volkes Mund entweiht diese Lieder nicht; die Namen der Sänger aber schreibt es in sein Herz und pflanzt ihr Gedächtnis von Gesellschaft zu Gesellschaft fort.

Die Beliebtheit Mosers ist außerordentlich, und sein Ruf hat sich schon außer die Marken Österreichs verbreitet.

Mehrere Provinzialhauptstädte, in die er förmliche Kunstreisen gemacht, ergötzten sich an seinen Kunstproduktionen. Er selbst exzelliert im Vortrage komischer Lieder. Sein Tenorist hat eine recht angenehme, biegsame Stimme, und sein Komiker würde für manche Lokalbühne eine schätzenswerte Akquisition sein.

Die burlesken Szenen von Mosers Feder sind drastisch-komisch und voll Witz und Laune; zwei solche Szenen können manches lahme Lokalstück vor dem Untergange retten.

Daß solche Produktionen stets mehr und mehr besucht werden, läßt sich leicht erklären. Die Eintrittspreise in den Vorstadt-Theatern sind im Durchschnitte so hoch gestellt, daß um denselben Preis ein Individuum der Mittelklasse das Entree bei Moser und ein bescheidenes Souper bestreiten kann.

Mancher setzt überdies einen großen Wert darein, die ästhetischen Genüsse mit den materiellen zu verbinden. Bei Bier und Tabak hört und sieht sich der Schwank viel besser an; man stellt geringere Forderungen an die Exequierenden und ist mit dem Gebotenen bald zufrieden. In diesem Betrachte machen auch die zahlreichen Harfenistengesellschaften den Vorstadt-Theatern sehr empfindlichen Eintrag, da viele Personen ohne jenes Zeitverkürzungsmittel der Theaterkasse ihren kleinen Tribut nicht entziehen würden. Das Publikum eines derlei Volkssängers gewährt einen anziehenden Anblick.

Die gespannteste Aufmerksamkeit ist auf allen Mienen deutlich zu lesen; bei jedem Scherzworte werden Heiterkeit und Frohsinn laut, und weitschallendes Gelächter übertönt den Vortrag unzählige Male. Alsogleich aber ist die Ruhe wiederhergestellt, und dasselbe Manöver beginnt von neuem. Unermüdlich wie das Publikum im Hören, ist die Gesellschaft im Produzieren, und man bewundert die Ausdauer dieser Sänger mit Recht, die durch drei bis vier Stunden im erstickenden Tabakqualme ohne Rast und Ruhe ihre Lungen in Tätigkeit setzen.

Besonders amüsant sind bei manchen Harfenistengesellschaften die Darstellungen ernsterer Szenen, wobei sogenanntes Hochdeutsch gesprochen wird. Betonung und Aussprache, Mimik und Plastik bieten da unerschöpflichen Stoff zur Heiterkeit. Man kann sich davon keinen Begriff machen, ohne das selbst mitangesehen und gehört zu haben.

* * *

Rings um die ernsten, hie und da eckig vorspringenden Wälle unserer Residenz schlängelt sich in runden Krümmungen – eine grüne, riesige Boa – das Glacis. Von zahlreichen Brückenstraßen, Alleen und Fußpfaden durchschnitten und in mancherlei mathematische Figuren geteilt, gewährt es, von den Bastionen aus angesehen, besonders abends, wenn alle die hellen Laternen flimmern, einen recht freundlichen Anblick; nicht minder an einem hübschen Frühlingsmorgen, wo das Grün noch frisch und die Kastanien und Akazien noch mit weißen Blütenflocken überschneit sind.

Des Morgens ist es der Exerzierplatz für das Militär, untertags ein Tummelplatz für die fröhlichen Scharen großer und kleiner Kinder, die da Bälle schlagen, Drachen steigen lassen und allerlei Kurzweile treiben, während sich die Wärterinnen unbesorgt im weichen Rasen lagern und plaudern, da sie die Erbfeinde der lieben Kleinen, scheue Pferde und rasselnde Fiaker, nicht zu fürchten haben; zugleich gewähren seine schattigen Alleen Raum für einsame Spaziergänger, Studierende und liebende Pärchen, die sich besonders abends hier zahlreich einzufinden pflegen.

Von diesem grünenden Gürtel nun, der die unmittelbare Vermittlung zwischen der innern Stadt und den Vorstädten bildet und, mit Ausnahme der kurzen Strecke außerhalb des Rotenturmtores, die um-

fangreiche Taille unserer Residenz umschlingt, bildet ein ganz kleiner unbedeutender Kreisabschnitt, das Wasserglacis, gewiß den wichtigsten, meistbesuchten Bestandteil, und dahin fordere ich den werten Leser diesmal auf, mich zu begleiten.

Dieses sogenannte Wasserglacis liegt zwischen dem Karolinen- und dem sehr nahen Stubentore und ist durch die ganze Sommerszeit eine früh morgens und in den Abendstunden sehr besuchte Promenade. Es ist ein mit Kastanien und Akazien bepflanzter Platz, einige hundert Schritte im Umfange, mit zahlreichen Hütten, Pavillons, Tischen und Bänken; denn es vereinigt einen Kaffeehausgarten und einen Kurplatz, da es eben von der Mineralwasseranstalt, die einst ziemlich besucht war, den Namen Wasserglacis erhalten hat. – Wollen wir es denn einmal an einem schönen Sommermorgen besuchen!

Da sitzen an den Tischen unter den Akazien und in den Pavillons eine Menge Kaffeeverehrer, fast durchaus unverheiratete Herren, die, statt sich zu Hause selbst die Finger mit dem heißen Kaffeesude abzubrühen oder sich in ein dumpfes, raucherfülltes Kaffeehauslokal in der Stadt zu setzen, es mit vollem Rechte vorziehen, im Freien ihr Frühstück zu genießen, wobei sie noch den dreifachen Vorteil: eines lauen Sonnenscheins, der zwischen den grünen Zweigen herniederweht, einer hübschen Aussicht und einer ganz leidlichen Musik mit in den Kauf bekommen. – Und ich versichere dich aus Erfahrung, mein lieber Begleiter, es sitzt sich dort ganz gemütlich und behaglich. Man schlürft den braunen Mokkatrank in langsamen Zügen, raucht eine wohlduftende Havannazigarre dazu, schaukelt sich bequem im Sessel nach dem Takte der Musik und blickt mit bewaffneten Augen hinüber in die Hauptallee, wo die Wassertrinkenden bei jenem kleinen Hüttchen einen Becher nach dem andern aus den Händen der kredenzenden Hygiea in Empfang nehmen, ihn mit sauersüßen Mienen an die widerstrebenden Lippen setzen und endlich den heroischen Entschluß fassen, bei einem auffordernden Takte der Musik seinen Inhalt hinabzustürzen. Dann wandeln sie auf und nieder, bis der wiederholte Klang des Pfropfenziehers am Plutzer zu ihnen erklingt; ein Zeichen, daß die Becher frisch gefüllt wurden. So wiederholt sich dies, bis jeder Gast die ihm vorgeschriebene Anzahl Becher geleert hat. Doch muß ich hiebei bemerken, daß sich die Anzahl der Wassertrinkenden seit einigen Jahren bedeu-

tend vermindert hat; denn jetzt macht niemand mehr die Mode mit, was damals der Fall war.

Andere sitzen auf den Bänken und lesen, lorgnettieren, rauchen oder tun ganz und gar nichts; einige gähnen; andere stehen auf, wenn der Mann mit dem Notenblatte sich ihrem Horizonte nähert; die Damen beschäftigen sich mit weiblichen Arbeiten; die Kindswärterinnen zanken mit den Kindern, und ich kenne sogar einen, der seinen zwei Schülerinnen am Wasserglacis Vorlesungen in der Ästhetik hält, ohne sich durch die manchmal entsetzlich falschen Akkorde der Musik oder durch das Schreien eines unästhetischen Kindes oder das bekannte Plutzerklopfen irremachen zu lassen. Rendezvous werden gehalten – manchmal auch nicht – wobei gewöhnlich der umsonst harrende Teil seinen Gram in einer Melange und etlichen Kipfeln bestattet.

So geht dies stille Treiben fort bis gegen den spätern Vormittag, wo die Sonnenstrahlen etwas feuriger werden und die matt werdenden Musiker verjagen, mit deren Abgang sich so ziemlich alles zerstreut.

Untertags siehst du fast niemanden am Wasserglacis – als höchstens einige alte Herren, die nach dem Essen ihren „Schwarzen" trinken und die beiden politischen Orakel, den „Beobachter" und die „Allgemeine", mit tausend unwilligen Rufen vom Markör fordern, der sich aber achselzuckend entschuldigt, indem die „Allgemeine" schon in der Hand sei und der „Beobachter" schon pränumeriert.

Ziehen wir aber abends den Vorhang empor – und du wirst staunen, besonders wenn es an einem schönen Sonntagsabende geschieht. Du siehst – mit Abrechnung der Equipagen und Reiter – ein kleines Daguerreotyp des Praters. Viele Lampen blitzen an den Bäumen, auf den Tischen; – ein Schwall von geschmückten Lustwandelnden durchzieht in beständiger Kreisung die drei kurzen Alleen; die Musik ist besser und vollstimmiger; alle Tische sind besetzt; alles ruft, klingt an die Gläser, schleppt Stühle herbei, die von andern Tischen mit Gewalt oder List entwendet wurden – kurz, das Wasserglacis hat ein ganz verändertes, aufgefrischtes Aussehen.

An den Bänken aber längs der Bäume würdest du vergeblich einen Platz suchen – alles ist von Zuschauern besetzt, die das bunte Gewimmel vor ihren prüfenden Blicken die Revue passieren lassen. Tausend verschiedene Dinge siehst du und hörst du, wenn du dich in die bunte

Menge begibst. Komme aber nach acht Tagen wieder hierher, und in ein paar Wochen wieder, so kennst du den größten Teil aller derer, die da vor dir umherwandeln oder in den Reihen der Bänke figurieren; denn das Glacis hat sein stabiles, eigenes Publikum, welches nur einen ganz geringen Bestandteil fremdartiger Elemente in sich faßt.

Größtenteils sind es Beamte mit kleinem Gehalt, die auf der nahegelegenen Landstraße wohnhaft sind, oder bemittelte Bürger samt ihren geputzten, wohlbeleibten Ehehälften, elegante Ladendiener mit ihren Marchand-des-Modes-Mädchen, die, so sehr sie sich auch zieren, und so kokett sie auch aussehen mögen, doch lange nicht ihrem unerreichbaren Vorbilde gleichkommen, der Pariser Grisette, von welcher sie in den Werken ihres Lieblings Paul de Kock so viel Neckisches und Anmutiges gelesen haben, und die sie um ihr freies, ungebundenes Benehmen höchlichst beneiden.

(„Wien und die Wiener.")

Nirgends auf der Welt werden so viel und so oftmal die Hände geküßt wie in Wien, wie in Österreich. In Gesellschaften, auf der Straße, beim Begegnen, im Theater küssen die Herren den Damen die Hände, bei jedem Anlasse von Abschied und Begrüßung, vor und nach Tische, vor und nach dem Tee, werden den Damen die Hände geküßt; oder besser: lassen diese zum Handkusse vor. Selbst Männer küssen einander die Hände, Geringe den Vornehmeren, der Bauer seinem Gerichtshalter, Grundherrn, dem Geistlichen, dem Schullehrer usw. Die Masse des Händeküssens ist demnach so groß, daß man, wo man nicht auszureichen imstande ist, eine Redensart als Surrogat dafür erfunden hat. Tritt man nämlich in Gesellschaft, und die Anzahl der Damen ist über zwanzig, sitzen sie zudem vielleicht bei den Spieltischen oder sonst zerstreut oder verschränkt, daß man ihnen schwer beikommen kann, so verbeugt man sich gegen jede und spricht bloß: „Ich küsse die Hand!" Wohlzumerken: die Hand – und es ist so so gut, als wenn's wirklich geschehen wäre. Hat man aber Gelegenheit zur Anbringung des natürlichen Kusses, so darf man es durchaus nicht unterlassen. Bei Tische und im Gespräche geschieht es täglich nur vom Anfang und zu Ende, die übrigen Kuß-Applikations-Gelegenheiten werden bloß mit der Redensart ausgefüllt. Das „Ich küsse die

Hand" hat aber seine verschiedenartige Bedeutung, und nur ein Stutzer von Geist und Geschmack wird wissen, wo es gut und mit welcher Betonung anzuwenden sei. Statt aller Antworten, als Bejahung, Verneinung kann man es auch durchaus anbringen, es verschlägt da nichts und zeigt höchstens von großem Respekte.

Ich will ein Beispiel geben. - Frägt eine Dame: „Wie ist Ihr Befinden?" so antwortet der Mann lächelnd: „Ich küsse die Hand!" und das heißt soviel als: gut. - Fragt sie: „Waren der Herr Baron gestern im Theater?" so antwortet er mit einer Beugung des Kopfes: „Ich küsse die Hand." Fährt sie zu fragen fort: „Wie hat Ihnen die Musik gefallen?" so erwidert er mit einem Achselzucken: „Ich küsse die Hand!" und das heißt: nicht zum besten. - „Darf ich Ihnen noch ein Stück Braten vorlegen?" heißt es bei Tische, und die Antwort ist mit etwas erhobener Stimme und Nachdruck auf dem letzten Worte: „Ich küsse die Hand!" und das heißt ablehnen. - Wird man gefragt, ob man mitfahren, mitspielen, mittanzen oder -singen wolle, und man willigt ein, so neigt man das Haupt, scharrt mit dem rechten Fuße etwas nach hinten und spricht devot: „Ich küsse die Hand!" Wollen Sie mir den Arm geben? forscht die Dame beim Nachhausegehen und beim Einsteigen in den Wagen, und man biegt den rechten Ellenbogen und flüstert wie beglückt: „Ich küsse die Hand." -

Die übrigen Arten, Modifikationen und Betonungsweisen hier anzugeben, würde weitschweifig sein. Einen Mann von Welt muß dieses hier der Instinkt lehren, hat er sich erst ein wenig eingebürgert. Darum aber meinen auch die Wiener Damen von allen Fremden, daß sie steif und unbeholfen seien, weil sie die Arten und Weisen der Händeküssungen nicht innehaben. Indes so was erlernt man, wie gesagt, bei glücklichen Fähigkeiten bald.

Übrigens ist selbst unter Männern, die einander respektieren wollen, üblich, daß sie einander bejahend, ablehnend, dankend das submisse „Ich küsse die Hand!" alle Augenblicke entgegenwerfen. - Der Handkuß ist also hier lange nicht in dem Maße Sache der Demut oder Verehrung, als er Sache der Höflichkeit, der Modeanständigkeit ist.

(„Wien, wie es ist.")

Das Wiener Burgtheater hat matte Dekorationen, keinen brillanten Kronleuchter, nicht ausgezeichnet schöne Kostüme, es liegt in einem Winkel der kaiserlichen Burg und es wird darauf weder gesungen noch gesprungen. Außerdem herrscht noch manches Veraltete, zum Beispiel, daß die Schauspieler ihre Rollen lernen, die Stücke, ehe sie gegeben, einstudiert werden, und das Publikum auch Konversationsstücken Aufmerksamkeit zollt.

Es ließe sich ein dickes Buch über diese Mißbräuche schreiben, die wohl mit der Zeit ihren Anforderungen weichen werden. Jetzt ist es aber noch buchstäblich so, und was diesen abnormen Zustand noch abnormer macht, ist, daß das Theater fast keiner Zuschüsse bedarf, vielmehr sich durch seine Einnahme, ohne Kunststücke, hält und so hält, daß Wien nicht allein durch die bedeutendste Gage die bedeutendsten Schauspieler anzieht, sondern auch selbst die deutschen Dichter anständig honoriert.

Sage ich noch, daß die Generalintendanten und Direktoren dieses Theaters immer wenigstens etwas von ihrem Geschäft verstanden und es mit Eifer und Liebe betrieben haben und betreiben, so, fürchte ich, meint man, ich schreibe ein persisches Märchen.

Darum schweige ich von dem eigentlichen Theater, wiewohl auch um deshalb, weil ich mir vornahm, in diese Wiener Szenen nichts zu mischen, was nicht in Wien zu Hause gehört, und darunter befindet sich das nicht, was wir eine Theaterkritik nennen. Indirekt wird das Wiener Burgtheater von jedem Kritiker gelobt, der über den Verfall der Hof- und Nationaltheater anderwärts klagt; aber neben dem vielen Lobenswerten und sehr vielem Anerkennenswerten ist doch auch viel zu rügen. Dies führte mich aber gerade zu dem, was ich vermeiden will, zur Kritik.

Ich lasse Schauspieler und Direktion hinter ihrem Vorhange und führe lieber den Leser in das Publikum. Dies allein ist ein Schauspiel für uns, merkwürdig wie ein überseeisches Naturwunder: ein Publikum, das fast immer zufrieden ist und sehr oft in der Wonne des Entzückens schwelgte. Du glaubtest, aus einem Berliner Parterre plötzlich in das Wiener getreten, in ein Land der Unschuld dich versetzt. So gibt hier alles Achtung, freut sich, nickt und blickt dem Schauspieler, dem Dichter, dem Drama zu. Ein zehnmal gesehenes bürgerliches

Schauspiel, ohne die Blitzwirkungen der Überraschung wird mit derselben Andacht verfolgt, wie das erstemal, und es brauchen nicht außerordentliche Darstellerkräfte darauf verwandt zu sein. Man freut sich, und nicht bloß am Sonntage, noch recht innig, wenn das Laster bestraft wird, man weint mit der Tugend, wenn sie sich auch noch nicht besser zu helfen weiß als durch sentimentale Redensarten.

Das Gepfefferte und Geschraubte ist noch eine Rarität, die Sprachweise der Ironie noch fremd. Ein lauter Applaus könnte dich täuschen, denn du hast nichts gehört, was ihn hervorrief, als irgendeinen rührenden Gemeinplatz; aber auch das ist nicht ironischer, es ist der aufrichtig gemeinte Beifall der Teilnahme. Nichts von Zusammenstecken der Köpfe, nichts von Kichern, von zugeflüsterten Bonmots, es sind alles Freunde, die leben und leben lassen, und darunter, was dir am befremdendsten vorkommt, solche jugendliche Stutzer, welche in andern großen Städten nur für den Blick einer Tänzerin die Hände rühren.

Aber es ist in diesem Publikum die Beifallsfreude nebenbei ein Bedürfnis. Äußern muß sich etwas. Unwille ist nicht erlaubt, höchstens Mißfallen durch Schweigen, Gähnen, leises Zischen. Also da sie nicht trommeln und pfeifen dürfen, auch wenn sie möchten, strömt der ganze physisch-psychische Drang in Applaus aus. Man klatscht, man stampft, man ruft bravo, da capo bei jeder Gemüts- und Sinnenbewegung. Doch auch selbst der Freudenäußerung sind Grenzen gesetzt. Das Vorrufen ist nicht erlaubt – nur die Gastspiele sind ausgenommen –, dafür empfängt man die Lieblinge. Um sich für dies Verbot in den Theatern schadlos zu halten, ist des Klatschens, Bravorufens und Hervorrufens in den Konzerten kein Ende. Instrumental- und Vokalmusik der Sänger wird dort zur Nebensache gegen die Vokalmusik des Jubels.

Und immer ist das Theater gefüllt, bei Kotzebue und Iffland, bei Raupach und Schiller. Ist es auch nicht immer, was man in der technischen Sprache dafür Natur nennt, so ist die Kunst dabei doch ehrenwert und liberaler Art. Nicht den devoten Schleichern, den Vettern und Gevattern von Portiers und Theaterschneidern, sondern den Kunstfreunden trägt man den freien Eintritt an und betrachtet es als eine Ehrensache; wie denn die ganze Theateradministration, bei manchen Mängeln, das Gepräge des Nobeln sehr zu ihrem Vorteil gegen andere Hofbühnen an sich trägt.

Der altmodisch langrunde Bau des Burgtheaters und seine Verzierungen stimmen zum Charakter dieser Bühne. Der moderne Glanz fehlt dem Äußern wie dem Innern. Auffahrt und Eingang sind zugleich Hauptdurchfahrt von der Stadt zur Burg. Aber man tritt hinaus in einen der ungeheuern Höfe dieses Kaiserschlosses, das in seinen behaglichen Dimensionen auch den Charakter des patriarchalischen Regiments abspiegelt, Größe und Behaglichkeit, wenig Schönheit und Eleganz. Aber schon das Massenhafte imponiert. Wenn du durch diese Höfe mit ihren bis in die Wolken durch helle Fenster erleuchteten Mauern gehst, überkommt dich das Gefühl der Sicherheit und Erhabenheit, du weißt, obgleich das Theater in der Burg ist, ist es doch nicht die Hauptsache, es ist nur der kleine Teil von einem großen Ganzen, Hof so an Hof und alle verbunden durch weithinlaufende Korridore, welche an stürmischen Tagen vielen Theatergängern einen Teil ihres Weges geschützt im Trocknen zu machen erlauben. Den Winter geheizt, sind sie der Armut geöffnet.

(Willibald Alexis, „Wiener Bilder".)

Mit der Figur des Eckenſtehers Nante, die von der Bühne herab im Königſtädtiſchen Theater durch den Komiker Beckmann glücklich verkörpert wurde, begann, noch bevor Glaßbrenner ſeine großen Erfolge hatte, der Berliner Lokalwitz und vor allem die Berliner Redeweiſe, die bisher als nicht ſalonfähig gegolten hatte, ſich die Literatur und das Theater zu erobern, ja ſelbſt die Hofkreiſe und der witzige Kronprinz bedienten ſich mit Vorliebe des Berliner Jargons, und der Kaiſer von Rußland verſäumte nie, ſowie er nach Deutſchland kam, ſich nach den letzten Berliner Witzen und Redeblüten zu erkundigen. Die Figur des Eckenſtehers ſelbſt iſt erſt durch den braven Dienſtmann erſetzt worden, um heute in Zeitungsverkäufern und Meſſengerboys uniformiert höchſt geſittete, aber gegen die einſtige Urwüchſichkeit doch recht degenerierte Enkel zu beſitzen.

Die Holteiſchen und Angelyſchen Arbeiten wurden zum Teil wahre Zugſtücke, aber ſie erreichten noch bei weitem eine kleine Poſſe nicht, welche zum Verfaſſer den Komiker Friedrich Beckmann hatte. „Der Eckenſteher Nante im Verhör" war der Titel des Stückes, welches ein wahrhaft unglaubliches Aufſehen machte, unendlich oft und immer vom rauſchendſten Beifall begleitet gegeben wurde.

Die Eckenſteher, welche jetzt völlig ausgeſtorben ſind, denn die heutigen Dienſtleute gleichen ihnen nicht mehr als das heutige Berlin dem damaligen, waren berühmt wegen ihres dreiſten Witzes und ihrer Trunkſucht. Beckmann hatte einen von ihnen, Nr. 22, zum Helden ſeines Stückes gemacht, und da er ſelbſt mit unübertrefflicher Meiſterſchaft die Titelrolle ſpielte, ſo hatte er das Berliner Publikum ſo bezaubert, daß Eckenſteher Nante fortan eine ſtadtbekannte Perſon wurde.

Den heutigen, an reich mit politiſchen Anſpielungen gewürzte Couplets gewöhnten Berliner würde der kleine Scherz wahrſcheinlich kaum ein Lächeln abgewinnen, die damaligen Berliner riß er zu wahrhaft ſtürmiſchen Ausbrüchen der Lachluſt hin, beſonders wurde das

Schlußlied immer und immer wieder da capo verlangt. Einige Verse mögen hier ihre Stelle finden, um ein Beispiel für den veränderten Geschmack des Berliner Theaterpublikums zu geben.

Det beste Leben hab' ich doch,
Ick kann mir nich beklagen,
Pfeift ooch der Wind durchs Ermelloch,
Det will ick schon verdragen.
Det Morgens, wenn mir hungern duht
Eß' ick ne Butterstulle;
Dazu schmeckt mich der Kümmel jut
Aus meine volle Pulle. (Trinkt.)

Ein Eckensteher führt auf Ehr'
Det allerschönste Leben,
Man friert anjetzt zwar manchmal sehr,
Doch bald is det zu heben.
Von außen hau' ick mit de Faust
Mir in de Seit' und Rücken,
Un wenn een Schneegestöber saust,
Muß Kümmel mir erquicken. (Trinkt.)

Ick sitz' mit de Kamraten hier,
Mit alle, groß und kleene;
Beleidigt ooch mal eener mir,
So stech' ick ihm gleich Eene.
Un drag' ick endlich 'mal wat aus,
So kann ick Groschens kneifen,
Hol' wieder meine Pulle raus
Un duhe Eenen pfeifen. (Trinkt.)

Am Weihnachtsfeste hab' ick Ruh'
Von wegen meiner Ollen;
Sie wäscht und plätt' und spuhlt dazu,
Un ick helf' manchmal rollen.
Un kommt der Christmarcht erst heran,
Gibt's allgemeinen Frieden:
Sie macht Rosinenmänner dann,
Un ick bau' Pergemiden. (Trinkt.)

Ick seh' manchmal, wenn große Herrn
Hinein ins Wirtshaus gehen,
Da steh' ick denn so still von fern,
Duh' uf den Kümmel sehen
Un denk' bei mir, 's is ganz ejal,
Ob Wein, ob Schnaps im Glase,
Von beeden kriegt man allemal
Doch eene rote Nase. (Trinkt.) - - -

Das Eckensteherlied ging auf alle Leierkasten über, man hörte es überall in Berlin. Wenig gute Volkslieder sind so allgemein gesungen worden, als jenes Nantelied.

Es ist gewiß für die Geschmacksrichtung der Berliner jener Zeit höchst bezeichnend, daß nicht nur auf dem Theater, sondern auch in der Literatur der Eckensteher Nante eine Bedeutung hatte.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Über die allerletzten und niedersten Abarten des Berliner Theaters berichtet uns 1846 Ernst Dronke in seiner Schilderung von Berlin. Sicherlich sind derartige Theaterunternehmungen heute in Deutschland kaum noch zu finden, und wir müssen uns schon in die Hafenstädte italienischer oder französischer Küsten begeben, um ähnlichem zu begegnen.

Die Proletarier und die ärmeren Volksklassen haben indes in einigen Winkeln der Hauptstadt noch ihre besonderen Kunstanstalten. Eine derselben befindet sich in der Nähe des Tiergartens vor dem Tore. Das Theater besteht hier aus einem kleinem dunklen Bretterhäuschen, welches sehr charakteristisch die „wackelnde Wand" benamst ist. Die Truppe besteht aus einer Familie von Mann, Frau und einigen Kindern, welche sich dies Geschäft jedoch bloß zur Anlockung von Gästen für ihr Schenklokal erwählt hat. Es verkehren hier die Ärmsten, Besitzlosesten der arbeitenden Klasse, Schifferknechte, Tagelöhner und arbeitslose Handwerker. Auch die Prostitution in ihrer tiefsten Erniedrigung ist an diesem Orte zu finden. Die Zuschauer sitzen auf hölzernen Bänken oder auf der Erde und sehen für ein Eintrittsgeld von 1 bis 2 Groschen die fabelhaftesten Burlesken und unsinnigsten, zusammenhanglosesten Darstellungen. Schnaps und ein leichtes, bierähnliches Getränke gehen in der Runde da umher, und nicht selten mischen

sich die Zuschauer selbst in die traurige Komödie der Spielenden. Das Ende pflegt gewöhnlich der Art zu sein, wie es die Trunkenheit und die sittliche Vernachlässigung dieser Leute aus der „Hefe des Volkes" nicht anders erwarten läßt; daß die Polizeidiener und Gendarmen, welche stets in der Nähe sind, die Lage der Dinge nicht zu ändern und zu bessern vermögen, brauchen wir wohl nicht besonders zu bemerken. Einige „geordnete" Theateranstalten dieser Art, welche in den Vierteln zerstreut liegen, sind im Grunde nicht anders beschaffen; Dienstmägde, Handwerker, welche nach der Arbeit hier ihren Genuß suchen, bilden das Publikum, und nicht selten endet hier die Versammlung mit Schlägereien, bei welchen sich der Zorn der Parteien zuletzt gegen die Polizeigewalt richtet. Es sind die einzigen Orte, wo das „Volk" seinen geistigen Genuß, seine geistige Erholung sucht, und wenn der Zustand der Verhältnisse hier der allerkläglichste ist, so möge man bedenken, daß den besitzlosen Volksklassen nichts anders gegeben wird. -

Wie groß der Enthusiasmus für Schauspieler in den Tagen der Biedermeierzeit war, schildert uns der Chronist Streckfuß; und weit mehr noch als heute ging das Interesse von den Leistungen der Mimen und der Schauspielerinnen auch auf alle Äußerungen ihres Privatlebens über. Ja die ganze, schwerwiegende Chronique scandaleuse der Theaterleute, die heute mehr und mehr nur innerhalb ihrer Kreise Interesse hat - oder haben sollte -, sie setzte früher die ganze Residenz und weitergehend weite Landstriche in ein fluidum fortgesetzter Spannung. Einen Theaterfanatismus, wie ihn - unbegreiflich in seinem Entstehen! - die Sängerin Henriette Sontag entflammte, hat eine spätere Zeit nicht mehr gesehen. Witzig und anschaulich und doch, wie man fühlt, ganz im Banne der Künstlerin, entwirft Ludwig Börne eine Schilderung der Szenen, die sich in dem sonst keineswegs so begeisterungsfähigen Frankfurt vor und bei dem Auftreten der Künstlerin abspielten.

Ein Stern zweiter Größe war neben Henriette Sontag die Schauspielerin Charlotte von Hagn. Wie ernst man es aber mit dem Theater damals nahm, sieht man an der recht ausführlichen und gut fundierten Kritik des Dichters Gustav Kühne, die ein anschauliches Bild von Figur und Leistung der Künstlerin gibt, und die ein hübscher Beweis dafür ist, daß die scheinbar so unmalerische Sprache doch fähig ist, ganz flüchtige Dinge, wie das Wesen eines Menschen, seine Sprache, sein Gehaben auf der Bühne, kleine Noten und Eigenarten seines Charakters festzuhalten und dem Leser wieder vor Augen zu führen. Auch von Devrients Spiel - dem genialsten Schauspieler der Zeit - gibt es Schilderungen, die so lebendig die Differenziertheit seines Wesens erfassen, daß man

glaubt, ihn selbst gesehen zu haben, wenn man heute, nach bald achtzig Jahren, diese Schilderungen liest.

Als Seydelmann im Jahre 1835 nach Berlin kam, zuerst, um hier zu gastieren, feierte er einen Triumph, über den er selbst in einem Briefe an einen Freund folgendermaßen berichtet:

„In eiligster Eile! - Freuen Sie sich! - Sie hätten wie alle meine Freunde am 26. Mai im Opernhause zu Berlin sein müssen! Brechend volles Haus (bei schönem Wetter). - Der König, alle Prinzen des Königshauses, fremde Fürstlichkeiten versammelt. Beifall über Beifall! Als ich auftrat, stürmisches, minutenlanges Begrüßen und Rufen: ich verlor in allem Ernst die Fassung; nach dem ersten Stücke: „Ein Mann hilft dem andern" - mußte ich hervor. Nach dem zweiten Akte des Abbé de l'épée: stürmischer Hervorruf! Der König, der dicht am Theater seine Loge hat, applaudierte lange und mit sehr freundlichem Gesicht! - Endlich wurde ich zum drittenmal gerufen, und nun, Freund! lassen Sie mich Ihnen nur das Faktum berichten. Man sagt oft: Minutenlanger Beifall. Hier wurde es buchstäblich wahr. Ich wußte nicht, wo ich mich eigentlich befand: demütig in Gott stand ich da, während ein Regen von Gedichten, Blumen, Kränzen das Haus erfüllte und der forttobende Ruf erscholl: Hierbleiben! Gleich! Vivat! Seydelmann! Kränze nehmen! Kränze aufsetzen! Vivat! und so fort. Endlich fühlte ich mir einen Kranz auf die Stirn gedrückt, aber, gewiß! Ich sah mich nicht um, so war mir zumute. Die Hagn, welche den Taubstummen gespielt hatte und in der Kulisse stand, war hervorgetreten, um dem Publikum den Willen zu tun. Sprechen konnte ich erst spät - Beifall und die obigen Ausrufungen unterbrachen mich stets.

Als der Vorhang endlich fiel, stürzte alles auf die Bühne, aus dem Orchester kamen sie herausgestiegen und nahmen sich Kränze, Blumen und Gedichte. Ich hörte laut schimpfen, daß man sie mir doch lassen sollte. Einige brachten mir, was ich meiner Frau schicken werde. Ich meine, so könne ich in meinem Leben nicht mehr geehrt werden! Es war eine öffentliche Krönung im Angesichte eines ausgezeichneten Publikums; und wo???! Das also der Schluß meines Gastspiels in dem gefürchteten Berlin! Mit mir ist Gott! Dafür bin aber auch ich nur sein Geschöpf bis zum letzten Atemzuge! voll Dankbarkeit und Demut.

Ihr Seydelmann.

* * *

Nicht nur die Darstellungen der Künstler, auch das Privatleben derselben beschäftigte die Berliner jener Zeit auf das angelegentlichste. Wie Henriette Sontag sich kleidete, wie oft sie badete, welche Essenzen sie in ihr Waschwasser mischte, dies alles waren Gegenstände von höchster Wichtigkeit. Von einem Theaterzank hinter den Kulissen zwischen zwei berühmten Schauspielerinnen wurde in der Berliner Gesellschaft mehr und länger gesprochen als von den wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Die Theaterskandal-Geschichte gewann dadurch eine Bedeutung, welche sie heutzutage längst verloren hat. Ein solcher Theaterskandal ist sogar von geschichtlicher Wichtigkeit geworden, weil er eine höchst denkwürdige Kabinettsorder des Königs, die niemals vergessen werden sollte, hervorgerufen hat.

Der Schauspieler Stich war schon seit langer Zeit eifersüchtig auf seine Frau, die er in dem Verdacht hatte, sie begünstige die allzu stürmischen Huldigungen eines Offiziers, des Leutnants von Blücher im 1. Husaren-Regiment.

Als Stich eines Tages früher, als er erwartet werden konnte, nach Hause kam, traf er auf der Treppe den Offizier, der eben aus der Wohnung des Schauspielers kam. Stich mochte um so mehr Verdacht haben, daß die Absichten des Herrn von Blücher keine lauteren gewesen seien, da der Besucher nicht die Uniform, sondern Zivilkleider trug.

Es gab eine stürmische Szene. Leutnant von Blücher griff, so hat er wenigstens später bei der Untersuchung behauptet, um sich vor tätlichen entehrenden Mißhandlungen zu schützen, zu einem Dolch, den er bei sich führte, und stieß mit demselben den beleidigten Ehemann nieder.

Das traurige Ereignis machte ein furchtbares Aufsehen in Berlin, es erregte die tiefste Entrüstung, die auch durch die Verurteilung des Leutnants von Blücher zu dreijährigem Festungsarrest nach einem Erkenntnis des Kriegsgerichts nicht besänftigt wurde; denn die gelinde Strafe widersprach dem Rechtsgefühl des Volkes.

Auch König Friedrich Wilhelm III. teilte die Ansicht der Berliner, auch er fand die Strafe dem Verbrechen nicht angemessen, und sprach dies durch folgende denkwürdige Kabinettsorder aus:

„Ich habe das Kriegsgerichts-Erkenntnis, welches den Leutnant von Blücher des 1. Husaren-Regiments wegen Verwundung des Schauspielers Stich durch einen Dolchstoß zu einem 3jährigen Festungsarrest verurteilt, heute bestätigt, obwohl die Schwere des Verbrechens gesetzlich eine weit härtere Strafe verdient hätte. Wenn jedoch die Mehrzahl der Mitglieder des Kriegsgerichts den Beweggrund, von der Strenge des Gesetzes abzugehen, daraus hergenommen hat, daß der Leutnant von Blücher sich bei dem Vorfall im Stande der Notwehr befunden habe, indem er, von dem Schauspieler Stich in seiner Verkleidung erkannt und angegriffen, sich seines Dolches um so mehr habe bedienen müssen, als ihm bei seinem schwächlichen Körper kein anderes Mittel zur Erhaltung seiner Ehre übriggeblieben sei, so kann Ich nur dieser unrichtigen und höchst verdammungswürdigen Ansicht um so mehr Mein lebhaftes Mißfallen zu erkennen geben. - Ich will nicht, daß die Offiziere Meiner Armee die Aufrechterhaltung der Würde des Standes in der blutigen Erwiderung selbstverschuldeter Beleidigungen suchen, sondern Ich fordere von ihnen, daß sie dieselbe durch ein anständiges und sittliches Betragen und durch Unterlassung von Handlungen bewähren, die nach den Gesetzen der Moral und der Ehre gleich verwerflich sind. Ich trage Ihnen auf, dieses der Armee bekanntzumachen, und bemerke dabei, daß es schmerzlich ist, durch diese Veranlassung einen gefeierten Namen auf solche Weise berührt zu sehen."

Madame Stich war bisher sowohl als Mädchen (Fräulein Dühring) als nach ihrer Verheiratung mit dem Schauspieler Stich der Liebling des Publikums gewesen, lange Zeit aber dauerte es, ehe sie wieder auftreten konnte. Durch ihr meisterhaftes Spiel versöhnte sie endlich die in ihrem Gefühl tiefgekränkten Berliner mit der Vergangenheit.

Nicht so tragisch endete eine andere Theaterskandal-Geschichte, welche ihrerzeit ebenfalls ganz Berlin in Aufregung versetzte. Wir greifen sie aus der großen Zahl anderer zur Charakteristik des damaligen Theaterlebens heraus.

Clara Stich und Charlotte von Hagn waren, wie erwähnt, Rivalinnen in der Gunst des Publikums, sie haßten sich deshalb auch so gründlich, als zwei Schauspielerinnen sich nur zu hassen vermögen.

Einst sollte Hermann und Dorothea gegeben werden und Charlotte von Hagn in dem Stück die Titelrolle spielen. Sie befand sich nicht

ganz wohl und meldete sich krank in der Hoffnung, daß der Theaterzettel eine Änderung erfahren werde. Zu ihrem höchsten Verdruß aber vernahm sie, Clara Stich habe sich erboten, die Rolle der Dorothea zu spielen; das Stück war deshalb nicht abbestellt worden.

Sie entschloß sich, auf die Gunst des Publikums bauend, zu einem kühnen Schritte. Ohne Rücksicht auf ihre Krankheit zu nehmen, eilte sie nach dem Theater, und plötzlich erschien sie im vollen Kostüm hinter den Kulissen, als eben das Stück begonnen hatte.

Clara Stich wollte sich die Rolle nicht nehmen lassen, die Hagn forderte sie als die ihrige. Zwischen beiden Schönen entspann sich ein Streit, der so laut geführt wurde, daß die wenig melodischen Töne der Zankenden sogar im Publikum gehört wurden.

Das sanfte Clärchen verteidigte mit Kraft sein Recht, die leidenschaftliche Charlotte forderte mit stürmischer Energie das ihrige. Der vor dem versammelten Schauspielpersonal begonnene Streit wurde mit rücksichtslosester Heftigkeit geführt. Im Publikum erzählte man später von einer Ohrfeige, von zerkratzten Wangen und zerzausten Frisuren.

Für den Augenblick wurde der Streit durch die Energie der Madame Crelinger beigelegt, welche für ihr Töchterchen den Sieg durch schnelle Besonnenheit errang – sie schob im richtigen Augenblick Clara Stich auf die Bühne.

Die besiegte Charlotte von Hagn war darüber so außer sich, daß sie in Ohnmacht sank und wirklich ernstlich krank wurde. Mehrere Wochen lang vermochte sie nicht aufzutreten.

Der hinter den Kulissen geführte Kampf fand im Publikum seine Fortsetzung, er wurde in allen seinen Details und gewiß auch mit vielen Übertreibungen erzählt. Die Verehrer der Hagn rüsteten sich, um ihr bei ihrem ersten Wiederauftreten einen namenlosen Triumph zu verschaffen, dagegen aber scharten sich die Freunde der schönen Clara zusammen, um die Huldigung der Hagn, welche eine Niederlag für Clara Stich gewesen wäre, zunichte zu machen.

Endlich erschien der erwartete Tag. Der „Ball zu Ellerbrunn" sollte gegeben werden und Charlotte von Hagn zum erstenmal nach ihrer Krankheit auftreten. Der Kampf der beiden feindlichen Parteien konnte beginnen.

Das Theater war völlig ausverkauft. An jenem Tage war selbst

die Galerie mit dem vornehmſten Publikum beſetzt. Glücklich pries ſich derjenige, der überhaupt ein Billett erhalten hatte, wenn es auch nur eins zum Olymp war, wenn er es auch mit Gold hatte aufwiegen müſſen.

Bis zum Auftreten der Erwarteten ging es ziemlich ruhig im Theater zu, als aber Charlotte von Hagn die Bühne betrat, erhob ſich ein Sturm, wie er vielleicht im Königlichen Theater zu Berlin nicht vorher und gewiß auch nicht ſpäter gehört worden iſt. Donnerndes Beifallklatſchen, Jubelgeſchrei, Ziſchen, Pfeifen und Pochen wirrten durcheinander. Die geängſtigte Schauſpielerin verbeugte ſich demütig. Sie wollte ſprechen, man ſah die Bewegung ihrer Lippen, aber in dem fürchterlichen Lärm war kein Ton zu vernehmen. Erſt nach einigen Minuten legte ſich der Sturm, aber er begann von neuem, als die Verehrer der Hagn die gewonnene Ruhe benutzen wollten, um durch Beifallklatſchen ihre Huldigung darzubringen. Das Pfeifen, Ziſchen und Toben dauerte fort, bis die zur Verzweiflung getriebene Schauſpielerin auf den Knien mit flehender Gebärde Abbitte leiſtete.

Jetzt endlich waren die Gegner wenigſtens halb verſöhnt; ſie ſchwiegen. Charlotte von Hagn konnte ihr Spiel beginnen. In der erſten Szene war ſie etwas befangen, als aber reicher Beifall ſie ermunterte, den nur wenige Ziſcher zu unterbrechen wagten, faßte ſie Mut. Mit bewunderungswürdiger Geiſteskraft überwand ſie die Aufregung, in welche ſie der ſtürmiſche Empfang geſetzt hatte, ſie bot den ganzen Schatz ihres reichen Talentes auf – nie hat ſie glänzender geſpielt, nie einen gewaltigeren Erfolg errungen, als an jenem Abend.

Alle Gegner waren verſöhnt. Als der Vorhang fiel, wurde mit einſtimmigem, donnerndem Beifall die Künſtlerin beehrt. Sie erſchien; jetzt wollte der Beifall kein Ende finden! Selbſt die eifrigſten Verehrer der Clara Stich wagten nicht mehr, ein Ziſchen laut werden zu laſſen, ſie hätten ſicherlich durch ein Zeichen des Mißfallens ſich den ſchwerſten Gefahren ausgeſetzt. Die tiefbewegte Schauſpielerin wurde mit Blumenſträußen und Kränzen faſt überſchüttet, und als ſchon längſt der Vorhang wieder gefallen war, dauerte noch immer das ſtürmiſche Klatſchen fort.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte“.)

Henriette Sontag in Frankfurt.

Seit die holde Muse des Gesangs, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erschienen, und die frommen deutschen Sternpriester unter Zither- und Zimbelklang diese Konstellation zweier Größen auf eine so seltsamliche, spanisch-maurische hyazinthenduftige, süß dämmerliche Weise gefeiert und sie gesungen haben: „Der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank", statt zu berichten: Fräulein Sontag hat bei Herrn v. Goethe zu Nacht gegessen – seitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgesprungen und, gewohnt, wie es war, an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte und, gewohnt, wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing, süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelee. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht getan. Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Feder-Vasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrlich, seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert wie die andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung gewesen: es sei doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn andere schon Kopfschmerzen haben – daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohltuend, doch nicht wohltätig ist. Es sei eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblickes genießen, wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich diese Zauberin, die ein solches Volk umgestaltet, loben; aber wer gibt mir Worte? Selbst die ungeheure Masse von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der

bare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives setzen, das für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die teure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den teuren Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurteilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch diesem stimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte; denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Wertes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sontag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden - die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guten deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete - war ihr von dem hiesigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündete: „Fräulein Sontag, königlich preußische Kammersängerin, mit Gefolge und Dienerschaft." Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Wert und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten, ist er sehr reich, hat er Bedienung; ist er zugleich vornehm, hat

er Dienerschaft; und ist er sehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerschaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber diese zarte Feudal-Schattierung ausdrücken solle, darüber sind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürstliche Personen reisen mit hohem Gefolge und Dienerschaft. Indem man also der Fräulein Sontag Gefolge und Dienerschaft zuerkannte, hat man sie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An diese erste Huldigung reihet sich am schicklichsten die letzte an, die sie hier gefunden. Nämlich der Wirt des Gasthauses, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus und veredelte und verjüngte dadurch den alten römischen Kaiser zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirtet werden. Zwischen diesen beiden Huldigungen breiteten sich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sontag war hier in einer Zeit erschienen, wo die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen viel schwerer war, als sie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegerischen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der letzteren auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen setzt. Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sontag, Codrington und Othello, der Diwan und der Barbier, das wurde alles untereinandergemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarteln sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Prozente meinten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! Denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Scharen herbei, und nicht bloß die hiesigen Einwohner, nicht bloß die Bewohner der nahegelegenen Städte, gar weither, von Köln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein mieten und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicherweise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche

Kontinentalprüderie. Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmütig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Türe hinausgeschoben, erholte sich erst wieder, als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuß nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von solchen, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besät mit verlorenen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und anderen Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sontag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters schimmernden Fernrohre, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte, dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theaterkritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht." Nun denke man ja nicht, es sei etwas kleines, es sei ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren; es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile

Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangstür in zwei Hälften geschieden, ohne daß außer- und innerhalb der Türe ein Absatz ist. Dieses Pförtchen öffnet sich nach außen und wird, im dramatischen Stile, plötzlich, rasch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen, aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses bloß ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Tür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Türe, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich auftun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeschreibliche Anmut begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen Platz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurteilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer sie aber als Desdemona in Rossinis Othello gehört hat, wird dieses Urteil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakespeares Desdemona. Sie ist ebenso bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohr plaudert. Man sah alte Männer weinen – eine solche Wirkung bringt eine bloße Künstelei, sei sie auch noch so unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Kadenzen

gleichen den anmutigen kindlichen Verzierungen an einem gotischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Luft des Himmels mit der Luft der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war, und .... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht bloß eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich spreche." Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein – dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen und will darum einiges von dem erzählen, was einige Theaterkritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sontag gesagt, gesungen und gewütet haben. So verbunden, spotten wir der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen – aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Rezensenten haben mit ihr gekost. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner" sang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträtsle meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträtselt! „Eine Geisterstimme an Henriette Sontag" ließ sich vernehmen, aber es war kein düstrer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war

schon überaus selig, wenn es die Freude einmal elektrisierte, aber das genügt nicht mehr – unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude". Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße", die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt. Ein anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüter, jede Zwietracht war verschwunden." Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Diwan beschwichtige? In deutschen Novembertagen war die Sängerin von „hesperischen Lüften" umgaukelt. Ein anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter." Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

Mich verläßt in deinem Kreise
Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir sagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir tagte!
Und selig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen", und reimte, ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikalische „Gedankenflocken" – wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aon die Seele aller Tugendhaften beschütze!" Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark,

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde,

Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
Und jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sontag jetzt der Erde
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser theologische Sonettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übelnehmen, wenn wir künftig, so oft die Sontag nicht singt, unsere Ohren zu etwas anderem gebrauchen.

Nicht bloß die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sontag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unsern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte." Freilich hatte hiergegen ein anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede ist, dreißig Stunden später als die Sontag erschienen, und hat dieses aus den Berichten der hiesigen physikalischen Gesellschaft zu beweisen gesucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen." Dieses Wunder kann ich beschwören; ich habe selbst gesehen, daß es zu regnen anfing, sobald die Heldin des Gesanges die Tore hinter sich hatte.

Man muß unsern „Schneeumstöberten" Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihren „Lufteinlufthindurchaufschwimmenden" Sontags-Päanen sich von jeder irdischen Fessel frei zu erhalten gewußt und sich von keiner erdstaubigen Regel befehlen ließen;

Denn in Dithyramben, alles, was da glänzen will,
Muß luftig sein, und dunkel, und schwarzglimmerig,
Und flügelschwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten sie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der

eines Wochentages, und daß in Sontag zugleich Sonne und Tag enthalten sei. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken frei zu machen; aber, wenn sie des Teufels hätten werden mögen - es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen und der säkularischen Sontag, und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin statt Sontag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freiheit besingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art gesehen haben; denn der mitberauschte Zensor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reklamationen gespottet ..... Ich könnte noch manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamm der Schwänzler" uns auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeschlecht unter Schaumaufboppelung" gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir jemand zurufe:

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!

(„Börnes Werke.")

Fräulein von Hagn ist eine jener Primadonnen des Schauspiels, für welche die Berliner Welt sich in zwei große Parteien teilt, eine Parteiung, die sich bis in die gelehrten Kreise erstreckt. Professor Gubitz schwört nur zur Fahne der Hagn. Der alte Sp. Schultze und Friedrich von Raumer schwören nur zur Fahne der Crelinger. Es gibt jetzt in Berlin keine anderen „Aner" als Hagnianer und Crelingianer. - Ein großartiges Schisma! Diese Parteien scheiden sich wie Aristokraten und Demokraten, die Hagnisten sind aristokratisch, mit Permission zu sagen, die Crelingeristen, mit Erlaubnis, demokratisch, und Herr von Raumer ist wenigstens insofern demokratisch, als er für den Ruhm der Crelinger ficht. - Aber Spaß apart und Scherz beiseite! unter so großartigem Schisma betrachten wir in Leipzig keine Schauspielerin. Wir haben auch ohne aristokratisch-sublime Gesinnung Fräulein von Hagn mit Vergnügen, ja mit Bewunderung in dem, was sie ist, anerkannt, und über das, was sie nicht ist, behielten wir demokratisch offene Augen. Was sie auf der Bühne ist, läßt sich mit einem Worte sagen, sie ist die Grisette par excellence, und dies mit einer

Virtuosität, die bei der Fülle ihrer überraschenden Einfälle, bei der Feinheit ihrer Nuancen und der graziösen Keckheit ihres Humors an Genialität grenzt. So sind denn ihre Leistungen in all den Rollen höchst brillant, die Carl Blum für sie schrieb und für die Entwickelung ihres Naturells einrichtete. Und dies reiche Naturell kann schon an und für sich in der Tat für ein Kunstwerk gelten, für ein Kunstwerk, das der Schöpfer hinstellte. Auch hat man nicht leicht eine vollendetere Turnüre, ein schöneres Air auf der Bühne gesehen – bis auf den Schritt dieser schönen Füße, der mir etwas zu männlich schien. Aber was sonst weibliche Anmut und Grazie von der Natur entlehnen, was joviale Laune, Eitelkeit und Stolz des Weibes, und vor allem die Koketterie in jeglicher Nuance, von dem verwegensten Übermut bis zur einschmeichelndsten Finesse, auf der Bühne vermögen, das sieht man in dieser Persönlichkeit vereinigt. Dazu macht Fräulein Charlotte eine Toilette, die fast eine ästhetische Leistung zu nennen ist, mindestens an Delikatesse und feinem Geschmack ihresgleichen sucht. Das Naive steht ihr wohl ebenso gut als das Kokette, allein es mischt sich in jenes leicht eine Dosis von verschmitzter Listigkeit, so daß dadurch eine pointiertere Färbung entsteht, als eigentlich dem harmlos Naiven zukommt. Die Tonlage ihrer Gemütszustände reicht von der Grisette bis zur Dame im Boudoir, von der frevelhaften Liebenswürdigkeit der Mirandolina bis zur gekränkten Tugend einer edlen Hedwig (im Ball zu Ellerbrunn), von der Margarethe in den Hagestolzen bis zur Donna Diana, die Fräulein von Hagn mit allem Zauber der bis ans Tragische grenzenden Empfindung gibt. Ob sich dies seltene Talent, an sich schon umfangreich genug, nicht auch für die Tragödie erzogen hätte, wenn die Tragödie reichhaltiger auf dem deutschen Repertoire stände, und wenn ihre Kunst weniger daran gewöhnt wäre, Rollen zu geben, die für sie gedacht und geschrieben worden, das läßt sich jetzt nur schwer beantworten. Fräulein von Hagn ist daran gewöhnt, mit losen modernen Figuren nach eigenem Behagen umzuspringen, die Leerheit flüchtiger Lustspielcharaktere mit eigenen Einfällen auszustatten, und so fehlt ihr die Ruhe der Konzeption, die dazu gehört, um sich mit einem tiefsinnigen Dichterbilde in Einklang zu setzen. Ich meine die Julia, die sie in Leipzig gab. Hier ist es, als wenn sich bei ihr die Empfindung zuvor im Spiegel besieht, bald war ein Moment zu sehr, bald zu we-

nig berechnet, genug, es fehlte jene Sicherheit und Harmonie, die sie als witzige Soubrette, als moderne Anstandsdame in so vollendeter Weise zur Erscheinung bringt; selbst ihr Organ ist hier mit sich uneins, es versucht sich bald in oberen, bald in unteren Tonlagen, wie ein Instrument, das sich erst stimmen will. Allerdings wäre Fräulein von Hagn berufen, Shakespearesche Gestalten darzustellen, aber nicht die Julia, sondern die Beatrice. Leider aber ist das Shakespearesche Repertoire sehr zusammengeschrumpft, obschon ein so glänzend humoristisches Talent wie Fräulein Charlotte im Shakespeareschen Lustspiel einen außerordentlich glücklichen Spielraum fände.

(F. Gustav Kühne, „Porträts und Silhouetten".)

Nun mußt' ich die Tochter meiner Freundin sehn, Mad. Schröder-Devrient. Eurhanthe sah ich von ihr. Gerne wäre ich von ihr eingenommen gewesen; ich konnte ihr aber nur Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine schöne, karnationsschöne Frau; mit schönen Augen und besonders reizendem Profil; nicht schlecht angezogen: den Kopf sehr gut arrangiert; hatte aber zum Kleide Aprikosenfarbe, zu dem blondlichen Teint – das erstemal – an. Spielt innig und gut, für mich aber zu sehr im eigenen Spiel befangen und mit zu wenig Herrschaft darüber: dies bedingt aber Vorteile, die man bei anderen gar vermißt; als innigen Blick, und gar keine Acht auf Logen, Parterre und Souffleur. Sie macht auch Coups, wie man's nennt: aber sie kommen zu gehetzt, und doch wie mit zu vielem Bewußtsein; und dann das Ganze, mit dem gesteigerten, sturmgeborenen Nachdruck, den die Franzosen gern dulden, sonst forderten, und der das Nüchternste von der Welt ist. Diese Gründe zum Tadel zerrissen mir das Ganze ihres lobenswerten Spiels, welches ihr Natur erlaubt und fleißiges Studium einbrachte. Vor dem Urteil ihres Gesangs schicke ich die Erklärung voraus, daß ich gar keine deutsche Gesangsmethode anerkenne; sondern nur eine: die italienische, die den besten Gebrauch des Gesanges; welcher wieder seine Grenzen in Schönheit, und in dem hat, was er auszudrücken vermag: welches von Franzosen nicht erahndet, von Deutschen dünkelhaft verdreht wird. Mad. Devrient singt nicht in italienischer Art; etwas französiert im Geschrei; aber auch nicht brutaldeutsch: sondern – nun kommt ihr wahrer Ruhm – sie singt zuweilen

beim höchsten Ausdruck in einer selbstgeschaffenen Manier; und diese grade möchte ich eine deutsche nennen. Die positive – was man gewöhnlich so nennt, ist eine Gruppe Fehler, und Verneinungen des wirklichen Gesangs – sie ist neu darin; sie drückt das Gefühl der Devrient, ihr individuelles Empfinden aus; in langen, geschliffenen, ineinanderfließenden, in solchem Augenblick klar werdenden Tönen aus. Sehr schöne Momente: die unapplaudiert vorübergingen, aber nicht ihr in Frankreich gelerntes Losschreien! – Dieser schönen Momente wegen will ich sie morgen in Fidelio hören. Ihre Stimme hat Umfang, Tiefe und Höhe, aber keinen Klang; ist aber lang hinlänglich: sie macht alles, was mit der Kehle gefordert wird, aber es ist nur gelungen, wenn es eben erreicht worden; vorher bin ich nie froh: es gemahnte mich wie eine Stahlkugel, die ein Künstler immer den Berg hinaufzurollen vermag; aber man sieht zu, ob es gelingt; er fehlt nie. Sie hat großen Beifall; und verdient ihn; singt aber zu hideuse Weberische und dergleichen Dinge bis jetzt. Ich würde an den Pranger gestellt, wenn dies meine deutschen Berliner läsen!!!

(„Rahel. Ein Buch des Angedenkens für ihre Freunde.")

Terpsichore.

Oper, Ballett, Tänzerinnen.

In der ersten Hälfte der Biedermeierzeit erfreute sich der Kunsttanz der Ballettänzerinnen einer hohen Schätzung, als ästhetisches Schauspiel. Die Gagen, die die berühmten Tänzerinnen der Zeit, wie Taglioni und die Elßler, bekamen, waren immens, sie genossen Weltruhm wohl weit stärker, als das heute die ersten Sterne des russischen Balletts tun, und selbst die Höchstkultivierten, wie eine Rahel Levin, stellten die Tanzkunst an die Spitze aller ästhetischen Betätigungen, als eine direkte Umgestaltung des menschlichen Körpers in ein Kunstwerk.

Über den Tanz.

9. April 1819.

Die schönste Kunst! Die Kunst, wo wir selbst Kunststoff werden, wo wir uns selbst, frei, glücklich, schön, gesund, vollständig vortragen; dies faßt in sich, gewandt, bescheiden, naiv, unschuldig, richtig aus unserer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beschränkung und Schwäche! Dies sollte nicht die schönste Kunst sein? Gewiß, sie und die andre, welche entstünde, wenn die Sittlichkeit bis zur sichtlichen Darstellung gesteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen diesen Namen, weil sie uns selbst idealisch und frei darstellen, alle andern aber nur Ideen und Zustände unsrer besten Momente. So denk' ich's mir; so fühl ich's von Kindheit an; und am reizendsten von allen Künstlererscheinungen schwebte mir die der vollkommensten idealischen Tänzerin vor! Was ist das bißchen größre Dauer der andern Musenkünste? Sind sie nicht alle nur ein Auftauchen aus unsrem bedingten Zustande? – Und ist nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollständigkeit der Gestalt dieses Zauberaufschwungs ein besseres Maß des Wertes der Künste, als die, zwar nützliche, Dauer derselben?

(B. Badt, „Rahel und ihre Zeit".)

Auf das Verhältnis des großen Publizisten Gentz zu der fast vier Jahrzehnte jüngeren Tänzerin Fanny Elßler wurde schon zu Eingang des Buches hingewiesen. Hier der Brief, in dem der alternde Mann die Herzensgeheimnisse seiner langjährigen Freundin Rahel Levin mitteilt. Und er schließt, um die Verjüngung und Umwandlung seines reaktionären Wesens mit einem Satze voll zu erklären, mit den klassischen Worten: „Ich bete eine Tänzerin an und sympathisiere mit Heine!"

Wien, den 22. September 1830.

Sie haben lange, sehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich steif und fest, daß es mir immer noch erlaubt ist, Sie mit diesem Namen zu nennen. – Ich weiß ferner, daß in Ihnen sich nichts Wesentliches geändert haben kann, und daß Sie heute noch alle die Eigenschaften besitzen müssen, die meinem früheren Umgange mit Ihnen einen so hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. – Mit meiner wiederkehrenden Gesundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das gesellschaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entsagt hatte. – Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf diesen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Existenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchst unerwartete Art realisiert. Ihnen darf und muß ich gestehen, was ich gegen andere bloß nicht förmlich ableugne, daß ich seit dem vorigen Winter eine Leidenschaft von größerer Stärke als irgendeine meines früheren Lebens in meiner Brust trage, daß diese Leidenschaft zwar zufällig entstanden, nachher aber von mir vorsätzlich genährt und gepflegt worden ist.

Sie werden erstaunen, vielleicht sogar erschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin ist. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmütigkeit, sondern auch auf Liberalität (im alten edelsten Sinne des Wortes), auf Ihren über alle gemeinen Ansichten erhabenen Blick, auf Ihre Vielseitigkeit, auf Ihre Toleranz rechnen, um nicht zu besorgen, daß Sie mich auf mein Geständnis dieser Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden. – –

Ich bewundere in diesem Augenblicke den Mut, der dazu gehörte, um Ihnen eine solche Reihe gewiß höchst unerwarteter Bekenntnisse abzulegen, um Ihnen zu sagen – daß ich mich verjüngt fühle – daß ich

liebe – daß ich eine Tänzerin anbete – und daß ich mit Heine ſympathiſiere. Sie ſind aber auch die einzige Perſon in der Welt, gegen welche ich das wagen würde.

(B. Badt, „Rahel und ihre Zeit".)

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hatte die Rolle des Balletts an den Berliner Hoftheatern ausgeſpielt, und es konnte ſich nie wieder zur gleichen Bedeutung erheben.
Das platoniſche und doch wiederum nicht ganz platoniſche Verhältnis Friedrich Wilhelms zu den Damen ſeines Balletts entbehrt nicht der Komik, wurde aber, wie alles, was dieſer Monarch tat, ſelbſt von ſpottluſtigen Berlinern in keiner Weiſe abfällig kritiſiert.

Unter dem verſtorbenen König war es bekanntlich das Ballett, welches ſich vorzugsweiſe eines hohen Aufſchwungs rühmen konnte. Es war eine der kleinen und harmloſen Vergnügungen des Hochſeligen, die er ungern ſelbſt an Orten, wo es kaum der Aufenthalt geſtattete, vermiſſen wollte. Auf den Privatbühnen, im Palais und in Potsdam waren die Tänzerinnen die Königinnen des Tages oder vielmehr der Nacht, und ſelbſt in den großen Proben des Opernhauſes wurde ihnen nicht ſelten die Ehre des Beſuches des gekrönten Kenners zuteil. Es muß einen eigenen Anblick gewährt haben, den alten Herrn dort mit ſeinem treuen Begleiter, dem General von Witzleben, wie er gewöhnlich pflegte, auf dem Souffleurkaſten ſitzend, die Attitüden der leichten Amoretten ſtudieren zu ſehen. Erwarben ſie ſich ſeine beſondere Zufriedenheit, ſo ward ihnen wohl auch eine beſondere Ehre noch zugedacht. Im königlichen Palais befand ſich ein alter Biedermann, der Kämmerer Timm, der vortreffliche Weine und die ausgeſuchteſten Leckerbiſſen auf ſeiner Tafel führte. Dieſer Herr Timm lud dann zuweilen einzelne der Kleinen auf den Abend zu ſich ein. Da man wußte, was dieſe Auszeichnung zu bedeuten hatte, ſo war dieſelbe ſtets ein Gegenſtand des ehrgeizigen Neides. Saßen ſie nun in beſter Stimmung bei Papa Timm, ſo öffnete ſich plötzlich die Türe, und ein Zufall führte den König herein. Der freundliche alte Herr wollte durchaus nicht ſtören, und gewöhnlich blieb er bis Mitternacht in dem aufgeräumten Kreiſe. Manche Gnadengeſuche wurden hier durchgeſetzt, manche Unterſtützungen für heiratsluſtige Liebespaare oder anſtellungsfähige Kandidaten wurden hier bewilligt, wenn die Petenten ſo glück-

lich waren, eine der geflügelten Favoritinnen zur Protektion zu haben. Dieſe beſchaulichen Zeiten ſind vorbei, und die Epoche des neuen Regiments iſt auch in der Theaterchronik verzeichnet. Die Toga des Sophokles hat die Trikots verdrängt. Man erzählt, der damalige Kronprinz habe eines ſchönen Tages ſeine Gemahlin mit den Worten getröſtet: „Sei ruhig, mein Kind! Mein Vater läßt ſie ſpringen, wir wollen ſie laufen laſſen!“ Gewiß, die Armſten hatten eine Ahnung von ihrem Schickſal, ſie liebten darum ihren Gönner nicht wenig. Bei dem Leichenbegängnis folgte eine lange Reihe von Wagen, darin die verlaſſenen Flügelgöttinnen ſaßen und weinend die Beinchen hängen ließen. Es war ihr erſter Schmerz! Jetzt, wo ihr Unglück den Gipfel erreicht, wo ſie, außer einigen Opern, wenig Sprünge mehr machen dürfen, jetzt wird es bald an der Zeit ſein, Romane zu ſchreiben: „Die letzte Tänzerin“ oder „Geheimniſſe der Garderobe“. –

(Ernſt Dronke, „Berlin“.)

Der König hat eine Anzahl ſchöner Ternaux-Schals gekauft, ſie bei Timm auslegen und als Geſchenke unter die Tänzerinnen verloſen laſſen. Der König, ſagt man, hat eine beſondere Neigung für die Tänzerinnen, überhaupt für die jungen Mädchen vom Theater; ſie erfreuen ſich ſeiner Gunſt, die aber in allen Ehren verbleibt; er will, ſie ſollen tugendhaft ſein, und ſchon um des Vorzugs willen, den ſie von ſeiten des Hofverhältniſſes haben, keinen Liebhaber dulden. Dagegen bekommen ſie dann durch Timm alle ſchönſten Kleider und andre Gaben zur Belohnung ihres guten Wandels, den dieſer ihnen beſtens einſchärft. „Eine ſonderbare Art von Harem,“ ſagte neulich ein General, „in welchem Timm das Haupt der Verſchnittenen ſpielt.“

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte“.)

Über die Pflege guter, ernſter Muſik im Opernhauſe erzählt uns Moltke („Geſammelte Schriften und Denkwürdigkeiten“), der, wie überall, auch hier ein guter Chroniſt und Beobachter war.

Ich komme eben von der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Berliner Opernhauſes. Sie wurde begangen durch Aufführung von einzelnen Tonſtücken aller der Komponiſten, welche in dieſem Zeitraum

für die hiesige Bühne Ausgezeichnetes geleistet haben. Der ganze Hof war gegenwärtig, und wir waren fünfzig Personen in der großen königlichen Loge. Eröffnet wurde die Vorstellung durch eine eigene Komposition Friedrichs des Großen, die wirklich, wenn er sie selbst gemacht hat, weit hübscher war als manches, welches nachher kam. Sodann kam ein Duett nebst Chor von Graun aus Kleopatra, ganz im Stil seiner Kirchenmusik gehalten. Man hatte die damalige Instrumentierung beibehalten und hörte nur ein paar Geigen und Bratschen. Kleopatra und ihre karthagischen Damen waren in Reifröcken und gepuderten Haaren, Cäsar (welcher eine Sopranpartie sang, denn es war ein Frauenzimmer) nebst seinen Römern erschienen mit Haarbeutel und Eskarpins zur Toga und nahmen beim Eintreten sehr höflich ihre Helme ab; alle machten tiefe Knickse resp. Verbeugungen. Jedes neue Gesangstück näherte sich etwas mehr unserm heutigen Geschmack, die Instrumentierung wurde reicher, die Melodien ansprechender. Nachdem wir „Als ich auf meiner Bleiche" glücklich überstanden, klangen die gewaltigen Chöre Glucks schon befreundeter. Winters schöne Komposition „Das unterbrochene Opferfest", sein „Kind, willst du ruhig schlafen", gefielen auch jetzt noch, endlich bildete Mozart den großen Hauptabschnitt und bahnte den Weg zur neuen Musik. Die Ouvertüre zu Belmonte und Konstanze und eine Szene aus dem Don Juan wurden gegeben. Hierauf erschien Beethoven mit seiner gewaltigen volltönenden Ouvertüre zu Egmont, welche da capo gespielt werden mußte. Ihm reihte sich Spohr an mit dem unübertrefflichen Duett aus Jessonda: „Teures Mädchen, wirst mich hassen". Von dem Freischütz wurde die Schlußszene des ersten Aktes gegeben und von den ganz neuen Kompositionen eine wunderbar schöne, geisterhafte Ouvertüre Mendelssohns zum Sommernachtstraum. Man glaubte den Tanz der Elfen zu belauschen. Den Schluß machte Maisseders Musik zum Ballett „Die Sylphiden".

Morgen habe ich den Dienst und werde im Neuen Palais bei Potsdam einer Vorstellung beiwohnen, zu welcher nur der Hof und einige klassische Geschmäcke befohlen sind. Die letzte Aufführung des Stückes, welches gegeben werden soll, hatte vor zweitausendfünfhundert Jahren statt. Es ist die Antigone von einem gewissen Sophokles. Es wird schwer sein, die Erben zu ermitteln, welche Anspruch an eine Tantieme

der Einnahme haben, wahrscheinlich sind es Ruderknechte im Hafen von Konstantinopel.

Wenn Ihr die Allgemeine Zeitung haltet, so habt Ihr heute einen Aufsatz mit meinem Monogramm -/- gelesen: „Deutschland und seine germanischen Nachbarn". Das bitte ich aber in dänischen Landen niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfisziert.

Partheÿ, deſſen überaus leſenswerte „Jugenderinnerungen" ein überraſchend klares Bild der Napoleoniſchen Zeit und des beginnenden Biedermeier geben, teilt uns viel über die Pflege der Muſik im elterlichen Hauſe mit. Man verſuchte, gute Streichquartette zuſammenzubringen, und vor allem ſang man Opern mit verteilten Rollen und nahm die neuen Muſikwerke der Zeit ſo völlig durch. Bei faſt allen Memoirenſchreibern der Biedermeierzeit begegnen wir Reminiſſenzen an ſolche häuslichen Opernaufführungen.

In weit glanzvollerer und anſpruchsvollerer Weiſe als hier wurde aber von den erſten Künſtlern der Zeit im Mendelsſohnſchen Hauſe, in dem großen Konzertſaal des Gartenhauſes Leipziger Straße 3, Muſik gepflegt. Trafen dort doch keine Geringeren als Liſzt, Felix Mendelsſohn-Bartholdÿ und ein Wunderkind namens Joſef Joachim zuſammen. „Zwanzig Equipagen ſtanden auf dem Hof, und acht Prinzeſſinnen waren im Saal." Otto Bähr, auf den ſchon öfter verwieſen wurde, gibt uns dann genauere Details über die Muſikpflege und über die Inſtrumente der Zeit – die noch Flöte und Gitarre liebte und eine heut verſchollene Form des Klaviers hatte. In den 30er Jahren kamen die großen Muſikfeſte auf, die ja noch in der Gegenwart, vor allem am Rhein und in Süddeutſchland, für die Muſikpflege Bedeutung haben.

Wenig zufrieden aber mit der Pflege der Muſik in Berlin und überhaupt in Deutſchland iſt Rahel Levin... Wie es uns heute ſcheint, wohl zu Unrecht. Rellſtab ſchildert uns dann einen Beſuch bei dem alternden Beethoven in Wien. Die Darſtellung hat in ihrer Schlichtheit für mich etwas Ergreifendes und ſteht ſeltſam in Parallele zur Schilderung des Beſuches bei Goethe, über den uns ſpäter Wilibald Alexis berichten wird.

Die Höhe der muſikaliſchen Begeiſterung brachte der Triumphzug Liſzts durch Deutſchland, der Männer und mehr noch Frauen zu krankhaften Exaltationen und Huldigungen hinriß. Von da an iſt der Zuſammenbruch der muſikaliſchen Kultur zu datieren. Das Gedicht aus der Wiener Theaterzeitung iſt ſymptomatiſch für die krankhafte Begeiſterung, mit der man das Virtuoſentum in der Muſik im ausgehenden Biedermeier umgab. Die kühleren Norddeutſchen hingegen – die in Berlin in der Redaktion des „Freimütigen" ſaßen — konnten ſchon nicht umhin, dieſe Verſe zu gloſſieren.

Besonderes Vergnügen gewährten uns Kindern die Streichquartette, von denen mein Vater jeden Winter mehrere veranstaltete. Wir brauchten dabei nicht so still zu sitzen wie in den Oratorien und hatten uns mit keinem Textbuche zu quälen: Mein Vater lud zu den Quartetten die Virtuosen der Königlichen Kapelle und einige geschickte Dilettanten. Unter den letzten gedenke ich gern des Herrn Kielmann, Disponenten des Schicklerschen Bankhauses. Sein schöner Ton auf dem Violoncello hatte ihn in allen musikalischen Kreisen berühmt gemacht. Sein Äußeres hatte etwas Auffallendes: eine lange, hagere Gestalt mit gebogener Nase und vorstehendem Kinne, von überraschender Gewandtheit in allen seinen Bewegungen. Geistreich und schlagfertig im Urteil, wußte er jede Unterhaltung zu beleben. Er war unverheiratet und verkehrte gern bei uns. Wenn mein Vater ihn mündlich zum „nächsten Sonntag Abend" einlud, was sehr oft geschah, so fragte Kielmann ganz ernsthaft: „Soll ich meine Frau mitbringen?" So nannte er sein Violoncello. . . . Die Opernaufführungen am Klavier wurden auf den Wunsch meines Vaters wieder lebhaft in Gang gebracht. Don Juan, die Oper aller Opern und meines Vaters Lieblingsstück, kam zuerst an die Reihe. Die Besetzung war eine so vortreffliche, wie sie wohl selbst auf einer öffentlichen Bühne selten dagewesen sein mag. Prediger Ritschl sang den Don Juan mit vollendeter Meisterschaft; Dorn (jetzt Kapellmeister) den Leporello mit unnachahmlicher Komik; der hinreißende Tenor des Geheimen Postrat Weppler war für den Don Ottavio wie geschaffen; einen besseren Komtur als Herrn Hellwig würde man vergebens gesucht haben. Auguste Sebald leuchtete als Donna Anna in goldenem Glanze; ihrer Schwester Amalie seelenvoller Klang hob die Rolle der Elvira auf eine vorher nicht geahnete Höhe, und meine Schwester Lilli war als Zerline ganz an ihrem Platze. Klein am Klavier ersetzte ein volles Orchester; er besaß die Gabe des Dirigierens, des unmerklichen Einhelfens, des leisen Nachgebens und des fördernden Antreibens in ausgezeichneter Weise; nach ein paar Proben floß alles wie von selbst dahin. Von unschätzbarem Werte waren meines Vaters Bemerkungen über Tempi und Bewegungen der einzelnen Stücke. Da er, wie ich schon erwähnte, den Don Juan unter Mozarts Direktion in Prag gehört, so gab es für diese Dinge keine bessere Autorität als ihn, und Klein folgte eifrig seinen Andeutungen.

Jenny Lind
Nach einem Schabkunstblatt von K. H. Sagert

Die Aufführung war eine ſo vollkommene, daß ſie mehr als einmal unter immer ſteigendem Beifalle der wechſelnden Zuhörer wiederholt ward.

(„Jugenderinnerungen von Guſtav Parthey".)

Was die Hausmuſik betrifft, ſo galt damals Klavierunterricht noch nicht als ein unentbehrlicher Beſtandteil der Jugenderziehung. Es war daher auch noch nicht – wie jetzt, meiſt zum ſchweren Leidweſen der Nachbarſchaft – faſt in jeder Familie ein Klavier vorhanden. Unter den Klavieren war das tafelförmige Pianoforte vorherrſchend. Flügel waren ſelten. Pianinos kannte man noch nicht. Der Bau der Klaviere war unvollkommen und ihr Ton meiſt klimperhaft. Dabei legte man noch Wert auf viele „Züge". Neben dem „Fortezug" (ſo nannte man die Aufhebung der Dämpfung) war auch ein „Pianozug" (durch vorgeſchobene Tuchläppchen) und womöglich ein „Trompetenzug" (durch eine angeſchobene Papierrolle) vorhanden; bei Flügeln öfters auch ein Zug, bei deſſen Gebrauch ſich eine türkiſche Muſik hören ließ. Hatte das Klavier noch nicht eine ſo beherrſchende Stellung gewonnen, ſo waren dagegen noch zwei Inſtrumente in der Hausmuſik heimiſch, die heute faſt gänzlich daraus verſchwunden ſind. Es waren Flöte und Gitarre.

Die Flöte hatte wohl noch aus der Zeit Friedrichs des Großen ein Anſehen bewahrt, kraft deſſen ſie als ein beſonders ſchönes, auch für Laien erlernenswertes Inſtrument galt. Hatte doch auch Mozart eine ſeiner ſchönſten muſikaliſchen Dichtungen an die Flöte geknüpft. Die Beliebtheit des Inſtrumentes klingt noch durch in den Liedern Uhlands, welcher von „Des Nachbars lieblich Flötenſpielen" ſingt und uns den hübſchen Vers hinterlaſſen hat:

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern.

Heute verlangt niemand mehr eine einſame Flöte zu hören, weder von fern noch nahe. Wer heute etwas recht Langweiliges bezeichnen will, ſpricht von der „alten Flöte". Und deshalb hat die Flöte ſich gänzlich in das Orcheſter zurückgezogen.

Die Gitarre war allerdings ein klägliches Inſtrument, wenn ſie für ſich allein auftrat. Einen Virtuoſen auf der Gitarre zu hören – denn

auch deren gab es – war ein sehr zweifelhafter Kunstgenuß. Sie war aber ein durchaus anmutiges Instrument als Begleiterin des Gesanges. Junge Mädchen, die etwas Stimme hatten und gern ein Liedchen vortrugen oder auch eine sentimentale Stunde sich verkürzen wollten, lernten deshalb Gitarre, was binnen weniger Monate zu erreichen war. Eine solche Sängerin, die ihren Gesang mit Gitarre begleitete, sah ebenso hübsch aus, als sie sich gut anhörte. Auch Studenten sangen ihre Lieder gern zur Gitarre und zogen mit ihr von Haus zu Haus. Das alles setzte aber Lieder voraus, die ihre Schönheit in der einfachen Melodie fanden, und für welche deshalb die wenigen Akkorde, welche die Gitarre naturgemäß darbietet, ausreichten. Solche Lieder bildeten um jene Zeit noch die Regel. Es gehört dahin z. B. das schöne Lied von Reichardt „Freudvoll und leidvoll". Heute sind solche Lieder selten geworden. Die alten sind aus der Mode gekommen. Neue hat man nicht zu schaffen vermocht. Man kennt nur noch Lieder mit so künstlicher Begleitung, daß die Gitarre sie nicht zu leisten vermag. Und deshalb ist die Gitarre auf den Hausboden gewandert.

Auch der Musikunterricht trat noch nicht so anspruchsvoll auf, wie jetzt. Wer sich der Musik widmen wollte, begab sich zu einem Meister, unter welchem er seine Studien machte. Spohr und Moritz Hauptmann hatten jahraus jahrein eine Anzahl Schüler, die, um ihren Unterricht zu genießen, nach Kassel gekommen waren. Aber es fiel jenen nicht ein, ihr Stundengeben als eine „Hochschule für Violinspiel und Komposition" anzukündigen. Natürlich waren auch die Honorare für Musikunterricht nicht einmal annähernd den jetzigen gleich. Heute besteht fast in jeder großen Stadt ein Konservatorium für Musik; und die Zahl derer, welche sich darin zu Virtuosen oder Virtuosinnen ausbilden, ist Legion. Eine Folge hiervon ist unter andern die, daß der gewöhnliche Klavierunterricht, womit sich früher nur Männer befaßten, jetzt großenteils in die Hände von Damen geraten ist. Wirklich musikalische Menschen sind übrigens jetzt ebenso selten wie früher.

Die musikalischen Zustände der damaligen Zeit in ihrer inneren Gestaltung lassen sich mit den literarischen in eine gewisse Parallele stellen. So wie Lessing, Schiller und Goethe es waren, welche unsre Literatur schufen, so haben Haydn, Mozart und Beethoven unsre moderne Musik geschaffen. Mozart war, wie Schiller, früh gestorben.

Dennoch lebte er weit mehr im Herzen des Volkes, als Beethoven, welcher erſt im Jahre 1827 aus dem Leben ſchied. Der alternde Beethoven wurde in ſeinen Kompoſitionen immer ſchwerer verſtändlich, das Zeitalter aber immer weniger befähigt, tiefere Schöpfungen zu verſtehen. Der Sinn für klaſſiſche Muſik war nicht ſehr weit verbreitet. Beethovenſche Symphonien zu hören, trug man kein beſonders lebhaftes Verlangen. Die im Jahre 1823 von Beethoven vollendete neunte Symphonie wurde in Kaſſel zuerſt im Jahre 1828 von Spohr dem Publikum vorgeführt. Bis dahin war ſie nur in Wien und Berlin zur Aufführung gelangt. Spohr und Cherubini hielten an den Traditionen der klaſſiſchen Zeit feſt. Aber ſie beſaßen in ihren Kompoſitionen zu wenig Volkstümliches, um dem Sinn für beſſere Muſik genügende Nahrung zu geben. Die Liederſchätze Franz Schuberts waren noch wenig bekannt.

So gab das Zeitalter ſich mehr und mehr der Freude an dem bloßen Virtuoſentum und dem ſinnenreizenden Klingklang in der Muſik hin. Das Virtuoſentum, welches ſich heutzutage auf Geſang, Klavier und Streichinſtrumente zu beſchränken pflegt, machte ſich damals noch in weit größerem Umfange geltend. Es gab reiſende Künſtler, welche auf der Flöte, dem Fagott, dem Waldhorn, der Poſaune, ja ſelbſt auf der Mundharmonika Konzerte gaben. Beſondrer, mit Mitleid gemiſchter Gunſt erfreuten ſich blinde Flötenſpieler. Bravourſängerinnen trugen mit Vorliebe Variationen über ein beliebtes Thema (z. B. „Mich fliehen alle Freuden") vor. Auf dem Gebiete der Klaviermuſik waren Czerni, Cramer, Duſſek, Field, Kalkbrenner, Henri Herz uſw. an der Tagesordnung. Sehr beliebt waren auch „Potpourris", Zuſammenſtellungen von Opernſtückchen, die in eine notdürftige muſikaliſche Verbindung gebracht waren.

(Otto Bähr, „Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren".)

Fanny an Rebekka.

Berlin, den 18. März 1844.

Wir haben hier in Saus und Braus gelebt, vorige Woche war jeder Tag doppelt und dreifach beſetzt, vier große Abendfeſten hintereinander, in deren einer die Roſſi, in einer die Birch (eine engliſche Sängerin, die ganz wie die Novello ſingt) und in zweien die

Decker zu hören war. Diese hat an zwei aufeinanderfolgenden Donnerstagen die prachtvollsten Soireen gegeben, die man nur sehen kann, sie waren eigentlich für den Herzog von Mecklenburg und seinen Theater-Intendanten, leider aber kam jener gar nicht nach Berlin, und dieser mußte nach dem ersten Fest wieder zurückreisen; das tat aber dem Glanz der Soireen und der guten Laune der Wirtin, die prächtig bei Stimme war, keinen Eintrag. Vorigen Sonntag war auch bei uns die brillanteste Sonntagsmusik, die, glaube ich, noch jemals stattgefunden hat, sowohl was Ausführung als Publikum betraf. Wenn ich Dir sage, daß zweiundzwanzig Equipagen auf dem Hof und Liszt und acht Prinzessinnen im Saal waren, wirst Du mir die nähere Beschreibung des Glanzes meiner Hütte wohl erlassen. Dagegen will ich Dir mein Repertoire mitteilen: Quintett von Hummel, mit der Finger leicht Getummel, Duett aus Fidelio, Variationen von David, von dem prächtigen kleinen Joachim gespielt, der kein Wunderkind, sondern ein bewunderungswürdiges Kind ist, nebenbei Sebastians dicker Freund. Zwei Lieder, von denen das schöne „Laß die Schmerzen dieser Erde", von Eckert, von Felix und der Decker auswendig vorgetragen, wie immer großen Beifall fand. Ich erlaube Dir, Eckert kein Geheimnis daraus zu machen. Hierauf kam die Walpurgisnacht, auf die mein Publikum schon seit vier Wochen gespannt war und die vortrefflich ging. Wir hatten drei Proben gemacht, bei denen sich die Sänger so amüsierten, daß sie gern noch einmal soviel gehabt hätten. Bei der letzten war Felix zugegen und sehr zufrieden. Ich hätte gern gesehen, daß er begleitet hätte, das wollte er nun aber ein für allemal nicht, sondern spielte nur die Ouvertüre mit mir und griff bei den schwierigsten Stellen bald im Baß, bald im Diskant mit zu, so daß eine Art von improvisiertem vierhändigen Arrangement daraus ward, das sehr gut klang. Jetzt habe ich meine Musiken bis nach Ostern aussetzen müssen, da Felix bis dahin Zeit und Leute braucht; er führt nämlich Palmsonntags in der Garnisonkirche Israel in Ägypten mit einem Personal von etwa vierhundertundfünfzig Leuten auf; es wird ein gewaltiges Orchester dazu an der Orgel gebaut, und es wird hoffentlich prachtvoll werden. Vorher noch ist als Schluß der Symphonien die neunte mit Chören, so daß Felix vollauf zu tun hat. Dabei schreibt er ein Konzert für England, zwischendurch gehn die Korrekturen seiner neuen Werke, seine zahllose

Korreſpondenz und alles, was ſonſt noch der Tag mit ſich bringt; er iſt fortwährend in beſter Laune und freut ſich ſehr auf ſeine bevorſtehende Reiſe. Neulich nach der Iſrael-Probe war ausnahmsweiſe gut Wetter; nachdem es aus war, ſtand und flanierte man auf der Straße, und dann gingen wir noch ſpazieren und abends ſpielten wir alle mit dem Geheimrath Böckh ſchwarzer Peter und ließen uns von Sebaſtian Schnurrbärte malen. Daß Du nicht bei Delaroche auf dem Ball warſt, iſt ſehr unrecht, auf der Reiſe muß man alle Menſchenſcheu ablegen, ſonſt verliert man zuviel. Daß ich großenteils als Wegweiſer predige, kannſt Du wohl denken. Deine Beſchreibung von Dirichlets weltverachtender Karnevalslaune hat mich ſehr amüſiert, ich ſehe ihn von hier mit unbeſiegbarem Gelehrtenſtolz Sträuße ſchleudern; hat er nicht aber doch von Zeit zu Zeit dazwiſchen ſüß gelächelt?

(S. Henſel, „Die Familie Mendelsſohn".)

An Victorine Boiſſonnet.

Bonn, den 1. Juni 1833.

Einen ſchönen, herrlichen Mai habe ich nun ſchon am Rheine verlebt, ein ſchönes Pfingſtfeſt an ſeinen Ufern gefeiert. Feſte zu feiern, verſteht freilich die Welt nicht mehr, aber hier findet man noch Anklänge wahrer Feſtesfreude, nicht in den Konzertſälen voll geputzter Herren und Damen, die nach jeder gelungenen pièce die Handſchuhe ausziehen und klatſchen, ſondern in den Städtchen und Dörfern. Geſtern vor 8 Tagen machte ich mich auf, das Muſikfeſt zu bereiſen. In einem vollgedrängten Nachen fuhr ich nach Köln, von da um 12 Uhr auf dem übermäßig gefüllten holländiſchen Dampfſchiffe nach Düſſeldorf. Den Konzerten und Konzertproben habe ich gewiſſenhaft beigewohnt und viel Genuß davon gehabt. Das Schönſte von allem war unſtreitig das große Oratorium von Händel, Iſrael in Ägypten. Es iſt die erſte Muſik, die mich wirklich begeiſtert hat, und da ich ſie dreimal hörte, konnte ich dem Fluge des Künſtlers etwas folgen. Sie beſteht aus zwei Teilen, der erſte ſchildert die Bedrückung Iſraels, die Plagen Ägyptens und den Auszug, der zweite das Loblied Moſis. Die herrlichen Chöre, in ſeltener Vollendung aufgeführt, machten ungeheuren Eindruck. Ich begreife nicht, wie die Menſchen immer klatſchen und Bravo rufen konnten, als wenn ſie einen Taſchenſpieler vor ſich hätten, als

wenn die Kunſt nur darauf ausginge, Beifall einzuernten, und nicht die innerſten Tiefen der Bruſt wunderbar anregte.

Der zweite Abend begann mit der ſchönen Beethovenſchen Paſtoralſömphonie, welche auf eine reizende Weiſe den ganzen Kreis ländlicher Empfindungen darſtellt.

Es folgte die Ouvertüre zur Leonore und zuletzt die bekannte Kantate von Winter: „Die Macht der Töne".

Am Dienstag Morgen war ein drittes Konzert. Das Schönſte aus Iſrael in Ägypten wurde wiederholt. Die Krone des Feſtes war Madame Decker aus Berlin. Mendelsſohn-Bartholdy erntete für ſein Direktorium viele Schmeicheleien und ward durch Gedichte, Medaillen, Bekränzung geehrt. Die Aufführung ſelbſt war über jeden Tadel erhaben, die Soloſtimmen und Chöre ausgezeichnet ſchön, die Zahl der Singenden war 275, auch die Inſtrumentalpartie war ſehr bedeutend, 62 Violinen, 18 Violoncelle, 13 Kontrabäſſe uſw.

(Ernſt Curtius, „Ein Lebensbild in Briefen".)

Aus Tagesblättern.

Berlin, den 19. Februar 1820.

Anſtatt des Tagebuches ſtehe lieber folgendes hier: nur dies noch! Vorgeſtern ſah ich Alceſte; auch nur ſtärkere Beſtätigung alles Alten über unſer Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreiſchendes Orcheſter. Fürchterliche Tanzkunſt, wo die Tänze nicht einmal zur Muſik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verſtand, ohne Grazie, mit Seiltänzermühe, ohne ſie wie dieſe Tänzer uns unſchuldig anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum hat ſich eine Art Beifall für Gluck auswendig gelernt, welchen zu wiederholen es keineswegs unterläßt, aber doch endlich nur ſehr läſſig bezeigen kann; auch die einzelnen in den Logen, einer gegen den anderen. Stümer ſehr gut geſpielt; wird ſich aber die Bruſt angreifen. Weber läßt die Blasinſtrumente mit den Sängern in die Wette forcieren; Töne in Fresko darzuſtellen, muß man von den großen italieniſchen Sängern gehört und es bemerkt haben. Man kann den Ton weit ausſchicken, ohne zu ſchreien; wie die Farben klumpenweiſe für die Ferne auftragen. Wenn Gluck nur einmal ſolche Oper aufführen könnte! ſchon in Paris, durch Tradition im Orcheſter, hört man, wie Gluck es gemeint hat. Es iſt noch

viel zu ſagen. Neulich ſagte ich, die Kunſt müſſe einer Nation natürlich ſein; d. h. in den unteren Volksklaſſen entſtehen; ſonſt vagiert ſie, hat keinen Boden, wird Krittelei, wenn ſie vorher noch glücklich Nachahmung war. Erſt geſtern, als Goethiſche Lieder ohne Begleitung geſungen wurden, drang ſich mir von neuem auf, daß es nur verbeſſerter Wachtſtuben- und Handwerksburſchen-Geſang im Wandern war. Hier haben wir keinen anderen Volksgeſang. Nun gibt's noch Soldatenlieder aus dem Krieg. Alles andere Singen, auf den Theatern, iſt bald italieniſch, bald halb dieſer Geſang, halb jener bezeichnete, auf Gluck, Mozart uſw. angewandt; und meiſtens ſchon damit angefangen, die Singorgane ganz mißzuverſtehen. Dabei ein unendlicher Dünkel; auf dünkelhaften ſogenannten Patriotismus gepflanzt. Man findet hier mehr ſchöne Stimmen, als man nur irgend vermuten ſollte; aber gleich werden ſie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Bruſttöne bis zur Vernichtung forciert, gequetſcht, gekälbert. Leidenſchaft beſteht nur in Forte und Piano, in Dehnen, et cetera!

(K. A. Varnhagen, „Vermiſchte Schriften".)

Mein erſter Blick beim Eintreten traf auf ihn. Er ſaß läſſig auf einem ungeordneten Bett an der Rückwand des Zimmers, auf dem er ebenzuvor noch gelegen zu haben ſchien. Den Brief von Zelter hielt er in der einen Hand, die andere reichte er mir freundlich entgegen, mit einem ſolchen Blick der Güte und zugleich des Leidens, daß plötzlich jede Scheidewand der Beklemmung fiel und ich dem im tiefſten Verehrten mit der ganzen Wärme meiner Liebe entgegenſchritt. Er ſtand auf, reichte mir die Hand, drückte ſie herzlich, deutſch, und ſagte: „Sie haben mir einen ſchönen Brief von Zelter gebracht! Er iſt ein wahrer Beſchützer der echten Kunſt!" – Gewohnt, ſelbſt am meiſten zu ſprechen, da er die Gegenrede nur ſchwer vernehmen konnte, fuhr er fort: „Ich bin nicht ganz wohl! Ich bin recht krank geweſen! – Sie werden ſich ſchlecht mit mir unterhalten, denn ich höre ſehr ſchwer!"

Was ich antwortete, ob ich antwortete, – ich weiß es wahrlich nicht! Zumeiſt werden wohl meine Blicke, der wiederholte Druck meiner Hand das ausgedrückt haben, wozu mir vielleicht die Worte gefehlt hätten, auch wenn ich hier wie zu andern hätte ſprechen können.

Beethoven lud mich ein, mich zu setzen; er selbst nahm seinen Platz auf einem Stuhl vor dem Bett und rückte ihn an einen Tisch, der, zwei Schritte davon, ganz mit Schätzen bedeckt war, mit Noten von Beethovens Hand, mit den Arbeiten, die ihn eben jetzt beschäftigten. Ich nahm einen Stuhl neben dem seinigen. Schnell werfe ich noch einen Blick über das Zimmer. Es ist so groß wie das Vorzimmer, hat zwei Fenster. Unter diesen steht ein Flügel. Sonst ist nichts darin zu entdecken, was irgend Behaglichkeit, Bequemlichkeit, vollends Glanz oder Luxus verriete. Ein Schreibschrank, einige Stühle und Tische, weiße Wände mit alten, verstaubten Tapeten, – das ist Beethovens Gemach. Was kümmert er sich um Bronzen, Spiegelwände, Diwans, Gold und Silber! Er, dem alle Pracht dieser Erde Tand, Staub und Asche ist, gegen einen göttlichen Funken, der, alles überstrahlend, aus seinem Innern aufleuchtet!

So saß ich denn neben dem kranken, schwermütigen Dulder. Das fast durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht glatt, nicht kraus, nicht starr, ein Gemisch aus allem. Die Züge erschienen auf den ersten Blick wenig bedeutend; das Gesicht war viel kleiner, als ich es mir nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnissen vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schroffheit, jene stürmische Fesselloſigkeit aus, die man seiner Phyſiognomie geliehen, um sie in Übereinstimmung mit seinen Werken zu bringen. Weshalb sollte denn aber auch Beethovens Angesicht aussehen wie seine Partituren? Seine Farbe war bräunlich, doch nicht jenes gesunde, kräftige Braun, das sich der Jäger erwirbt, sondern mit einem gelblich kränkelnden Ton versetzt. Die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch sprechend. Wehmut, Leiden, Güte las ich auf seinem Angesicht; doch, ich wiederhole es, nicht ein Zug der Härte, nicht einer der mächtigen Kühnheit, die den Schwung des Geistes bezeichnet, war auch nur vorübergehend zu bemerken. Ich will hier den Leser nicht durch eine Dichtung täuschen, sondern die Wahrheit geben, ein treuer Spiegel eines teueren Bildnisses sein. Er büßte, trotz allem eben Gesagten, nichts von der geheimnisvoll anziehenden Kraft ein, die uns so unwiderstehlich an das Äußere großer Menschen fesselt. Denn das Leiden, der stumme, schwere Schmerz, der sich darin ausdrückte, war nicht die Folge des augenblick-

lichen Unwohlseins, da ich diesen Ausdruck auch nach Wochen, wo sich Beethoven viel gesünder fühlte, immer wieder fand, – sondern das Ergebnis seines ganzen, einzigen Lebensgeschicks, welches die höchste Gewähr der Bestätigung mit der grausamsten Prüfung des Versagens verschmolz. Bevor wir nicht von einem in der Frische der Lebenskraft erblindeten Raffael zu erzählen haben, wird Beethoven seinesgleichen an Heil und Unheil in der Kunst- wie in der Weltgeschichte nicht finden! Denn auf solcher Höhe wird die Kunstgeschichte zur Weltgeschichte.

Deshalb ergriff der Anblick dieses stillen und tiefen Grams, der auf seiner wehmutvollen Stirn, in seinen milden Augen lag, mit namenloser Rührung. Es gehörte starke Kraft der Selbstüberwindung dazu, ihm gegenüberzusitzen und die hervordrängende Träne zurückzuhalten. –

Nachdem wir uns gesetzt hatten, reichte mir Beethoven eine Schreibtafel und einen Bleistift, indem er sagte: „Sie dürfen mir nur die Hauptsachen aufschreiben, ich weiß mich dann schon zu finden; ich bin es nun schon viele Jahre gewohnt." –

(L. Rellstab, „Aus meinem Leben".)

Wodurch hat Franz Liszt diese Berliner enthusiastische Verzückung herbeigeführt? – Durch seine produzierten Tonwerke selbst? – Gewiß nicht! – denn alle kunstsinnigen Berliner und Franz Liszt selbst werden eingestehen, daß uns der Genius der Musik in einer Mozartschen Ouverture oder Beethovenschen Symphonie, von einem vollständigen, tüchtigen Orchester, unter Meisterleitung ausgeführt, mit gewaltigern Schauern ergreifen muß, als ein Klavierkonzert, und wenn die heilige Cäcilie selbst die Tasten schlüge. – Es war aber zum Teil die forcierte, nervöse Bildung der Berliner, ihre hohle Abgetriebenheit, welche den Künstler Liszt zum Opfer ihrer hysterischen Begeisterung erkor und ihn mit einem Heiligenschein umgab, damit sie ihn gerechtfertigt anbeten könnte. Zudem umschwebte ihn verführerisch die heimlich süße Mystik eines romantischen Künstlerlebens – eine warme, katholische Novelle, halb frivol halb verklärt durch den Namen George Sand. – Dann seine Wohltätigkeit! dann Rellstab! – Zum Teil aber riß Liszt die Kenner wirklich hin, nicht bloß als Meister, sondern auch

als der wunderbare Tyrann des Pianoforte. – Ja, einen Tyrannen nenne ich ihn, diesen gutmütig lächelnden, freundlichen König der Töne; denn noch keiner hat den klingenden Metallsaiten so viel geboten als er. – Sie müssen ihm, wie altägyptische Sklaven, die kolossalen, musikalischen Pharaonenbauten ausführen; klingende Monumente, so hoch, wie die höchsten Obelisken und Pyramiden; oder, wie geknechtete Geister den Ossa auf den Pelion stülpen, damit der Herr Franz Liszt bequem den Kopf in den blauen Himmel stecken kann. Sie müssen seinen goldnen Triumphwagen durch Europa ziehen; den stürmenden Ozean müssen sie glätten wie ein theokritisches Bächlein und die Morgenröte bei den Fittichen ergreifen; kurz, die Arbeiten des Herkules sind ein wahres Kinderspiel gegen die Arbeiten, welche Liszt den Messingdrähten seines Klaviers aufgibt. Und dabei können die armen, gehetzten Töne gar nicht zu Atem kommen; immerfort müssen sie um ihren Meister schweben und klingend die Anwesenheit kundtun, bis er ihnen gebietet, zu den fernsten Sternen zu fliegen und hinabzufahren in den tiefsten Höllenschlund, und fast in demselben Momente wieder vor ihm zu erscheinen! – Die Berliner aber, welche gute Royalisten sind, lieben und verehren sehr den König Liszt, wie alle Könige, und sollten sie auch zu den Pharaonen gehören! –

Auch wir haben vor kurzem Franz Liszt in unsrer Mitte gehabt; aber der gesunde Sinn der Königsberger verschonte den Künstler mit jenem widerlichen Veitstanze des Enthusiasmus, und ersparte sich ein Erröten, das nicht bloß das Eingeständnis einer begangenen Torheit, sondern auch den Verrat an den heiligsten Interessen der Gegenwart und der Zukunft bezeichnet hätte. – Während der Anwesenheit Liszts war der Gesundheitszustand unsrer Stadt vortrefflich; denn die Nerven unsrer ostpreußischen Damen sind nicht berlinisch verkränkelt. Es wurde dem Künstler der Lorbeerkranz nicht vorenthalten, der ihm gebührt; und wenn die philosophische Fakultät einen Doktorhut darauf gestülpt hat, so ist wenigstens ein solcher Fall nicht unerhört in der Geschichte. Auch Blücher wurde bei seiner Anwesenheit in England von der Universität Oxford zum Doktor kreiert. – Auf keinen Fall schadet es etwas, da einem Doktor der Philosophie die ärztliche Praxis aufs strengste untersagt ist. Wir zweifeln nicht daran, daß die Taglioni und Fanny Elßler, die, wie man sagt, nicht bloß Geschichte, sondern auch Philo-

ſophie tanzen können, falls ſie einmal nach Königsberg kommen ſollten, ebenfalls mit dem philoſophiſchen Doktordiplome beehrt werden würden. –

(Walesrode, „Gloſſen und Randzeichnungen".)

Die Wiener Theaterzeitung enthält ein Gedicht auf Ole Bull, das ſo beginnt:

Willkommen, edler Nordlandsſohn,
Mit deinem blitzenden Zauberton,
Mit deinem ſchmelzenden Liebesſang,
Mit deinem begeiſternden Sphärenklang,
Mit deinem harmoniſchen Solo-Quartett,
Mit Stößen und Läufen ſo rein und nett!

(„Der Freimüthige.")

Dichterprofile.

Im Gegensatz zu den vielen, überschwenglichen Schilderungen von Besuchen bei Goethe gibt uns Wilibald Alexis ein Bild von der Vereinsamung, in der sich in den letzten Jahren doch der alte Dichter bewegte. Die neue Zeit, die letzte Generation, sah nicht mehr zu ihm auf, sondern glaubte, befugt zu sein, sich ihm gleichberechtigt gegenüberstellen zu können. Einfach, weil ihr und nicht ihm die Gegenwart gehörte.

Zu welchem Enthusiasmus sich aber bei einzelnen und vor allem bei begabten Frauen, wie Bettine v. Arnim, die Verehrung für Goethe steigern konnte, das zeigen die schönen Worte, die das „Kind" noch in einem Alter, wo sie längst kein Kind mehr war, an den Schriftsteller Adolf Stahr über ihr einstiges Aufgehen im Geiste Goethes fand.

Zehn Jahre nach jenem ersten Besuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte sich zwischen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Kerzen an und schwenkte Weihkessel und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Nagen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden sollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieser Liturgie. Aber er sandte denen, die fest an ihm hielten, freundliche Sprüche zu, und denen, die in seinem Dienste laut sprachen, Ehrenmedaillons mit seinem Bildnis. Auch ich hatte ein solches erhalten, ich meine aber nicht um Akoluthendienst. Denn ich habe nie den Weihkessel geschwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erstorben, und meine Liebe wieder gewachsen war. Weniger um schuldigen Lehndienst, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu sehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmutigen Landhause am Park.

.... Wir saßen nicht wie damals auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben sich, und keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da und ging in anmutigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mitteilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Teilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: „Hat denn unser Freund auch mit Appetit von dem Renntierschinken in Ihrer Lappenhütte gegessen?" so war es Goethen wohl weniger darum zu tun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Skandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre, und ein Goethe, der jüngern Literatur nicht fremd bleibt und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmitteilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Gespräche, das ebendeshalb keine leuchtenden Punkte und keine schroffen Spitzen bot, die besonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine europäische und Welt-Literatur, eines der Lieblingsthemata in seinem noch von Phantasien umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuscht und nicht berauscht, angenehm gesättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hause. Das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blitzte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm existierten, und die mir nachher zu Gesicht kamen, drücken das nicht aus, was ich gesehen. Das Bild ist noch jetzt nicht verschwunden, die teure Reliquie von einem Manne, wie ein nächstes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letztemal, daß ich Goethen gesehen habe. –

(Willibald Alexis, „Erinnerungen".)

Guter Herr Doktor Stahr (denn der sind Sie mir, indem Sie mit beharrlichem Vertrauen, das ich böslich vernachlässigte, sich mir zuwenden). Ich bitte um Verzeihung meiner Vernachlässigung, nicht

der Gabe, denn die habe ich genossen, aber des Gebers, denn der Brief, der ihm geschrieben war, wie einer an Herrn von Beaulieu, sind beide auf meinem Schreibtisch unter andern Papieren verloren geblieben; erst vor wenig Tagen, wo sie der Zufall ans Licht brachte, hab' ich sie zum Feuer und mich zum ewigen Schweigen verdammt. - Durch Ihre Nachsicht entsühnt, darf ich dies Schweigen nicht brechen, Ihnen meinen verspäteten Dank zu sagen. - Zum Glück - ich sage zum Glück - weiß ich nicht das geringste von Merck; denn wüßte ich von ihm, so würde mich mein Gewissen drängen, abermals einen neuen Kanal zu bauen, deren schon so unzählige mich in Anspruch nehmen, daß Tag- und Nachtgleiche für ewig für mich aus den Angeln gehoben ist. Wie ein Spreewald, aus unzähligen Inseln bestehend, deren jede eines Kunstgärtners bedarf, um ihre Früchte auf künstlichem Roste gedeihen zu machen, ist mein Leben ausgefüllt. Essen und trinken kann ich nur im Flug, an Erneuerung meiner Gewande kann ich nimmer denken, dies paßt zum Einsiedlerleben. Kommen die Menschen zu mir, so mach' ich's kurz und fall' mit der Tür ins Haus, um in aller Eile ihnen zu sagen, was sie sonst nur nach dem ersten Scheffel Salz sich wollen gefallen lassen, zu hören.

Mit Goethe hab' ich nicht von verschiedenen gesprochen, unser Reden war, wie unsre Blicke, ineinander konzentriert; also „Merck" wär' ein fremder Ton in unsrer Sprache gewesen, - aber einmal sagte doch Goethe zu mir: „Merk' dir's, daß, wenn du künftig bei der Sterne Licht meiner gedenkend, ich bei ihrem Leuchten deiner gedenkend die" pp. - - - - -

Die Momente, die wir miteinander lebten, waren Tautropfen, in deren jedem die Sonne sich spiegelte und ihre Strahlen in unsrer Stimmung Farbe brach. - Ich fand einmal im Frühlingstau eine Heidelbeere und zählte auf dem Sträuchlein, aus dessen Blätterreichtum sie hervorguckte, hundertmal das Bild der Morgensonne in hundert Tautropfen, die die kleine Heidelbeere umstrahlten, da merkt' ich nichts von allem, was um mich her noch war, ich war versunken ins Paradies der Heidelbeere, die inmitten unzähliger Spiegelungen des Sonnengotts unter dem Morgenduft ihrer Reife entgegenwuchs. So war's grad' mit mir - noch vom Duft der Kindheit gedeckt, sonst hätt' ich seinen Glanz nicht aushalten können, strahlte der Dichter in unzähligen Gei-

ſtestropfen, rein wie der Morgentau um mich her; – und wär' ein Merck oder ſonſt etwas aus der Tageswelt bemerkt worden, ich hätte es für Schatten gehalten, der zwiſchen mich und meinen Gott fiele, wovor ſein Bild mich nicht anſtrahlen könne; gewiß wär' mein Geiſt verſtummt, mein Begriff erſtorben für alles, auch für Merck, den ich nimmer hätte faſſen können, mitſamt allem außer ihm.

Böttchers Klatſchereien! – von denen weiß ich gar nichts. – Hat er über mich geſprochen? – über Goethe? – ich kenne ihn nicht, ahne ihn nicht, Goethe hat mir ihn nie erwähnt, daraus ſchließe ich, daß er nicht zu den Liebesgöttern gehöre; – daß „Merck" Goethes frühſter Jugendgenoſſe, läßt ſich eher hören, denn als ich zuerſt in dieſes Planeten Kreis eintrat, da hatte er 59 mal den Frühling des Jahres wiedererobert, und in meinem Anblick entſchwang ſich ſeine Seele jener früheren gewohnten Bahn, Ungewohntes regte ſeinen Geiſt, ſich neu zu beſiedern, und zärtlich deckte der junge Flaum ſein Herz, daß es in der Wärme himmliſche Glut ausſtrömte. Da war ich alſo ſein älteſter und einziger Jugendgefährte, und anderer, die noch in des Uranos Zeiten mit ihm verkehrten, wurde nicht gedacht. –

„Der reiche Schatz meiner Erinnerungen" iſt es alſo nicht, wie Sie wähnen, geeignet, den Wuſt in „Umlauf geſetzter Klatſchereien" aufzuräumen.

Zur Strafe für den Mißgriff, den Ihr Geiſt hier gemacht hat, verurteile ich Sie, dieſen meinen Brief dem Herrn von Beaulieu vorzuleſen, mir Verzeihung zu erwirken, daß kein Dankſagungsſchreiben auf ſeine Sendung und beſcheidene Bitten erfolgte, ja wenn er's fordert und darauf beſteht, ſogar dieſen meinen unwichtigen Schreibezettel in zwei Teile zu zerreißen und ihm die eine Hälfte davon als autographiſches Denkmal zu überlaſſen, da ich weiß, daß die Menſchen jetzo einen Narren an ſolchen Dingen gefreſſen haben. Unterdeſſen zeichne ich mit Hochachtung

Berlin, den 11. April 1839. Bettine Arnim.

(Eudwig Geiger, „Aus Adolph Stahrs Nachlaß".)

Partheh entwirft ein anſprechendes Bild von dem Äußeren der Perſönlichkeit Jean Pauls, deſſen Bekanntſchaft ihm durch Eliſe von der Recke vermittelt wurde. Ein Bild, das vielleicht auf die bekannte Silhouette, die

Herbert Eulenberg jüngſt von Jean Paul entwarf, nicht ganz ohne Einfluß geblieben iſt. Welchen Eindruck aber Jean Paul auf die jüngere Generation von Schriftſtellern machte, davon geben uns Platens Tagebücher ein gutes Zeugnis. Goethe hingegen ſtand ſowohl Jean Paul, wie auch ſpäter dem Dramatiker Kleiſt, ablehnend gegenüber, da Perſönlichkeiten von ſo ſtarker Kompliziertheit wie die Jean Pauls oder Kleiſts, ja, ſelbſt wie die eines Hoffmann oder Heine der kriſtallenen Klarheit ſeines Weſens fremd waren.

Am 26. Oktober 1820 verließen wir Löbichau und erreichten nach zwei kleinen Tagereiſen Baireuth, wo die Herzogin ſogleich den Legationsrat Richter zum Abend einladen ließ. Den vielverehrten Jean Paul von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, gewährte mir eine unbeſchreibliche Freude; ich fand ihn dem Bilde recht ähnlich, das ich mir nach Leſung ſeiner Schriften und nach Emiliens Beſchreibung von ihm gemacht. Seine Korpulenz gab ihm etwas Unbehilfliches, ſein Geſicht glich dem eines ehrlichen Pächters, aber auf der hohen, ſchöngewölbten Stirn thronte ein hervorragender Geiſt. Seinen Humor zu zeigen, fand er wenig Gelegenheit; nach einigen kleinen Proben ſah man, daß er durchaus trocken, d. h. von dem Mantel des Ernſtes umhüllt ſei, wie dies in dem unſchätzbaren Kleinode: Attila Schmelzles Reiſe nach Fläz durchgängig der Fall iſt. Als die Herzogin bedauerte, ihm keinen Tee anbieten zu können, da ſie von Löbichau her wiſſe, daß er denſelben nicht trinke, ſo ſagte er mit der größten Harmloſigkeit: „Ei, wenn Ew. Durchlaucht gütigſt erlauben, ſo ſetze ich mein Bierkrügel neben die Teetaſſen.“ Und alsbald erſchien ein Humpen des beſten Baireuther Bieres, der im Laufe des Abends unter den anregendſten Geſprächen geleert ward. Seine Gedankenfülle zeigte ſich, wie Emilie bemerkte, in der momentanen Schwierigkeit, den adäquaten Ausdruck zu finden; ſagt er doch ſelbſt einmal: mancher Autor habe ganze Bibliotheken von guten Gedanken im Kopfe, aber nur ebenſoviel Zeit, um ein paar Bücherbretter davon aufzuſchreiben. Beim Abſchiede zündete Jean Paul im Vorſaale eine kleine Taſchenlaterne an und wandelte langſam nach ſeiner Behauſung durch die dunkeln Straßen von Baireuth, wo man weder von Lampen- noch von Gaslicht etwas zu wiſſen ſchien. Den getreuen Pudel hatte er zu Hauſe gelaſſen.

(„Jugenderinnerungen von Guſtav Parthey.“)

Am 21. Januar 1816. München.

Von Jean Pauls „Titan" habe ich nun den letzten Teil zu lesen vollendet. O ihr Musen, welch ein Buch! Wie ist alles darin Natur und Kraft und Schönheit! Welche Phantasie! Gleich einem nektartrunkenen Halbgott führt uns der Dichter wie durch elysäische Wege durch seine Metaphern. Wenn man einmal die eigene und doch wohl etwas manierierte Schreibart Jean Pauls gewöhnt ist, so ist alles groß und herrlich; aus allem blickt Genie, Urteilskraft und Belesenheit. Bei seinen üppigen Naturbeschreibungen glaubt man ein blühendes Gemälde zu sehen, nicht eines zu lesen. Weder Goethe noch Matthisson, noch sonst einer zeichnete uns je so schön die Riesenerinnerungen Roms und die Zaubergärten von Neapel . . . .

Die drei schrecklichsten Situationen im „Titan" sind ohne Zweifel Lindas Täuschung durch Roquairol im Flötenthal. Schoppes Tod durch seinen Ich-Wahn und Roquairols Selbstmord zum Schluß seines aufgeführten Trauerspiels . . . . Von allen die bei weitem Beklagenswürdigste ist Linda da Romeiro; ihr Glückswechsel ist fürchterlich. Unwiderruflich verloren für ihren Geliebten, verachtet von ihren Freundinnen, geschändet von der Welt, erkennt sie sich als die strafbare Gattin des verächtlichsten Menschen, der sich bereits ermordet hatte. Die Fürstin ist jedoch unendlich schuldiger an jener schwarzen Tat, als Roquairol selbst, in dessen Kopfe sie zum mindesten nicht entsprang.

(„August von Platens Tagebücher", herausgegeben von v. Laubmann und v. Scheffler.)

Einen großen literarischen Kreis versammelte in Dresden Ludwig Tieck um sich, der, neben seinen schriftstellerischen Qualitäten, die Gabe des Vergegenwärtigens im Vorlesen in überraschender Weise besaß. – Amüsant ist die Erinnerung Meißners, dessen Vater ja als Arzt – er ist das Urbild zu Ibsens Volksfeind und ist unter gleichen Umständen seinerzeit aus Teplitz verjagt worden – und als Mann von literarischen Graden in dem Tieckschen Kreise Zugang fand.

An Carl Stahr.

Oldenburg, den 30. Oktober 1840.

Die (Karoline Bauer) drang (in Dresden) in mich, zu Tieck zu gehen, der mich schon durch sie kenne und mich gewiß gern empfangen und ohne Zweifel auch zum Abendtee und Vorlesung einladen werde. Bei ihr mußte ich dann versprechen, zur Nacht zu essen.

Um drei Uhr ließ ich mich bei Tieck melden. Er empfing mich freundlich, und nach den ersten allgemeinen Redensarten waren wir bald in einem inhaltsvollen Gespräche, in dessen Gewebe Immermann, Goethe, Grabbe, Euripides und seine Kritiker, Aristoteles und meine Arbeiten die Einschlagsfäden bildeten. Ich mußte ihm gefallen haben, denn erst nach einer Stunde entließ er mich mit dem Zusatze, daß er „Männern meines Schlages in seinem Leben gern begegne", und daß er mich auf heute abend zum Tee im Salon bei sich erwarte. So ging ich denn um 6 Uhr wieder hin in das unscheinbare alte düstre Eckhaus am alten Markte. Durch einen alten Materialladen mit allerhand Kram- und Tonnenwesen auf dem Flur, parterre, gelangt man auf einer dunklen Treppe in das zweite Stock, wo ein winkliger enger Diminutivvorplatz die Dunkelheit nur zu einer Art Dämmerung lichtet. Der Gegensatz zu Goethes heller, lichterfüllter Wohnung, ihrer stillen Ruhe und ängstlichen Sauberkeit bietet sich von selbst. Das Gesellschaftszimmer, ein geräumiges Quadrat, war noch leer. Nur das Arrangement der Sofas und Tische nebst den zahlreichen im Kreise gesetzten Armstühlen und Sesseln, die vielen Lampen und Lichter und der brodelnde Teekessel deuteten auf die zahlreiche erwartete Gesellschaft. - Ich hatte Muße, mir Tiecks Marmorbüste von David und die zahlreichen Bilder und Kupferstiche anzuschauen, von denen alle Wände bedeckt waren. Bald trat die alte Gräfin Finkenstein herein, an den Augen leidend, mit grünem Schirm, und mit ihr begann, nachdem sie sich auf dem Sofa etabliert, ein allgemeines Gespräch, das indessen durch Tiecks Eintritt bald unterbrochen wurde. Tieck ist klein von Gestalt. Der etwas starke Oberkörper wird von einem sehr schwachen Piedestal nur mühsam getragen. Die Haltung des schönen Kopfes ist ganz nach der linken Seite hin gebückt. Stehend gewährt er den Eindruck eines schwachen Greises, die ganze Gestalt drückt Leiden aus. Sitzend dagegen verschwindet dies, wie ich schon bei meinem ersten Besuch bemerkte, wo er mich in seinem Arbeitszimmer empfing, im Schlafrock, die zwei Finger der Linken gegen die Wange gelegt, stützend, die rechte ruhig herabhängend. - Ehe die Gesellschaft sich mehrte, hatte ich Gelegenheit, an seiner Seite unser Gespräch fortzusetzen. Bald indes nahmen die Eintretenden einen Teil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Einheimische, besonders Damen, und Fremde stellten sich ein, ich bemerkte einen Geh. Rat v. Ungern-

Sternberg (Herausgeber des Stackelbergschen Nachlasses) u. a. – Als der Tee genossen war, vereinten sich mehrere Stimmen heimlich, Tieck zur „Vorlesung" aufzufordern. Dies schien notwendige Form zu sein. Der Tisch ward für ihn beiseitgestellt mit den zwei Lichtern. Er setzt sich und las: „Dame Kobold im Lustspiel von Calderon", und nun ging's ohne Pause durch das ganze Stück mehrere Stunden lang, mit einer Fülle der Kraft, des Wohllautes und der Beweglichkeit der Stimme und Aktion, die mich mit Staunen erfüllte. Es war das Vollendetste, was ich je gehört, und hier erst wurde mir das Problem durch die kunstgeübteste Praxis gelöst, wie es möglich sei, innerhalb der glattgeschornen, in unendlichen Formen gekräuselten und geschnörkelten Metrik und Versifikation des spanischen Dramas den erfrischenden Hauch voller Naturwahrheit der Sprache so lebendig zu erhalten, daß der prosaisch und dramatisch bewegte Sprachton nicht den Vers und seine Kunst, und diese nicht jenen beeinträchtige. Niemand, dem es möglich, sollte sich den Genuß versagen, diese Kunstleistung, die in solcher Vollkommenheit wohl nie dagewesen ist, zu hören. Schauspieler können davon unendlich lernen. Nur bei Immermann fand ich im Jahre 38 Ähnliches. Ich gestehe, daß ich das Calderonsche Lustspiel erst hier verstehen gelernt habe. Beim Empfehlen lud mich T. sehr herzlich auf den nächsten Abend wieder ein, und zwar schon um 5 Uhr. Ich will gleich auch von diesem Abend einiges erzählen. Das Gespräch hauptsächlich zwischen ihm und mir rollte lebhaft über Politik und Geschichte dahin. Da plötzlich fragte er nach meinen Verbindungen und Freunden in Halle. Sillig gestand mir nachher, als wir heimgingen: er habe gezittert, daß ich unter meinen Freunden Echtermeyer, den er detestiert, und Ruge nennen möchte. Indes, ich war besonnen genug, diese Klippe zu vermeiden. Auch Solgers wurde gedacht, „wenn der länger gelebt hätte," meinte der alte Vater der Romantik, „so würde das Unkraut der Hegelschen Schule nicht so wuchernd aufgeschossen sein". Ich ließ das hingehn, denn es geziemte sich nicht mir, dem Jüngeren, dem werten Greise gegenüber den Belehrenden zu spielen, und da ich eben Solgers Briefwechsel gelesen, konnte ich ihm vieles über Solger sagen, was ihm von mir zu hören lieb war. Da meldete der eintretende Bohtz: „Hinrichs sei in Dresden, lasse sich Tieck empfehlen und ihn erinnern, daß er ihm einmal versprochen, ihm Goethes Faust allein vorzulesen."

Tieck war in der heitersten Laune und sprudelte von humoristischen Einfällen. „Das habe ich ihm unmöglich versprochen!" rief er; „wohl in Gesellschaft, aber allein – das könnte für uns beide gefährlich werden; denn, entweder er würde vernünftig oder ich schnappte über." Wir lachten. Ich erwähnte des famösen Kommentars zum Faust, von Hinrichs, und wie schwer es mir geworden, ihn auch nur zum Teil zu lesen. „Ja, was wollen Sie sagen," versetzte Tieck, schalkhaft lächelnd und seine tiefen schönen Märchenaugen auf mich heftend, „ich habe dieses Prachtstück im Manuskript ganz durchgelesen!" – Ist's möglich? – „Es ging besser, als Sie glauben," erwiderte er, „denn als ich die ersten 20 Seiten hinter mir hatte, war ich schon so vollkommen aus aller Vernunft heraus, daß ich alles übrige wie im Taumel und Rausch ganz behaglich hintereinander weglas." Als er gebeten ward, vorzulesen, wandte er sich an mich und erlaubte mir zu wählen: ich nannte Shakespeares „Viel Lärm um nichts", und er las es. So vortrefflich auch diese Vorlesung war, so muß es doch auf die Dauer ermüden, und ich wäre nicht oft imstande, es hintereinander auszuhalten. Seines neuesten Romanes ward nicht gedacht. Er ist, offen gesagt, kein Kunstwerk zu nennen. Das Historische überwuchert das Poetische, die schaffende zeugende Kraft fehlt. Die prosaischen Poesien daran sind formlose Ungetüme – Halbheiten mindestens – und die Katastrophe macht der nackte Zufall eines rein äußerlichen Geschehens, wohin sich der Fluß des Ganzen, wie der Rhein im Sande verliert.

(Ludwig Geiger, „Aus Adolph Stahrs Nachlaß".)

Bei diesem meinem ersten Aufenthalt in Dresden sollte ich auch einen der berühmten literarischen Abende bei Ludwig Tieck erleben. Tieck, der, wenn er nach Teplitz kam, meinen Vater zu konsultieren pflegte, war mir schon längst bekannt, ein kleiner, gedrungener Mann, dessen wunderbar tiefbraune, geradezu lichtsprühende Augen in meiner Erinnerung unvergänglich leben.

Er wohnte auf dem Altmarkt, in einem schwarzen Hause, einem Kaufmann gehörig, eine Treppe hoch.

Wir betraten einen Salon, der gut beleuchtet und mit vielen Bildern geziert war. Längs der Wände standen Kanapees und Divans. Eine zahlreiche Gesellschaft, aus Herren und Damen bestehend, war

anwesend. Am Teetische präsidierte eine alte Dame mit einem grünen Augenschirme, vornehm, in aristokratischer Gemessenheit: es war dies des Dichters Freundin, die Gräfin Finkenstein. Zwei ältere Fräuleins unterstützten sie in ihrer Tätigkeit: die eine derselben war Dorothea Tieck, die Tochter des Dichters. Nachdem uns eine Tasse Tee gereicht worden, setzte sich Tieck an ein Tischlein, auf dem ein niederer Armleuchter stand, ergriff ein dort liegendes Buch und begann mit einer wunderbar wohllautenden Stimme die Vorlesung eines Theaterstückes.

Vergeblich suchte ich mich in diesem zurechtzufinden, denn siehe da, schon das Personenverzeichnis war von einer verblüffenden Seltsamkeit. Da war ein Herr von Fuchs, der einen Hausfreund namens Fliege hatte, dann ein Herr Geier, ein Herr Rabe und ein Herr von Krähfeld; ich wurde nicht klug daraus, ob ich es mit einer menschlichen Gesellschaft oder mit redenden Tieren zu tun habe. Im Grübeln darüber schlummerte ich ein. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß mein Vater mich aus einem tiefen, tiefen Schlafe aufrüttelte und freundlich sagte:

„Komm, armer Junge, es ist sehr spät. Wir gehen . . . ."

Viele Jahre später erfuhr ich, daß das Stück, welches Ludwig Tieck uns vorgetragen, Ben Jonsons „Volpone" gewesen ist.

(Meißner, „Geschichte meines Lebens".)

Mit der Zeit waren Börne und Heine in den Rang der literarischen Besuchsgrößen, wie die Klassiker von ehedem, emporgerückt, und kein Fremder, kein Deutscher von irgendwelchen literarischen Ambitionen versäumte es, bei den deutschen großen Publizisten, die im Exil lebten, seine Karte abzugeben. So schildert uns Graf Schack, der spätere berühmte Sammler der Gemälde von Feuerbach, Schwind und Böcklin, einen Besuch bei Börne. Und Laube, ein Freund Heines, gibt ein trauriges Bild von dem erkrankenden Heine, der aus einem soignierten, etwas feisten Lebemann zu einem mageren, ergrauenden Männchen sich gewandelt hatte, und dem doch noch neun Jahre schweren Siechtums bevorstanden. – Schwersten Siechtums, das nur seinen Körper, nie seinen Geist zu unterjochen vermochte – den Geist dieses Mannes, der doch nicht einmal die Vorzüge des Krankseins genießen durfte, und der noch auf dem Totenbett gezwungen war, seinen und seiner Frau Unterhalt zu erwerben.

Über Brüssel gelangte ich nach Paris, und man kann sich denken, wie gewaltig mir die Weltstadt imponierte. Nachdem ich am ersten Tage deren Hauptstraßen und Plätze durchstreift, benützte ich den

Morgen des zweiten, um einen Besuch zu machen, der mir sehr wichtig war: er galt Ludwig Börne, für welchen ich mir einen Brief aus Frankfurt hatte schicken lassen. Börnes Name füllte damals alle deutschen Zeitungen, und seine Briefe aus Paris, von denen verschiedene Serien erschienen, wurden, obgleich strengstens verboten, eifrig in Deutschland gelesen. Da mir der scharfe, in ihnen über die deutschen Zustände ergossene Spott ungemein zusagte, wollte ich nicht in Paris sein, ohne den Urheber so schneidender und doch offenbar aus einem warmen Gemüt hervorgegangener Sarkasmen kennen zu lernen. Er empfing mich entgegenkommend und richtete, als er hörte, ich sei eben aus Deutschland eingetroffen, sogleich Fragen an mich, die durch den anscheinenden Ernst, mit dem er sie tat, um so komischer wirkten. Er fragte, ob die Herzöge von Anhalt-Köthen, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Dessau noch fest auf ihrem Thron säßen, ob es wahr sei, daß in Reuß-Schleiz-Greiz eine gefährliche Verschwörung entdeckt worden sei; dann klagte er über die deutsche Geographie: wenn er auch hundert Jahre alt werden sollte, würde er es doch nie dahin bringen, sie zu lernen oder alle die buntfarbigen Grenzen der verschiedenen Länder auf den Landkarten zu entwirren; wenn es ihm aber gar zugemutet werden sollte, nach Bückeburg zu reisen, so würde er in Verzweiflung geraten und eher den Weg nach Timbuktu finden, als dorthin. Um mir eine Artigkeit zu erweisen, schlug er mir dann vor, mit ihm nach dem Père Lachaise zu fahren, wo er mir die schönste Aussicht auf Paris zeigen wolle. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und brachte mehrere Stunden mit dem bereits alternden und, wie es schien, schwächlichen Manne zu, indem wir zwischen den Gräbern des Friedhofes auf und nieder wandelten. Es war ein schöner sonniger Herbsttag; doch viele gelbe Blätter rauschten schon zu unseren Füßen oder sanken von den Zweigen der Bäume auf die Grabmonumente nieder. Nach und nach ging Börnes Unmut in eine weichere Stimmung über, und er klagte in ergreifenden Worten über das politische Elend in Deutschland, über dessen Ohnmacht nach außen, über die Unterdrückung aller Freiheit im Innern durch die Großmächte, über die Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei und die Servilität des Beamtentums. Er sprach geradezu aus, daß er eine Besserung nur durch eine Revolution für möglich erachte. Was er sagte, kam ihm sicher aus tiefstem Herzen, und ich hielt

ihm selbst die Hinneigung zu den Franzosen, die er äußerte, zugute, obgleich ich in dieser Rücksicht ganz verschieden von ihm dachte und fühlte. Wohl konnte ich mir vorstellen, wie er, den in Frankfurt erduldeten Plackereien und der deutschen Misere entronnen, welche er dort in nächster Nähe mitangesehen, bei dem fremden Volke freier aufatmete. War doch hier das Joch der Restauration abgeschüttelt, das bei uns noch schwer auf allen Verhältnissen lastete! Ich bereute es nie, Börne aufgesucht zu haben, und bewahre ihm als Menschen ein liebevolles Andenken, wie ich ihn als Schriftsteller hochachte. Sein glänzender Witz war nicht bloß ein blendendes Feuerwerk zur Unterhaltung, sondern ruhte auf der Grundlage tiefen Ernstes und ethischer Überzeugung. Er darf daher nicht in die Reihe der Autoren gestellt werden, die mit dem Tage vergehen, sondern verdient, einen bleibenden Platz in unserer Literatur zu behaupten, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geist nicht nachsteht, während er ihn an Wärme des Gefühls übertrifft. Einiges von ihm, wie seine Denkrede auf Jean Paul, scheint mir wahrhaft klassisch zu sein.

(„Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert.")

So war der späte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperson zu sehen. „Er ist zu Hause", sagte der Türwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine so zusammengedrückt aussprach, wie der Franzose den Haß bezeichnet.

Ich erschrak wie vor einem garstigen Vorzeichen und eilte die Treppe hinauf. Da saß er neben einer blühenden, in gesunder Körperfülle fröhlichen Französin, neben einer Frau, welche ihm seit fast einem Jahrzehnt treulich zur Seite steht oder doch wenigstens lacht. Daß sie so leicht lacht, ist ihm ein Segen. Da saß er an der Mittagstafel, welche nicht mehr für ihn gedeckt war – ach, wie verändert!

Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemanne hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, und jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals, sauber und fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt gekämmt wie das eines Kammerherrn – jetzt hing das trocken gewordene Haar verwildert, grau gesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe, jetzt war das Gesicht eingerahmt von einem grauen Barte,

weil die schmerzlich erregten Nerven das Schermesser nicht mehr vertrugen. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmutige Mund war schmerzlich verzogen worden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er mutwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen; jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die nur noch offene kleine Spalte zwischen den Augenlidern gelangen und ein wenig sehen könne. Armer Heine!

Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geist ist unberührt, das Naturell ist unbetroffen: über die sentimentale Träne hinweg flogen sofort wieder die lustigen Pfeile, welche er so lange gegen Jahn oder Maaßmann oder sonst einen herkömmlichen Gegenstand seines Spottes geschnellt hatte. Ich spottete meinerseits, daß er immer noch auf die alten, überlebten Kerle schieße, und er antwortete: „Laß mich doch! Man braucht seine Gewohnheiten, und es wäre ja undankbar von mir, wenn ich diese armen Teufel im Alter verlassen wollte, nachdem sie mir so viele Jahre als Zielpunkt gedient. Wer spräche denn noch von ihnen!"

Kurz, der versagende Körper war bald Nebensache, und Shakespeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weist er lächelnd ab; er hält seine Tage für gezählt und diese Zahl für sehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagei," sagt er lächelnd, „ich würde – Gott verzeih' mir die Sünde, wenn's eine ist! – ich würde wie ein Römer diesen schlechten brustgluckſenden Nächten und dieser ganzen Misere jählings ein Ende machen. Aber das schickt sich nicht für mich, den Hausvater. Laß uns aber Testament machen, solange du hier bist!"

Dies geschah. Ach, was kam da alles zum Vorschein! Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorbauenden und sicherstellenden Hilfsmitteln, von Plänen, Spekulationen und Schimären steckt in den Briefen und Papieren eines Auswanderers, welcher, wie Heine, seit sechzehn Jahren einen Mittelpunkt gebildet hatte für die deutschen Wanderer politischer und poetischer Wünsche! Und fast alles fraß da das Kaminfeuer in einer Stunde.

Der leichtsinnig erscheinende Heine war eigentlich gar nicht leichtsinnig. Es war alles an ihm reiflich überlegt, auch sein gedruckter Witz,

und in allen Fragen über positive Lebensverhältnisse war er von diplomatischer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit.

Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, seine großen Vorzüge hat man gern im Dunkeln gelassen. Am Rande seines Grabes erst haben wir die klagenden Stimmen gehört über seine wohltätige liebevolle Hand, welche immer offen gestanden ist für darbende Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wissen lassen von dieser hilfreichen Hand, und unerwartete Zeugen brachten jetzt die Kunde, daß er nicht nur ein Genie, sondern auch ein gutes Herz besessen habe – ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Alle Welt betrachtete ihn mit dem verfallenden Leibe wie einen Sterbenden, und wie über einen solchen sprach man und richtete man. Er hatte ja ein Heer von Feinden, und doch waren unter den Deutschen in Paris nur noch wenig Widersacher übrig, welche seinen nahen Tod nicht schmerzlich beklagt hätten. Viele blieben ihm prinzipielle Widersacher, und dennoch beklagten sie aufrichtig das Hinscheiden eines solchen Geistes.

Das war in Paris auch ganz natürlich; denn hier hat die Heinesche Begabung unserm deutschen Geiste eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer klassischen Literatur nicht hätte erwerben können unter den spöttischen und hochmütigen Franzosen. Heine besaß immer, er besaß auch als Halbtoter noch in seinem Köcher alle die kleinen Waffen dieser Gallier, welche sie am meisten fürchten. Das wissen sie, und davor haben sie einen ganz redlichen, eigennützigen Respekt. Von seiner belebenden Poesie verstehen sie nur die Hälfte; von seinem Witze verstehen sie die ganze tödliche Kraft. In diesem Punkte sind sie so scharf witternd, daß sie eine trockene Übersetzung des „Atta Troll", eine Übersetzung in Prosa, welche die „Revue des deux Mondes" damals brachte, und welche natürlich das Gedicht nur sehr unvollständig wiedergibt, mit vollständigem Beifalle lasen. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegensten Winkel deutscher Literatur hinein können sie nicht verstehen, und dennoch verspüren sie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig, was ihnen Reiz und Furcht einflößt.

Die Franzosen und manche von uns sagten wohl damals öfter: Heine sei ein halb französischer Autor. Jetzt aber, wo man die Summe

zieht, verleugnet sich niemand mehr, daß dies ein Irrtum ist, und daß Heine ganz und gar in deutscher Poesie wurzle, halb Page, halb Landsknecht germanischer Romantik, welche er spaßhaft und närrisch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenstern der Boulevards, aus den Schaufenstern der Journale. Ein deutscher Republikaner, der in einem Atem Heines Genie pries und Heines politische Maximen verwünschte, sagte eines Abends zu mir und erschrak selbst über das, was sein Mund sagte: „Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine sei deutscher gewesen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in französischen Maximen aufgegangen."

(„Heinrich Laubes Ausgewählte Werke", herausgegeben von Houben.)

Die Hoffnungen, die man gleich nach Erscheinen der „Ahnfrau" in den Schriftstellerkreisen Wiens auf den jungen Grillparzer setzte, werden uns lebhaft vor Augen geführt in einer liebenswürdigen Miniatur aus dem literarischen Leben Wiens. Von den agierenden Personen ist Josef Schreyvogel als Schriftsteller unter dem Namen Thomas West noch heute bekannt – ebenso war Friedrich Wilhelm Ziegler ein bekannter Theaterdichter jener Tage.

Ein Souper.

Als die „Ahnfrau" zuerst an der Wien gegeben, traf ich da mit Liebel zusammen. Der machte ein gar säuerliches Gesicht; bei dem donnernden Applaus des Publikums schüttelte er den schweren, grauen Kopf. „Und ich wette, Professor," sagte ich, „wir sehen und bewundern dies Werk des Genies gar bald auch im Hoftheater und in allen andern Hoftheatern der Welt." Er sagte kein Wort; er erstickte sich mit Schnupftabak. – Wie die „Ahnfrau" im Hoftheater gegeben wird, bin ich wieder da; und siehe: auch Professor Liebel ist wieder da! Allerliebst!

Die „Ahnfrau" geht nach Hause. Liebel und ich aber, wir gehen in das „Jägerhorn", Rehern zu sprechen, der da zu soupieren pflegt, im zweiten Zimmer rechts. Heute aber ist er nicht zugegen, vermutlich bei seinem kranken Freunde Leon. Hingegen finden wir Schreyvogel und Ziegler. „Wir kommen aus der ‚Ahnfrau'," sage ich, „noch bebt das Haus von Beifall." Diese Worte berühren Schreyvogel freudig. „Und mit wohlverdientem", setzt er hinzu, einen Blick, der wie Geringschätzung aussah, auf Liebel werfend. Schreyvogel fährt fort: „Ich

sah, mein Herr Professor, ich erkannte den Keim. Dieser junge Mann ist ein Talent, das Epoche machen wird. Ich will nicht sagen, daß ich ihn ermuntert, aber ich bin und bleibe sein Anwalt, wo immer es gelte, mein Herr des Katheders."

Ziegler wollte sekundieren; aber Liebel ließ ihn nicht zu Worte kommen. Nachdem er mit seinen riesigen, plumpen, schmierigen Händen seinen fadenscheinigen, beschmutzten, lehmfarbigen Rock aufgerissen, daß die großen Metallknöpfe klirrten, und einige gewaltige Prisen Tabak in die unförmige Nase gestopft, glotzte er stier in Schreyvogels feines, geistreiches Gesicht und stotterte mit flammenden und dennoch nichtssagenden Augen: „Mein Herr Theaterpräsident und mein Herr Rezensionsdirektor, ich sehe, Sie halten es mit beiden Schulen; nein, nein, Sie sind ein Apostel. Sie verleugnen die gute, alte Zeit des Batteux, des Ramler; Sie schlagen sich zu den Romantikern in Ihren alten Tagen. Abscheulich!"

Schreyvogel glühte vor Entrüstung, als Ziegler, der wohl schon seit 5 Uhr im „Jägerhorn" gesessen, sich in seiner derben, ungeschlachten Gestalt mit brennendem Gesicht erhob. „Ich bitte um das Wort, meine Herren; ich verlange das Wort! Professor Liebel, Ihnen sage ich dies: Ihr totes, mattes, geistloses Katheder-büchlein, über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit, hatte ich das Unglück zu lesen. Ich sage Ihnen, Sie sind nichts als der Mann der kalten pedantischen Regel; von der Göttlichkeit der Poesie aber und von der Bedeutung unserer Zeit haben Sie keine Ahnung." Er schenkt sein Glas, vielleicht bereits das vierzigste, voll und erhebt es: „Es lebe die Dichtkunst, insonderheit die dramatische. Die Schaubühne ist die Dienerin der Moral, die Freundin der Gesetze. Aber man muß den Carus gelesen haben; man muß Psychologie haben, man muß Genie sein! Genie! Donner und Doria!"

Ein schallendes Gelächter entsteht. Es ist ein Mann, unter der Türe stehend; er zerplatzt vor Lachen; mit geschwungenen Armen klatscht er sich die Hände wund. Es ist der fein und elegant gekleidete Kurländer; aufgelöst vor Lustigkeit sinkt er in einen Sessel neben Ziegler, der, etwas taumelnd, wieder auf den seinigen niederschnellt. „Ach Himmel," ruft er, „warum ist eben heute unser Retzer nicht da. Es gäbe einen köstlichen Spaß. Die Kräfte wären dann gleich." Auf Schreyvogel und Ziegler deutend, fährt er fort: „Meine Herren, Liebel und Retzer

im Bunde sind eine Macht gegen Sie. Lesen Sie den ‚Sammler‘; da lernen Sie Ketzer kennen. Er donnert gegen die jetzigen Dichter; er zermalmt die jungen Wiener Poeten; er sagt von ihrer Produktivität: c'est une abondance stérile. Er ist ein enragierter Liebelianer und der Verfasser des ‚Postzugs‘ seine bewaffnete Macht. Käme es zum Kampfe, meine Herren, Blut, viel Blut!“

Niesend unterbricht Kurländer sich selbst. Da sagt Schreyvogel mit kalter Ruhe: „Man vergesse nicht, daß ich der allererste bin, der den ‚Sammler‘ liest; als der Zensor dieses Blattes weiß ich auch, was nicht darin steht. Ich kann dem Baron nicht unrecht geben; aber ich weiß zu unterscheiden. Unsere jungen Belletristen sind Köpfe von Talent: die Ausnahmen sind gering. Sie werden sich entwickeln; Deutschland, die Welt wird sie kennen lernen, wird sie zu ehren verstehen. Was ihnen aber, den meisten nämlich, abgeht, ist wissenschaftliche Bildung; sie haben nichts gelernt; sie besitzen durchaus kein Studium, keine Belesenheit; ein klein wenig Mythologie, das ist alles. Sie sind profan.“

„Wahr, sehr wahr“, ruft alles, ruft auch Treitschke, der, soeben angelangt, die Rede stehend mit angehört. „Wahr, sehr wahr“, fügt er hinzu, indem er Platz nimmt. „Die Unwissenheit ist zuweilen unbegreiflich, ja anekdotisch. Erst heute – denken Sie. Ich erhalte einen prachtvollen brasilischen Schmetterling. In Bewunderung versunken, nehme ich nicht wahr, daß ein Besuch an meiner Seite steht. Es ist ein Dichter, nichts weniger als ohne Ruf, und schon in Mannesjahren. ‚Betrachten Sie‘, sage ich, ‚dieses wunderschöne Geschöpf‘. – ‚Ah‘, erwiderte er, ‚ich danke; ich verstehe nichts von Botanik‘.“

Es wird zügellos gelacht; selbst der ernste, gemessene Schreyvogel lacht zügellos. „Nichts von der Botanik! O ja! die Botanik ist ihnen die ganze Naturgeschichte! O Himmel, wie wird einem, wenn man hinwieder den Dichter der ‚Ahnfrau‘ vor Augen hat. Der ist Gelehrter; fest in der Geschichte, fest in der Literarhistorie; fünf bis sechs Sprachen; er liest den Sophokles im Original wie den Calderon und den Byron. Ein noch so junger Mann und schon so reich belesen. Allen Respekt!“

„Und dabei“, setzt Kurländer hinzu, „welche Anspruchslosigkeit, welche Bescheidenheit!“

Ziegler hebt das Glas: „Er lebe!"

Liebel: Ja, er ist Philolog; das respektiere ich an ihm. Und er wird lange leben.

Ich: Die Engländer, Franzosen und Italiener kennen schon sehr gut seinen Namen. Und wissen Sie, Professor, wie er von Ihnen spricht?

Liebel: Von mir? Wieso? (Er nimmt mehrere Prisen und knöpft den Rock zu.) Ich glaube wohl, daß er Philolog sei; denn wenn man den Euripides . . .

Ich, einfallend: Griechisch liest und überhaupt die Hellenen kennt, so wird man auch den Archilochus kennen, mit dem Sie sich verewigt.

Liebel verbeugt sich: Nun, es ist wahr, meine Edition dieses Klassikers ist optima, schon zum zweitenmal gedruckt, einer der sichersten Verlagsartikel des würdigen Heubner. Nun, nun, ja! Aber daß der Verfasser der „Ahnfrau" – nein, das hatte ich mir nicht vorgestellt. Von Seidl da wußte ich es wohl. Der ist nicht nur ein eminenter Lyriker, auch ein gründlicher Archäolog und Linguist. Ja, wir haben schon Leute; darunter Bauernfeld, der seinen Terenz und Plautus im kleinen Finger hat; das sind aber nur Ausnahmen.

„Und Sie halten es mit den Regeln", fiel Kurländer ein.

„Die verdammten Regeln", stotterte Ziegler; denn er erblickte an der Schwelle, lauernd und winkend, eine stämmige, verwitterte Magd, ein großes Parapluie in der Hand, ihn abzuholen und womöglich nach Hause zu bringen.

Gute Nacht.

(Franz Gräffer, „Kleine Wiener Memoiren".)

Der witzige und spöttische Beurmann („Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt") – dabei im ganzen doch wohl nur ein Schriftsteller dritten Grades und politisch nicht allzugut beleumundet – gibt eine nette Schilderung von dem Verhältnis Hoffmanns und Devrients, dessen Alkoholfreudigkeit noch über das Grab hinausreichte. Si non vero . . .

Das Zeitalter Jahn verschwand nach und nach vor andern Eindrücken; was daran Idee gewesen war, verlor sich in die Gefängnisse oder in die Stille der Nacht; die Form war bald vergessen. Für Berlin begann nun das Zeitalter Lutter und Wegner, halb Materialismus, halb Spiritualismus: Hoffmann und Devrient wurden

die Repräsentanten desselben; um sie versammelte sich eine Sozietät des Champagners und der Phantasie in jenem berühmten Wirtshause am Gendarmenmarkt; die beiden mephistophelischen Gestalten mit den langen, hagern Gesichtern und den scharfen, ausgeprägten Phantasiezügen, der eine mit den kleinen grauen Augen des Kater Murr, der andere mit den glänzenden, großen Feuerkugeln, den beiden laternis magicis, in welchen sich Shylock, Franz Moor und Lear die Hand boten, waren der Wendepunkt einer neuen Berliner Ära. Die Hasenheide war vergessen, die Poesie spukte in Hoffmanns Schriften und auf dem Hoftheater; denn Hoffmann und Devrient waren ein paar Nachtgestalten, ein paar lebendige Seitenstücke in Callots Manier, poetische Gespenster, elektrische Phänomene. Ihr Materialismus bei Lutter und Wegner war die Bedingung ihres Spiritualismus an dem Schreibtisch und auf der Bühne; Hoffmann mußte seine Phantasie durch Champagner zu allem jenem Irrlichtsglanze steigern, der seine Dichtungen färbt; Devrient mußte im Champagner die Außenwelt abspülen, um sich ganz und gar seinem Genius überlassen zu können, der dann eine Dichtung der Darstellung schuf, die weit über diese Welt hinaus lag, da, wo Hölle und Himmel aneinanderstreifen und sich Engel und Teufel bedrohen. Devrient ließ sich nie definieren, sondern nur fühlen, er war eine Welt voll romantischer Dämonie, er beschwor Geister auf der Bühne, die man nie geahnt hatte, er war, was seine Kunst betrifft, der personifizierte Ausspruch Shakespeares: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt."

Was Devrient der darstellenden Kunst war, das war Hoffmann der Literatur. Subjektiv, wie jener, gab er sich seiner Phantasie hin. Wenn Devrient durch den darzustellenden Charakter in etwas an die Welt gehalten wurde, an die Objektivität, an das Leben, so verlor sich Hoffmann ganz und gar in seine Phantasmagorien, nachdem er abends den juristischen Aktenstaub in Champagner abgespült hatte und nun gereizt und magnetisiert nach Hause schritt durch die öden Gassen, auf welchen die Mitternacht ruhte, durch die langen steinernen Häuserreihen, jenem altertümlichen Gebäude in der Spandauer Straße, an der Ecke der Königsstraße vorüber, das ihm Stoff zu einer Dichtung bot. Er setzte sich an den Schreibtisch, in Nacht und Nebel aufgelöst, in mephistophelischer Verklärung und ließ seine „Serapionsbrüder" erzählen.

Devrient und Hoffmann fanden sich einer in dem andern. Man behauptet, dieser habe außer dem großen Kater, der sein steter Gesellschafter war, keinen innigeren Freund gehabt als jenen großen Mimen. Als aber Hoffmann endlich seiner Phantasie erlag und Devrient verlassen und allein bei Lutter und Wegner saß, da zog es ihn häufig hinaus zu dem Grabe des Freundes, und er trank daselbst mit dem Schatten Hoffmann Champagner, wie einst mit dem leibhaftigen, und die frühere Zeit umrauschte ihn; er hörte nicht auf zu trinken, bis er aller ihrer Phantasien habhaft wurde und in selige Erinnerungen versank. Dann nahm sich der Totengräber seiner an und ließ ihn in seinem Hause den Rausch ausschlafen.

Devrient war der dramatische Hoffmann, Hoffmann war der literarische Devrient; beide lernten voneinander und hörten und sahen sich beim Weinglase die Phantasie ab. Natürlich mußte Devrient durch die gewaltsame Vernichtung seines irdischen Teils, welche er einen Tag wie alle vornahm, am Ende das physische Leben lähmen und der Auflösung entgegenführen. Die Mittel, die er zur Restauration des Körpers anwandte, die Schläge der Elektrisiermaschine, denen er sich jeden Morgen preisgab, um das Nervensystem bei einiger Kraft zu erhalten, konnten für die Länge keine Hilfe bieten; sein Körper konnte dem Geiste nicht mehr Gehorsam leisten. Aber Devrient war vielleicht der einzige Schauspieler, der selbst ohne Arme und Füße ein großer Künstler geworden wäre. In seinem Auge vermochte er die ganze Darstellung, den ganzen Körper zu konzentrieren, und das bewirkte denn auch noch in der letzten Zeit seiner Kunst eine Vollendung in ihm, die alle Mängel übersehen ließ. Gerade zur rechten Zeit seines Ruhmes wurde er abgerufen.

Ein literarischer Puppenspieler mit allen Fäden in der Hand, ein unermüdlicher Tageschronist und Beobachter, ein Historiker von Urteilskraft und Darstellungsvermögen – im ganzen vielleicht etwas preußisch-nüchtern, aber achtunggebietend durch seinen Fleiß und die unbeirrte Geradheit seines Charakters – der Gatte und spätere Witwer der älteren Rahel – ist Varnhagen von Ense. Kein leuchtendes Gestirn am literarischen Himmel jener Tage – aber eine Art Polarstern, um den die anderen ihre Kreise führten. Heinrich Laube („Ausgewählte Werke", herausgegeben von Houben) gibt eine lebendige Schilderung des Hauses in der Mauerstraße, in dem er lebte, vornehm zurückgezogen und doch mit der ganzen Welt in Verbindung.

Während ich dieses schreibe, wird vielleicht die Spitzhacke angesetzt, um das Haus, eines der vornehmsten Bürgerhäuser aus dem 18. Jahrhundert, niederzubrechen, damit es – pietätvoll, wie wir nun einmal sind – dem Gebäude eines Bankhauses Platz mache.

Viel schlimmer noch stand Varnhagen angeschrieben, ein pensionierter Geheimer Legationsrat, welcher schon vor Olims Zeiten pensioniert worden war, weil er in der badischen Verfassungsfrage als preußischer Resident in Karlsruhe sich für die liberale Seite erklärt, sich also kompromittiert hatte. Seit so langer, langer Zeit lebte der entlassene Diplomat in Berlin und war eine unbequeme Person. Stets in Verbindung mit den freisinnigen Männern der Regierung und in ausgebreitetem Verkehr mit der politisch-literarischen Jugend von ganz Deutschland, war er eine Instanz, welche man oben höchst mißtrauisch ansah.

Dabei hatte er aber doch ein stolzes, preußisches Fundament unter sich als historischer Schriftsteller, welcher namentlich preußische Helden und Notabilitäten in ausgesuchter Darstellung schilderte, welcher dem soliden Geschichtschreiber Friedrichs des Großen, dem Professor Preuß, mit Rat und Tat zur Seite stand, welcher endlich als Gatte der kürzlich verstorbenen und rasch berühmt gewordenen Rahel ein ganz besonderer Mittelpunkt geworden war für alle Freunde wahrhaftigen Urteils. Das waren Schutzwehren, denen auch die Schmeichler der augenblicklichen, Varnhagen abholden Herrschaft ärgerlich aus dem Wege gehen mußten. Diesen war es insbesondere unausstehlich, daß Humboldt fast jede Woche einmal in dem stattlichen Hause der Mauerstraße, welches Varnhagen bewohnte, betroffen wurde.

Varnhagen war in der Tat eine ganz merkwürdige Persönlichkeit und ist nach den Berliner Revolutionsphasen von 1848 zu 1849 eine geradezu rätselhafte geworden.

Er stammte vom Niederrhein und war als Studiosus mit mehr oder minder poetischen Talenten in Berührung gekommen, ja, er hatte mit einem solchen kritischen Talente – Neumann – einen Roman gemeinschaftlich geschrieben, dessen Schluß, glaube ich, heute noch fehlt. Romanschreiben sah ihm später durchaus nicht mehr ähnlich. Das Wirkliche fein zu schildern, war seine Hauptfähigkeit in der Schrift, nicht aber romantische Erfindung.

Seine Jugend fiel unter die Franzosenherrschaft, welche von 1806 bis Anno 1813 Preußen belastete wie ein grausamer Alp, und Patriotismus erfüllte sein junges Herz vollständig. Er ging Anno 1809 nach Österreich und kämpfte bei Wagram mit. So kam er mit handelnden politischen Männern in täglichen Verkehr, denen sein Kopf und seine Feder willkommen waren, und auf diesem Wege fand er Amt und Würde im preußischen Staate, ein unermüdlich tätiger Partisan des damals entstehenden jungen Preußen, welches sich in Haupt und Gliedern reformierte.

Eine konstitutionelle Verfassung war vom Könige versprochen worden, als 1813 alle Kräfte aufgeboten wurden zum lebensgefährlichen Kampfe gegen Napoleon, und in diesem Sinne verwaltete Varnhagen das gesandtschaftliche Amt, welches ihm für Baden anvertraut worden war.

Jenes Versprechen wurde nicht gehalten, und eine Reaktion trat ein. Sie nahm ihm sein Amt und dauerte in den ersten vierziger Jahren bereits fünfundzwanzig Jahre lang. Jetzt unter dem neuen Könige fragte man laut und leise: ob denn diese Reaktion nun endlich vorüber sei. Man zuckte die Achseln zur Antwort; das von Geist schimmernde Wesen des Königs gestattete keine feste Schlußfolgerung.

Dies muß man sich vergegenwärtigen als Grundlage für Varnhagens Leben: es war fortwährend tiefbeschattet von der politischen Reaktion.

Im übrigen war sein Leben ungemein bereichert worden durch die Ehe mit Rahel, einer außerordentlich begabten Frau, welche gründlich wahr, gründlich gut und voll kritischen Geistes war. Es war ferner bereichert worden durch einen ausgebreiteten Verkehr mit geistig hervorragenden Männern dieser Zeit, Goethe an der Spitze, man kann fast sagen: mit allen Notabilitäten dieser Zeit. Und so war ihm eine innere Welt schöner Bildung aufgebaut worden, welche sich in ihren Wurzeln um Kant und Goethe gesammelt hatte. Der Respekt vor Kant und die Bewunderung Goethes bildeten den unerschütterlichen Trost seines Geistes.

Er war ein Mann von mittlerer Größe. Der Unterkörper war verhältnismäßig ein wenig zu kurz, wie bei Goethe. Sein Kopf war fein und vornehm; das blaue Auge, gedämpft durch eine Brille, belebte

sich rasch, wenn das Thema der Rede ein lebhaftes wurde, und die Rede selbst war äußerst geschickt, fließend, in der Debatte unerschöpflich. Der Ton der Rede war etwas hoch, und wenn er in Leidenschaft geriet, was leicht geschah, wohl auch schneidend. Der diplomatische Goethianer konnte dann alle höflichen Ausdrücke jach überspringen und das grellste Wort wählen, um die zornige Anschauung grell zu bezeichnen.

Solange ich in Berlin wohnte und nicht gerade eingesperrt in der Hausvoigtei saß, besuchte ich ihn fast jeden Tag um die Mittagszeit. Ich erfreute mich seines freundlichen Wohlwollens, und er nannte mich gern den Offizier, welcher zu allerlei Kriegstaten geeignet wäre. Daß ich undiplomatisch darauf losginge, erschreckte ihn zwar jedesmal, wenn eine Aktion im Gange war, aber er sagte dann oft lachend: Am Ende ist's richtig, daß es solche Soldaten gibt, wir kämen sonst nicht vom Flecke.

Aktionen hatte er aber stets nach allen Richtungen vor, literarische und publizistische. Er las alle neuen Bücher und alle wichtigen Zeitungen, und da ihn alles interessierte und er für alles einen wichtigen Zusammenhang fand, so war er wie ein Generalstabschef, welcher alle Tage nach verschiedenen Seiten Aufträge hatte. Er überging nicht die kleinste Notiz in irgendeinem kleinen Blatte, welche zu berichtigen oder zu fördern wäre, um die öffentliche Meinung auf richtiger Fährte zu erhalten. Die großen Zeitungen waren damals noch nicht in der Ausdehnung vorhanden wie jetzt, und nur die Augsburger Allgemeine Zeitung war von entscheidender Bedeutung.

Im ersten Stockwerke – Etage sagt man in Berlin – eines stattlichen Hauses in der Mauerstraße hatte er noch dieselbe Wohnung, welche Rahel mit ihm geteilt, und da saß er vormittags im bequemen Hausrocke auf dem Sofa und schrieb und schrieb, bis er durch Besuche unterbrochen wurde. Er schrieb wie gestochen; kein Wort war ausgestrichen, auch nicht in den zahllosen Briefen, die er täglich zur Post schickte, darin stets vorsichtig mit Äußerungen, weil er keinen Brief sicher erachtete vor geheimer Eröffnung. Ebenso zahllos nahm er Besuche an, welche von weit und breit kamen. Der Generalstab wollte von allem unterrichtet sein, und der alte Diener Baumann war sorgfältig eingeschult für die Anmeldung.

Wenn Baumann öffnete, da trat man in ein weites, hohes Zimmer, angefüllt an jeder Wand bis an die Decke hinauf mit Büchern. Rechts nach Süden gingen die Fenster auf Gärten, und die Sonne schien herein. Links öffnete sich die Tür zu seinem Wohn- und Schreibzimmer, dessen Fenster freien Ausblick hatten die Französische Straße hinauf. Er setzte die Brille auf, welche er beim Schreiben nicht brauchte, und sprach matt. Zunächst war er immer krank, wie Papst Sixtus der Fünfte, und das Aufhören der Existenz, von Nerven und Schwindel untergraben, schien ganz nahe zu sein. – „Ich störe?" – „O nein, es ist genug für heute."

Er schrieb täglich um diese Zeit an seinen Memoiren, welche jetzt in so überreichem Maße durch seine Nichte Ludmilla Assing in Druck geraten sind. „Vielleicht lassen Sie", sagte er einmal, „einst die Blätter drucken, welche ich da täglich vollschreibe!" Die Nichte war damals noch nicht bei ihm. – „Was ist's?" – Er benannte es nicht, stand auf und ging umher, das Thema suchend, welches eben wichtig war.

Nun, dieser immer sterbende moderne Sixtus hat im Jahre 1848 alle Welt überrascht durch die Stellung, welche er plötzlich voll Tatkraft einnahm; er trat zu den Radikalen.

Derselbe Mann, welcher vier Jahrzehnte lang immer mäßig, vorsichtig, zur Ausgleichung jeglicher Art bereit gewesen war, verlangte mit einem Male radikale Maßregeln. Wie kam das? War's Eitelkeit, welche ihn stachelte, noch eine Führerrolle zu suchen, noch unter einer Partei, mit welcher seine Bildung gar nicht harmonierte, mit welcher seine gesellige Art grell kontrastierte? Ich glaube nicht, daß man's nur auf Eitelkeit schieben darf. Ich glaube, es war der künstliche Entschluß, welcher aus Abstraktion stammt, aus bloßer Abstraktion. Es war das Fazit eines Rechenexempels. Er hatte so lange gewartet, so lange! und hatte nur immer heimlich vorbereiten dürfen; nun war die Gelegenheit zum Handeln endlich da, sie mochte aussehen, wie sie wollte, sie war da, und nun – glaube ich – übernahm er sich, damit die endlich vorhandene Gelegenheit nur ja nicht versäumt würde, übernahm er sich, damit diese Gelegenheit, wie es die Theorie verlangt, auch gründlich ausgebeutet würde.

Die vollen Konsequenzen eines radikal-liberalen Staatswesens waren ihm nie verborgen. Ich erinnere mich deutlich, daß er, wenn vom Jako-

binertum die Rede war, zu wiederholten Malen ausrief: „Ach was! Denken Sie an Kant, und was der gesagt hat, als man die Übertreibungen der Jakobiner beklagte. Er hat gesagt: Sie haben ja das Erbrecht noch bestehen lassen!"

Das ist mir immer eingefallen, wenn man 1848 und 1849 in Frankfurt mit Verwunderung erzählte: „Varnhagen ist zu den Radikalen übergegangen, derselbe Varnhagen, der sich mit oft angezweifeltem Rechte ‚von Ense' genannt, der alte Goethesche Diplomat ist zur rücksichtslosen Linken getreten!"

Ein heute fast Vergessener ist Fürst Pückler-Muskau, dessen Briefe eines Verstorbenen und dessen Reisebücher einst viel gelesen wurden, und dem Heine sogar mit einer etwas überschwenglichen Vorrede eines seiner Werke zueignet. Pückler-Muskau ist außerdem ein Künstler im Anlegen und Entwerfen gärtnerischer Anlagen gewesen. Sein eigener Park in Muskau gibt davon noch Zeugnis. Ebenso ein berühmter Gourmet, Reiter, Lebemann und Herzensbrecher. Sein Charakter ist wohl, wie die Briefe aus England an seine Frau hier zeigen, etwas skrupellos. Denn es wirkt immerhin auf ein einfaches Gemüt ein wenig sonderbar, wenn ein verheirateter Mann, noch ungeschieden, den zudem noch eine Ehezuneigung an seine Frau kettet, nach Berlin und dann nach England auf die Goldfischjagd geht – mit dem festen Bemühen, eine reiche Erbin zu fangen, um mit Hilfe ihres Geldes seine desolaten Verhältnisse zu rangieren. Versöhnlich hierbei wirkt nur, daß seine Briefe, die von seinen Mißerfolgen auf diesem Gebiete erzählen, an seine Frau gerichtet sind und sich in zärtlichsten Wendungen gegen diese ergehen. Bernhardi schildert uns Fürst Pückler dann zum Schluß seines Lebens ganz und gar abgetakelt, aufgeschminkt und doch noch faszinierend durch den Geist seiner Paradoxen. Als ganze Erscheinung ist aber, mit seinen Licht- und Schattenseiten, Fürst Pückler-Muskau für die Biedermeierzeit überaus charakteristisch.

London, den 5. September 1827.

Du weißt, meine Rosabel ist Cannings Kusine. Sie ist hier – und ich mit ihr in Korrespondenz wegen ihrer Schwester. Je tiens les deux fils, und ich schreibe ihr sehr schöne und leidenschaftliche Briefe, kann aber leider keine Kopien davon nehmen, weil ich so enorm viel mit meinen anderen Geschäften zu tun habe.

Kann ich 50000 Livres Sterling mit der kleinen Harriet bekommen, die ein weiches Wachs in meiner Hand sein wird, so nehme ich sie, ich fürchte aber sehr, sie hat nur 30000, und dann kann ich mich schwer-

lich entſchließen; doch iſt am Ende, wenn das Gewitter einzuſchlagen droht, der ein Tor, der durchaus nur in einen Palaſt eintreten will, um ſich davor zu ſchützen, obgleich ungewiß, ob er ihn zu erreichen Zeit hat! Was meinſt Du?

Den 20. Januar 1828.

Münſter frug mich neulich, in gutgemeintem Scherz, ob ich nach Brighton auf den Anſtand ginge? Keine üble Benennung. Der Himmel gebe nur endlich ein Wild, was der Mühe wert iſt, und iſt es kein Edelhirſch, ſo müſſen wir uns mit einem Häschen begnügen, - den Hunger zu ſtillen, car malgré toute la poésie, qui remplit mon âme, il faut vivre, c'est la loi de notre nature, et il faut toujours y revenir. Mache mir alſo nie Vorwürfe, meine Herzensſchnucke, wenn ich nach vergebenem Streben, den Braten zu erlangen, mein Leben mit Kartoffeln oder ſelbſt Tannzapfen friſte. Der Römer, der ſich umbrachte, weil er nicht mehr Pfauenzungen eſſen konnte, war doch ein großer Narr - und dem ahme ich gewiß nie nach. Ich hoffe wenigſtens.

Den 1. April 1828.

Schnucke! Tout est fini, je suis marié, j'ai 200000 L. St. de rentes et deux enfants!

Biſt Du angeführt? Hélas, je ne puis annoncer de bonnes nouvelles qu'à la façon du premier Avril! -

(Hermann von Pückler-Muskau, „Ironie des Lebens".)

In der verſammelten Hofgeſellſchaft iſt die auffallendſte Erſcheinung Semilaſſo (Fürſt Pückler) - eine Karikatur; ein Siebziger in preußiſcher Generals-Uniform, mit fabelhaft reich gelockter Perücke, rabenſchwarz gefärbtem collier grec und Schnurrbart - geſchminkt und falſchen Zähnen. Eine Menge Ordensſterne, und das Ordensband iſt ſo kunſtreich über die Bruſt gelegt und durch Stecknadeln feſtgehalten, daß es nicht einen einzigen Stern bedeckt. Dünne ſchwankende Beine und ein ungemein jugendliches séducteur-Weſen. - Eine höchſt alberne Karikatur . . . . . .

Der achttägige Umgang mit Semilaſſo ſoll auf den Erbprinzen einen gewiſſen Einfluß geübt haben. Er iſt ſehr eingenommen von ihm und nennt ihn den größten Lebensphiloſophen, den er kennen gelernt;

Semilasso trägt wie Lord Chesterfield, und gewiß nicht ohne Geist, die Frivolität und den Egoismus der großen Welt als ein philosophisches System vor. Als Hauptlehre, die er sich daraus abstrahiert hat, wiederholt der Prinz: „Man muß die Menschen berücksichtigen, aber man muß sich nicht von ihnen beeinträchtigen lassen!“ – und das ist ein vieldeutiger und viel umfassender Satz im Munde eines Fürsten, der denn doch den Gedanken nicht loswerden kann, daß ihm das Recht, in seinem eigenen Interesse zu regieren, von Gottes Gnaden zusteht! –

(Bernhardi, „Lebenserinnerungen“.)

Ein Ereignis, das die Mitwelt und alle literarischen Kreise stark erregte, das wie eine Epidemie, wie eine Krankheit nachwirkte, war der Selbstmord der Charlotte Stieglitz.

Charlotte Stieglitz, eine geborene Willhöft, gab sich im Alter von kaum 30 Jahren selbst den Tod, um durch den Schmerz über ihren Verlust die latenten dichterischen Kräfte des Schriftstellers, Bibliothekars, Gymnasiallehrers Heinrich Stieglitz auszulösen, ohne daß die heroische Tat bei der Ekdalnatur des Heinrich Stieglitz von besonderer Wirkung war.

Wenn die heutige Forschung die Urgründe dieser Tat auch auf anderen Gebieten sucht, so nimmt das ihr doch nichts von ihrem Nimbus, der noch heute, nach bald 80 Jahren, das Andenken dieser schönen, stolzen und klugen Person Charlotte Stieglitz umstrahlt.

Das dumpfe Fallen des Schlüssels, der durchgestoßen werden mußte, um die Tür zu öffnen, war merkwürdig. Ihr letzter Seufzer erscholl gerade, als die Wirtin des Hauses, Madame Fröhlich, in die Tür trat. Wunderbar anzuschauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in solcher Ruhe und einem so sichern Frieden der Haltung sich darstellte, daß die Wunde, an der sie hingeschieden war, selbst von dem herbeigerufnen Arzt erst später entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltsamen Sterbekampfes wahrzunehmen.

– – – – –

Folgendes sind die letzten Worte, die Charlotte hinterlassen hat:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklich im wahrhaften Unglück! in dem Unglücklich-Sein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über Dich kommen!!!! Wir litten beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir selber litt; nie komme ein Vorwurf über Dich, Du hast mich

vielgeliebt! Es wird beſſer mit Dir werden, viel beſſer jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einſt wiederbegegnen, freier, gelöſter! Du aber wirſt noch hier Dich herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln. Grüße alle, die ich liebte, und die mich wiederliebten! Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

Zeige Dich nicht ſchwach, ſei ruhig und ſtark und groß!"

\- - -

Die Worte, auf welche am ſtärkſten die Tränen gefallen ſein mußten, waren: „in der Welt herumtummeln".

(Mundt, „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal".)

An größeren literariſchen Vereinen iſt des „Tunnels unter der Spree" zu denken, über deſſen Inſtitutionen uns Fontane genaueſte Nachricht gibt, und deſſen Mitglieder, ſoweit ſie irgendwie bedeutſam ſind, in Fontanes „Von Zwanzig bis Dreißig" eine eingehende Charakteriſtik erfahren. Endlich befanden ſich doch ein Heyſe, Storm, Fontane, Strachwitz unter der großen Anzahl von dichtenden Dilettanten oder Schriftſteller zweiten Grades. Und das bedeutet ſchon einen ſtarken Prozentſatz von Hauptgewinnen gegenüber den vergeſſenen Nieten.

Der Leiter und die Seele des „Tunnels unter der Spree" war der Hofſchauſpieler und ſpätere Vorleſer Wilhelm des Großen Louis Schneider der zugleich als patriotiſcher Schriftſteller und Freund der Geſchichte Berlins und Potsdams Verdienſte hat.

Abſeits von dieſer großen literariſchen Vereinigung, dieſem Dichterhof der Berliner Meiſterſinger, ſtanden die ſieben Weiſen aus dem Hippelſchen Keller, denen Max Stirner und Bruno Bauer angehörten und von denen Fontane ſagt (und es will etwas bedeuten, wenn Fontane nach ſeiner ganzen Grundanſchauung dieſe Worte ausſpricht): „daß Berlin mit Ausnahme von Bismarck nie intereſſantere Leute geſehen hat, als die Sieben!"

Wie das Auftreten eines Dichters plötzlich geradezu eine Epidemie von Verſen hervorbrachte, davon erzählt uns Fontane endlich noch in ſeinen Erinnerungen an den Herwegh-Klub. Die Züricher Buchhandlung, die die Lieder eines Lebendigen herausgebracht hatte, wurde mit Manuſkripten überſchwemmt. Ja ganze Dichterkompagnien ſchloſſen ſich zu dieſem Behuf zuſammen.

Der Tunnel, oder mit ſeinem proſaiſcheren Namen der „Berliner Sonntagsverein", war 1827 durch den damals in Berlin lebenden M. G. Saphir gegründet worden. Dieſem erſchien in ſeinen ewigen literariſchen Fehden eine perſönliche Leibwache dringend wünſchens-

wert, ja nötig, welchen Dienſt ihm, moraliſch und beinahe auch phyſiſch, der Tunnel leiſten ſollte. Zugleich war ihm in ſeiner Eigenſchaft als Redakteur der „Schnellpoſt" an einem Stamm junger, unberühmter Mitarbeiter gelegen, die, weil unberühmt, an Honoraranſprüche nicht dachten und froh waren, unter einer gefürchteten Flagge ſich mitgefürchtet zu ſehen. Alſo lauter „Werdende" waren es, die der Tunnel allſonntäglich in einem von Tabaksqualm durchzogenen Kaffeelokale verſammelte: Studenten, Auskultatoren, junge Kaufleute, zu denen ſich, unter Aſſiſtenz einerſeits des Hofſchauſpielers Lemm (eines ganz ausgezeichneten Künſtlers), andererſeits des von Anfang an die Werbetrommel rührenden Louis Schneider, alsbald auch noch Schauſpieler, Ärzte und Offiziere geſellten, junge Leutnants, die damals mit Vorliebe dilettierende Dichter waren, wie jetzt Muſiker und Maler. Um die Zeit, als ich eintrat, ſiebzehn Jahre nach Gründung des Tunnels, hatte die Geſellſchaft ihren urſprünglichen Charakter bereits ſtark verändert und ſich aus einem Vereine dichtender Dilletanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Auch jetzt noch, trotz dieſer Umwandlung, herrſchten „Amateurs" vor, gehörten aber doch meiſtens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunſt entweder in die wirkliche Kunſt übergeht oder aber durch entgegenkommendes Verſtändnis ihr oft beſſer dient als der fachmäßige Betrieb. - - -

- - -

Eines Abends, auf dem Heimwege, ſah ich mich, keine dreißig Schritt mehr von meiner Wohnung entfernt, von ſechs, acht Strolchen, die ſofort einen Kreis um mich ſchloſſen, angebettelt. Alle hatten die Rockkragen in die Höhe geklappt und die Mützen und Hüte tief runter gezogen; ein paar humpelten, einer ſchien bucklig oder wenigſtens mit ſehr hoher Schulter. Dieſer trat an mich heran, ſtreckte mit gemachter Ängſtlichkeit ſeine hohle Hand gegen mich aus und ſagte: „Herr Jraf, bloß zwei Groſchen." Es war Faucher. Ich hätte nun ſagen können: „Faucher, ſeien Sie nicht verrückt." Aber das wäre Spielverderberei geweſen und hätte vielleicht auch zu ſonderbaren Auseinanderſetzungen geführt. Ich ſuchte alſo nach dem geforderten Geldſtück, und weil ich ein ſolches leider nicht finden konnte, mußte ich mich mit einem Viergroſchenſtück loslöſen, wofür ich unter devoten Bücklingen und heiterem Gejohle im Hintergrunde belobt wurde. Bald dar-

auf erfuhr ich, daß die Raubzüge dieſer Bande mit einer Art Regelmäßigkeit unternommen würden, immer in nächſter Nähe der Linden, und daß ſie's dabei bis auf mehrere Taler brächten, die dann ſofort im Kap-Keller – zweites Haus in der Friedrichſtraße – verkneipt wurden.

Aus welchen Elementen ſich die Bande zuſammenſetzte, hab' ich nie ſicher in Erfahrung gebracht. Wahrſcheinlich fanden ſie ſich zufällig zuſammen, vielleicht aber waren es auch einige der berühmten „ſieben Weiſen aus dem Hippelſchen Keller", die den damaligen eigentlichen Umgang Fauchers bildeten. Alle Sieben haben eine Rolle geſpielt. Es waren, wenn ich recht berichtet bin, die folgenden: Bruno Bauer, Edgar Bauer, Ludwig Buhl, Max Stirner, Leutnant St. Paul und Leutnant Techow. Der Siebente war eben Faucher ſelbſt. – – –

Berlin hat kaum jemals – natürlich den einen Großen abgerechnet, der um jene Zeit noch die Elbe-Deiche revidierte – intereſſantere Leute geſehen als dieſe „Sieben". – – –

– – –

... So war unſer Herwegh-Klub. Dichteriſch kam dabei nicht viel zutage, trotzdem von unſerm Klub wie von ſo vielen andern Stellen in Deutſchland drei ſtattliche Manuſkriptpakete die Wanderung nach Zürich hin antraten, zu Froebel & Co., wo Herweghs Gedichte erſchienen waren. Eins dieſer Manuſkripte rührte, wie kaum noch geſagt werden braucht, von mir her und war von einigen Einleitungsſtrophen begleitet, die, nicht minder ſelbſtverſtändlich, die Überſchrift: „An Georg Herwegh" trugen. Es hieß darin nach voraufgehender Schilderung eines grenzenloſen politiſchen und beinahe auch menſchlichen Elends:

„... Schon fühl' ich meinen Blick umnachtet,
Da plötzlich zwang es mich empor:
Es ſchlug, wonach ich längſt geſchmachtet,
Wie Wellenrauſchen an mein Ohr.
Und ſiehe, daß geſtillet werde
Der Durſt, woran ich faſt verſchied,
Durchzog ein Strom die Wüſtenerde,
Und dieſer Strom – es war dein Lied.

Ich habe nicht genippt, getrunken
Und seinen Wellenschlag belauscht,
Ich bin in seine Flut gesunken
Und habe drinnen mich berauscht" usw.

Wir kriegten unsere Manuskripte zurück, ohne daß die Verlagsbuchhandlung auch nur einen Blick hineingetan hätte. Wie konnte sie auch! Es brach eben damals eine Hochflut über sie herein. Und alles waren Worte, Worte -!

Malerei und Plastik.

Über Silhouetten studentischer Zirkel, über Lithographien und über die ersten Daguerreotyps berichtet Otto Bähr in seinem schon öfter erwähnten lesenswerten Buch „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren". Immermann erzählt in seinen Tagebüchern über die gute Aufnahme, die er in Berlin fand, da er Gast in dem von Schinkel erbauten oder doch ganz umgestalteten Redernschen Palais war. Er kommt zusammen mit bedeutenden Bildhauern und Gelehrten der Zeit. Wie stark schon die Reaktion war, die zu Beginn der 40er Jahre mit einem neuauftretenden Naturalismus gegen die sentimentale, anekdotische Düsseldorfer Schule einsetzte, beweist uns eine Kritik des „Freimüthigen". Ein rührendes document humain ist der Brief Bettines von Arnim an einen damaligen Regierungsrat Bethmann-Holweg, in dem sie bittet, für den Künstler Blechen, der uns heute als das größte und am meisten in die Zukunft weisende Genie jener Periode gilt, etwas zu tun, damit er, dessen schwere Nervosität unter unrichtiger Behandlung in Geisteskrankheit überzugehen droht, die nötige Pflege erhalten könne. Der Brief gibt zugleich eine feine Analyse seiner Stimmung und ist ein trauriger Beweis für die Rückständigkeit, die noch in der ärztlichen Behandlung Geisteskranker und nervös Gestörter in der Biedermeierzeit Platz hatte. Die Gattin des Künstlers war gegenüber einer Bettine von Arnim natürlich eine ganz einfache und unkomplizierte Person. Immerhin muß zu ihrer Ehre gesagt werden, daß sich das Bild, das Bettine von Arnim von ihr gibt, nicht mit dem Urteil deckt, das von anderen einsichtigen Leuten, wie z. B. Fontane, über sie gefällt wurde.

In Handel und Wandel fand die Bildhauerkunst kaum eine andere als die bescheidne Vertretung, daß wandernde Italiener Gipsfiguren feilboten, die sie mittels eines Brettes auf dem Kopfe umhertrugen.

Auch Ölbilder waren viel zu teuer, als daß sie einen großen Markt hätten finden können. Ausstellungen, wie sie jetzt in allen größern Städten üblich sind, gab es damals wohl erst an wenigen Orten. Wer nicht reich genug war, um Ölbilder zu kaufen, suchte nach andern Bil-

dern, um sein Zimmer zu schmücken. Bilder in schwarzer Kreide gezeichnet, auch Bleistiftzeichnungen und getuschte Bilder sah man vielfach. Wer auch solche sich nicht erwerben konnte, griff nach gedruckten Bildern. Der Kupferstich, wenn er nicht zu teuer war, war durchaus geliebt. Sehr verbreitet war z. B. der Müllersche Stich des heiligen Johannes von Domenichino. Vorherrschend aber war es der erst vor kurzem erfundene Steindruck, welcher das Bedürfnis nach Bildern befriedigte.

Bei der Ungunst der Zeit bestritten viele Künstler ihren Lebensunterhalt durch Unterricht im Zeichnen. Nur eine Art der Malerei konnte auf eine selbständige Existenz rechnen, weil sie einem großen Begehr des Publikums entsprach. Das war die Porträtmalerei.

Der Wunsch der Menschen, das eigne Bildnis oder das eines teueren Angehörigen zu besitzen, war damals nicht minder rege als jetzt. Aber es fehlte das Mittel, welches heute in so wunderbarer Weise diesen Wunsch befriedigt, die Photographie. Wer ein Bildnis von sich haben wollte, mußte einen Künstler angehen. Und dabei war es noch immer zweifelhaft, in welchem Maße das Bild gelang. Die unvollkommenste Form für die Befriedigung jenes Bedürfnisses bot die aus dem vorigen Jahrhundert überkommene Silhouette. Dennoch war sie, da sie wenig kostete und zugleich einer leichten Vervielfältigung fähig war, in einzelnen Kreisen beliebt. So bei Studenten, welche in großer Zahl Silhouetten austauschten, so wie man jetzt Photographien austauscht. Manche Studenten hatten mit solchen Bildern eine ganze Wand ihres Zimmers ausgeschmückt. Für die Anfertigung derselben gab es besondre Silhouettenschneider auf den Universitäten. Allerdings waren diese Bilder oft von erschreckender Unähnlichkeit. Die Hauptsache war, daß neben dem schwarzen Antlitz Mütze und Band in den echten Korpsfarben prangten. Wer mehr an sich und seine Freunde wenden wollte, ließ sich wohl von einem Künstler zeichnen und das Bild durch Steindruck vervielfältigen. Auch ganze Korps von Studenten ließen sich in gemeinschaftlichem Bilde darstellen und dieses Bild lithographieren. In andern Ständen, in welchen man nicht auf die Vervielfältigung seines Bildnisses Wert legte, begnügte man sich mit dem vom Künstler unmittelbar geschaffenen Bilde. Auch hierbei waren Zeichnungen in Kreide oder Bleistift nicht ungewöhnlich. Lange Zeit hindurch waren

in Kassel Pastellbilder sehr beliebt. Aber auch die Zahl der Ölbilder, welche angefertigt wurden, war nicht ganz gering.

In diese ganzen Verhältnisse hat die Photographie einen ungeheuren Umschwung gebracht. Die ersten Erzeugnisse dieser Kunst, welche man Daguerreotypen nannte und welche gegen Ende der 1830er Jahre die Welt in Erstaunen setzten, waren noch glänzende Metallplatten, welche man hin und her wenden mußte, um das auf ihnen gleichsam im Anfluge niedergeschlagene Bild richtig zu erkennen. In welcher Weise seitdem diese Kunst mehr und mehr sich vervollkommnet hat, wie heute auch der Geringste die Freude haben kann, für weniges Geld ein sprechend ähnliches Bild von sich zu erlangen; wie diese Bilder zu Hunderten und Tausenden unter Freunden und Bekannten ausgetauscht, auch, wenn sie interessante Personen zum Gegenstande haben, durch den Handel verbreitet werden; wie ferner diese Kunst uns die entferntesten Weltgegenden in absoluter Treue der Darstellung näher bringt; wie sie dann zu der hübschen Erfindung der Stereoskope geführt hat, an welchen viele ihre Freude haben; wie sie endlich in unzähligen Beziehungen für wissenschaftliche und andre Zwecke verwertet wird: das bedarf hier keiner näheren Darlegung. Heute ist es schwer, sich in eine Zeit zurückzudenken, wo dies alles noch fehlte. Und doch besitzen wir die Kunst, welche diese Entwicklung genommen hat, in ihrer heutigen Bedeutung kaum seit einem Menschenalter.

(Otto Bähr, „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren".)

Berlin, den 23. Oktober.

Seit einigen Tagen bin ich nun hier in der großen Stadt. Um vom Quartiere anzufangen, so hat sich dieses auf eine unerwartete Weise gemacht. Schon in Potsdam fand ich einige sehr verbindliche Zeilen des Grafen Redern, wodurch ich eine Einladung, in seinem Hause zu wohnen, empfing. Da dieselbe hier von ihm und seiner Mutter wiederholt und mir gesagt wurde, daß meine Zimmer schon in Bereitschaft gesetzt seien, so hatte ich keinen Grund, diese Güte abzulehnen. Nun wohne ich also in einem prächtigen Palais und sehe nach einer Seite über den Pariser Platz aufs Brandenburger Tor, nach der anderen über die Linden. Vortreffliche Bedienung, Ruhe und Stille in meinen Zimmern, die Vergünstigung, die heiter und prächtig nach

Schinkels Zeichnungen dekorierten Säle des Hauses frei durchwandern und die Bibliothek benutzen zu dürfen; alle Abend aber ein Platz in der General-Intendanzloge, sind höchst angenehme Akzessorien dieses Zustandes. Die Sitte des Hauses läßt mir jegliche Freiheit. Nachmittags 4 Uhr wird gespeist; die Gesellschaft ist zwanglos, und auch da genügt eine bloße Anzeige bei dem Kammerdiener, wenn man nicht erscheinen will. Abends wird schon angenommen, daß man seine Gesellschaft außer dem Hause hat. Ich werde mit der zuvorkommendsten Güte behandelt. Meine Wirte bestreben sich, mir den Aufenthalt bei ihnen so angenehm als möglich zu machen, und bitten interessante Personen zusammen. So bin ich hier mit Rauch, Schinkel, Alexander von Humboldt zusammen gewesen. Einen Mittag war auch der bekannte Decker (Adalbert vom Thale) da, der zwar ein schlechter Dichter ist, außerdem aber manches anregte, was sein Interesse hat.

Nebenbei lerne ich die hohe Berliner Aristokratie kennen. Eine Kuriosität derselben ist, daß sie jederzeit unter sich französisch zu sprechen anfangen. Zuerst dachte ich: Du Gott, wie soll das mit dir werden, wenn es so fortgeht? aber nach fünf Minuten hört es immer wieder auf, und sie verfallen wieder ins ehrliche Deutsch. Mit Rauch hatte ich die beste und fröhlichste Begegnung. Schon daß er ein schöner Mensch ist, setzte mich in gute Stimmung; der prächtige ovale Kopf, von weißen Locken umblüht, die herrlichen blauen Augen, die proportionierte schlanke Gestalt! In seinem ganzen Behaben war die Tüchtigkeit und Sicherheit des Genies sichtbar, wir konnten trefflich zusammen schwatzen und waren bald vertraut. Es traf sich auch gut, daß ich ihn fast überall fand, wo ich unter Menschen kam.

In seiner Werkstatt ist feurige Tätigkeit. Eines Tages erhielt ich die Erlaubnis, ihn arbeiten zu sehen. Es geschah an dem Basrelief zu dem Monumente des Königs von Bayern. Er kriegte den nassen Ton vor, warf Stück vor Stück gegen die Wand, knetete und strich, und siehe da, eine menschliche Gestalt war fertig. Als ich ihn so kneten und wirtschaften sah, sagte ich zu ihm, die Bildhauer hätten's von den Schwalben, die es auch so machten, abgesehen. Er lachte und nahm sich vor, eine kleine Genreskizze zu entwerfen, worin ein junges Genie, ein Knabe, auf die Arbeit der Schwalben achten und dieselben gleich nachahmen sollte.

Wir ſprachen über die Gegenſtände der Skulptur und kamen überein, daß, da doch nun einmal die Antike ihr hauptſächliches Terrain bleibt, die modernen Künſtler die Sujets nehmen müßten, die zwiſchen den von den Alten ge- und verbrauchten lägen. Seine Eurydice iſt ſchon ein ſolches. Auf dieſes Geſpräch bezogen ſich folgende Zeilen, die ich ihm zum Abſchied zuſchickte:

Das Altertum iſt ein großes Buch,
Drin viele täten ſchreiben;
Die Leute rufen: „Es iſt genug,
Ihr Künſtler, laßt's nun bleiben!"

Du aber haſt Dich zum Buche gewandt,
Furchtlos ſonder Wanken und Weilen!
Und ſchreibſt mit feſter, gewaltiger Hand
Gar Schönes zwiſchen die Zeilen.

Wachs empfingen mich überaus angenehm. Der Bruder ſagte mir durch verſtändiges, ſolides Weſen ſehr zu; die Schweſter, Henriette Paalzow, war ein Muſter von freundlichem, gewinnendem Weſen. Gegen Naturen wie die ihre iſt man in Deutſchland immer ungerecht. Meiſtenteils ſuchen die Menſchen ſich bei uns gefliſſentlich unartig und nonchalant darzuſtellen, und darum werden denn diejenigen verketzert, welche, mit Sinn, Verſtand und Takt begabt, einen Wert darauf legen, anderen zu gefallen. Dies nennt man manieriert, abſichtlich, übertrieben. Es iſt wenigſtens eine beſſere Manier, als die gewöhnliche.

Bei Schinkel ſah ich endlich auch die Zeichnungen zum Muſeum, von welchen ich ſchon ſo vieles gehört hatte. Dieſe Zeichnungen - in Aquarell entworfen - ſind ein ganz außerordentliches Werk; ſie verſchmelzen das Antike und Mythiſche mit dem Nächſten, Modernen, Sentimentalen ſo natürlich, ſie geben dabei einen ſolchen Reichtum von Ideen und Motiven, daß man vor dem erfindenden Geiſte dieſes Meiſters erſtaunen muß. Ich glaube, ausgeführt würden ſie eine Epoche in der Kunſt machen. Daß es noch nicht geſchehen, daran iſt der König ſchuld, der ſie nicht liebt. Wenn ich mir den Schmerz des Mannes, der dieſe Sachen in ſeinem Zimmer verſperrt halten muß, dachte und

dann sah, wie gefaßt er ihn zu verbergen weiß, so konnte er mir als ein Vorbild gelten. Hoffentlich wird ja der Kronprinz einmal zur Regierung gelangen und diese, wie so manche andere Gefangene befreien.

Ich befand mich unter den Leuten sehr wohl, ich habe doch eigentlich eine wahre Narrenneigung zur bildenden Kunst; sie kamen mir gut und zutraulich entgegen und hätten mich wohl gerne dort behalten. Sie klagten alle über den Mangel eines fröhlich zusammenlebenden und Produktionen austauschenden Zirkels.

Von sonstigen Berliner Portraits und Begegnungen notiere ich noch Alexander von Humboldt, den ich mehrmals sah. Die enorme Gelehrsamkeit, die Eleganz der Mitteilung, das Streben, sich über jedes, wovon er irgendeine Bereicherung für sich selbst hoffen durfte, au fait zu setzen, machten mir diese europäische Figur sehr interessant. Leider ist er Mode und Höfling, diese Verhältnisse zwingen ihn in Verbindung mit seinem eigenen Naturell, oft den Unterhaltenden zu spielen, d. h. Anekdötchen zu erzählen und Späßchen zu machen.

Eines Mittags fragte ich ihn aber, da ich wieder in meinen Gedanken auf Montezuma gefallen war, über Mexico aus, und da ergoß er sich in einen wahren Strom bedeutender Notizen und lichtvoller Andeutungen.

Graf Redern hatte ihm vom neuen Hofer gesagt, und sogleich hatte er gegen ihn den Wunsch ausgesprochen, denselben kennen zu lernen. Ich nahm dies anfangs für ein Kompliment und wollte die Sache ablehnen, allein Redern sagte mir, daß es Humboldts Ernst sei, und daß er nach allem Neuen, wovon er etwas erwarte, das lebendigste Verlangen hege. Er äußerte sich nach der Vorlesung so, daß ich merkte, daß er gefolgt war.

Humboldts Äußeres hatte ich mir etwas anders, höfischer, vornehmer, parlamentarischer, möchte ich sagen, gedacht. Er hat etwas, was zwischen Abbé und französischem Maître mitten innesteht.

Steffens ist sehr viel in Gesellschaften, war daher, außer unter vielen, wenig zu haben; doch machte ich mit ihm einen Spaziergang à deux im Tiergarten. Ein ausdrucksvoller Kopf, feine Stirn, schöne Nase, etwas norwegisch-dänischer Anflug im Sprechtone. Sehr lebendig, viel redend, dozierend.

Er sagte mir unter anderem, daß er den jungen Leuten immer vorhalte, Philosophie sei keine Elementarwissenschaft; erst wenn man sich

Die Mode im Jahre 1832
Nach einer Lithographie von Paul Gavarni

in der ganzen Breite der Empirie umgesehen, könne man zu ihr gelangen; sie sei der Lohn eines wohlgeführten Lebens. Das Berliner Leben hat für ihn auch etwas Unbehagliches, die trockene Hast, worin es sich umschwingt, macht ihm nicht wohl. Ich nahm auch Gelegenheit, mit ihm über seine religiöse Stellung zu reden, worüber er sich sehr ernst und würdig ausdrückte.

Schleiermacher hörte ich über den Text: „Bittet, so wird euch gegeben" predigen, also eine Betrachtung über das Gebet und die Art, wie dasselbe zu verrichten, anstellen. Es war eine recht gute Exegese der Textesworte, in der mir nur der Satz wieder sehr auffallend war, daß Gott auch des wahren Gebetes bedürfe, weil nur dadurch sein Reich kommen könne. Also wieder Gott in eine gewisse Sphäre der Notwendigkeit versetzt, ein Grundton vieler Schleiermacherschen Vorstellungsweisen. Steffens spricht ihm geradezu das Christentum ab; so weit möchte ich nun nicht gehen, ich möchte nur sagen, er predige in diesem Vergeistigen und Verflüchtigen der evangelischen Momente, in diesem Friedenschließen zwischen Bildung und Religion das Christentum der Verständigen, das einzige, was diesen zugänglich gemacht werden kann, also freilich nicht das der Demütigen, Zerknirschten.

Chamisso empfing mich als weiß- und langhaariger Erzvater in einer tabakdurchräucherten Stube und fing gleich nach den Einleitungsreden in seiner holprigen Sprechweise über den Verfall der Poesie und Literatur zu klagen an. Da mich nun diese höchst ungerechten Nänien immer aufbringen, so fuhr ich ihn ebenso holprig an: „Ihr denkt immer, weil in Eurem sandigen Berlin nichts entsteht, so sei überall die Laterne ausgegangen." Hierauf versetzte er, ohne es übelzunehmen, gutmütig: „Es ist wahr. Jeder pfeifet nur aus dem Loche, worin er sitzet!"

v. Eichendorff, eine grundehrliche, gewissermaßen schwäbische Dichternatur, mutete mich sehr an. Er hat ein Lustspiel geschrieben „Die Freier", voll vortrefflicher Späße und Vorspiele, nur zu shakespearisierend.

(Gustav zu Putlitz, „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke".)

Bericht über die Berliner Kunstausstellung 1840.

Ich durchlaufe die Säle, um noch einiges landschaftliche Leseholz zusammenzubringen; was ich aber finde, ist, beim Licht besehen, nicht des Aufhebens wert. Man müßte denn nach jenem Strohschmuck

greifen, der im Katalog „Ophelia aus Hamlet" heißt; allein Gott behüte, daß ihm die kritische Fackel nahekomme. Wahnsinnsszene; starrt von Halmen wie ein Spatzennest; singt: „O pfui, was soll das sein?" Als Vierziger kann diese Ophelia gute Dienste leisten, go to a nunnery! In einen Strohsack, in einen Strohsack! Wenn du heiratest, so gebe ich dir diesen Fluch zur Aussteuer: Sei so leer wie eine ausgedroschene Sange, so fad und saftlos wie Packfüllsel, an dem ein hungriger Klepper nagt, und du entgehst doch dem Türschilde nicht. Geh in ein Kloster! Laß dich als Kniekranz einem Scheuerweib unterschieben; laß dich in einen Querpolster stopfen; in den Korb einer glucksenden Henne streuen; oder willst du durchaus in eine Kunstausstellung, so bleib in der Emballage und laß dich als Futtersack um die Ohren eines Esels hängen, go to a nunnery! in einen alten Rekrutenstiefel! und mit diesem in ein Kloster! Geh, und das schleunig! Ich weiß von euren Malereien Bescheid, recht gut. Gott hat euch einen Pinsel in die Hand gegeben, und ihr malt, als wär' der Farbentopf ein ganz anderes Gefäß. Mit jedem Jahre werdet ihr matter, unerfreulicher, seelenloser. Ihr schniegelt, bügelt, glättet und verhunzt Gottes Kreaturen und stellt aus Leichtfertigkeit statt Kunstgemälde Aufhängeschilder auf. Geht mir! nichts weiter davon! es hat mich toll gemacht. Ich sage, wir wollen nichts mehr von euren Kreuzfahrern, Seeräubern und trauernden Schinderhänsen wissen. Schade genug um das zweischläfrige Bettlaken, das von oben bis unten besudelt ist; die übrigen sollen bleiben, wie sie sind. In ein Kloster! Geh!

(„Der Freimüthige.")

Lieber guter Holweg! Hätte ich doch bei Ihrem Aufenthalt hier schon so tief das Geschick des armen Malers eingesehen, für den ich in diesem Brief auch Ihre Milde ansprechen will; allein damals war er hier im Hornischen Irrenhaus, wohin er auf Veranlassung der Frau, zwar mit ganz gebrochenen Kräften, aber doch noch mit Besinnung gekommen war; seine gänzlich niedergeschlagene geistige Fähigkeit in der Kunst, Mutlosigkeit, ja Unvermögen, das Geringste zu tun, sollte durch strenge Behandlung gehoben werden. Zwangsjacken, Spanische Fliegen, Hohe Tuschen auf die Wunden, Hunger, harte Arbeiten unter züchtigender Aufsicht, häufige Brechmittel, dies alles ist

während 4 Monaten mit Vernachlässigung aller reinlichen Pflege an diesem sanften, weichherzigen Kranken verübt worden; die Folge war, daß er nach dieser Zeit, als ganz unheilbar blödsinnig von dem Arzt Horn entlassen, zur Frau zurückkehrte, die ihn nun schon wieder seit 6 Monaten aus Unverstand und Ungeduld, aus heftigem Temperament auf die unverständigste Weise behandelt. Ein guter Schutzengel hat mich zu diesem armen Schutzverlassenen geführt, ich habe gleich seine Lage durchschaut, ich habe Ärzte zu ihm geführt und von diesen erfahren, es sei noch ein Strahl von Hoffnung, allein es müsse schnelle Hilfe sein, und er dürfe durchaus nicht mehr in der Lage bleiben, in welcher sein Geist so gedrückt sei, daß er sich schämen würde, sich aus seinem Wahnsinn loszuwickeln; damit er nur nicht bekennen dürfe, daß er sich der Schmach bewußt sei, die er im Irrenhause ertragen, und die er noch täglich von der Frau ertragen muß. Wenn ich Ihnen den Namen Blechen nenne, so werden Sie sein Verdienst zu schätzen wissen und auch einen Teil seines Verhältnisses erraten, das ihn in diesen jammervollen Zustand brachte. Die Bilder, die er seiner letzten Zeit gemalt, und worauf eine große Abspannung folgte, waren mit so gewaltiger Phantasie, die, im Zügel gehalten und der Natur treu sich anschmiegend, das Unmögliche auf die Leinewand zauberte. In jedem kleinen Gegenstand spiegelte sich die Aufregung des Gemütes, in dem die Natur wühlt, um ihm begreiflich zu werden; dabei ist alles aufs innigste mit Fleiß und Demut vollendet und in der Harmonie wie in einem Netz gefangen; unmöglich ist es, höheres Genie in irgendeinem Kunstwerk jetzt lebender Künstler zu entdecken. Allein, wie dem Fruchtbaum, je edler er ist, auch das Klima um so günstiger sein muß, um ihn vor Verderben zu schützen, so scheint es auch bei dem Menschen der Fall zu sein, dessen Intellektion so vom Genius aufgereizt ist, daß er mehr schafft, als er selber begreift. Ich irre nicht, wenn ich Blechens gestörte Organisation dem Mangel an Teilnahme und Begriff seiner Mitwelt zuschreibe. Noch erhitzt von den Steigerungen seines Inneren bei so kühnen Visionen, prallte er von allen Seiten an das mauerfeste Gefängnis der Philisterwelt, die ihn umgab; kaltes Mißverstehen, blödsinniges Urteil, neidisches Verzerren seiner gigantischen Versuche machten ihn rasend, und kein Tröpfchen Tau sollte ihn erquicken, – Entzweiung mit sich selber, Verwirrung seines Instinktes war die Folge!

- War es optischer Betrug, daß er die Welt so schaute, war er's allein, dem die kühnen Massen, die er auf die Berge und Felsen pflanzte, so edel und groß erschienen? - Und das Licht, das aus seinem Pinsel strömte, sollte das bloß Fiktion sein und keine Wahrheit? - Diese Streitfragen haben ihn gewaltiger angegriffen wie wohl keinen anderen, denn sein alles stand auf dem Spiel, denn er war durchdrungen vom Geist seiner Zeit, es hatte kein anderer Nebenzweck Platz in seiner Seele. Kein Willkomm in der Außenwelt, keine Ruhe im Häuslichen, das schwer auf ihm lastete, und das ganze Leben durch die Eifersucht, Geldgier, Zorn usw. der viel älteren Frau zum Marterpflock gemacht und durch sie von jeder Annäherung, die ihm Trost und Stütze werden konnte, gehindert: dies ist eine flüchtige Skizze von dem, was diesem Unglücksmenschen den Untergang bereitete. Jetzt ist er in aller Abgeschlossenheit mit dieser Frau, die ihm gespenstisch früher jede Hoffnung verleidete und jetzt ihn wie ein Kind züchtigt, wenn er nicht folgen will, ihm jeden Genuß raubend, denn sie reißt ihm den Apfel aus der Hand. - Muß es da nicht seiner wahnsinnigen Verzweiflung vormalen, es sei nichts mit ihm, das ganze Leben sei nur diese Frau, die ihn an der Kette führt? - Wo soll er Hoffnung schöpfen, wenn auf einen Augenblick Licht in seine Seele fällt und er sieht nichts wie die starre Wirklichkeit, die Frau, die ihn, jede innere und äußere Bewegung mißverstehend, durchs Leben schlappt! - Ich habe ihn mehrere Tage beobachtet, habe Ärzte zu ihm geführt, die zwar einen Strahl von Hoffnung geben, wenn er, aus seiner Lage herausgerissen, mit Freundeshand gelenkt, in fremde Gegenden Reisen machte, wo er früher die Skizzen zu Bildern gemacht hat, die leider jetzt schon alle verkauft sind.

Der Wert seiner Bilder ist zwar aufs höchste gestiegen, allein die Kunsthändler, die sie in Händen haben, sind zu sehr durch den Handel abgehärtet, um zu begreifen, daß, wenn ein Bild, was sie mit 20 Louisdor kaufen, ihnen jetzt mit 80 und 100 bezahlt wird, sie doch wenigstens etwas dem armen Geisteszerrütteten könnten davon zukommen lassen. - Als ich bei ihm gewesen war und mit den Ärzten gesprochen hatte, habe ich auf bloßen inneren Antrieb, ohne zu wissen, wie mir's möglich sein werde, das ganze Geschick des Malers auf mich genommen. Obschon ich kein Geld habe, über das ich frei disponieren könnte, so versprach ich, Hilfe zu schaffen, und habe seitdem einen glücklichen

Anfang gemacht. Ich kaufte eine Landschaft von ihm an mich, die zwar klein, aber von der schönsten Farbenvollendung ist, eine Ansicht aus dem Park in Terni. Ein kleiner See, umgeben von hohem Laubholz, hinter welchem sich eine felsige Gebirgskette hinzieht, die den kristallblauen Reflex des Himmels in ihre spiegelglatten dunkelen Basaltflächen aufnimmt, die Kühle entströmt dem Waldgrund und steigt aus dem blauen See, in dem sich zwei Mädchen baden, während im Vordergrund die heiße Atmosphäre die harzschwitzenden Bäume umdämpft. Von dieser kleinen, aber bewundernswürdigen Landschaft habe ich eine Lotterie gemacht, das Los zu einem Louisdor, unter der Protektion der Frau Kronprinzessin, deren Mildtätigkeit zu groß ist, als daß sie über irgend etwas verfügen könnte; sie hat mir aber durch ihre tätige Teilnahme 30 Louisdor erworben; ich selbst habe 36 Lose bis jetzt abgesetzt, mehrere sind noch im Kurs und werden von den Teilnehmenden unterzubringen gesucht. Nun frage ich Sie, lieber Holweg, ob Sie mich auch in dem schwierigen Unternehmen unterstützen wollen, für diesen verdienstvollen Geisteskranken eine Summe zu sammeln, für welche er eine Kur gebrauchen könnte, welche die Ärzte als einzigen möglichen Rettungsversuch vorschlagen, nämlich, unter Aufsicht eines verständigen Freundes ihn eine Reise machen zu lassen, zuerst in ein Bad, wahrscheinlich Gastein, und dann weiter nach Italien?

(Kern, „Carl Blechen".)

Die Mode.

Kleidung und Luxus.

Adolph von Schaden, auch einer jener längſt vergeſſenen Berliner Chroniſten, beſchwert ſich ſchon 1822, kurz nach dem Kriege, über den unerhörten Kleiderluxus, der ſelbſt von den mittleren und armen Kreiſen Berlins geübt wird; eine Beſchwerde, die uns, wenn wir das Heute betrachten, recht unangebracht ſcheint.

Otto Bähr, dem wir viele nette Mitteilungen verdanken, gibt ein ziemlich genaues Bild der Entwicklung der Mode und der Dinge, die man brauchte, um geſellſchaftlich möglich zu ſein.

Die Baronin Caroline de la Motte-Fouqué äußert ſich in ihren „Briefen über Berlin" über all den bunten Tand, der zur Eleganz gehörte, und deſſen Geſchmack, genau wie noch heute, von Paris diktiert wurde. Und wirklich waren ja auch in Paris in dieſer Zeit und ſpäter keine ſchlechten Künſtler am Werk, um eine geſchmackvolle Mode zu ſchaffen. Iſt doch Gavarni mit ſeiner köſtlichen Grazie einer der Hauptzeichner von Modeblättern in der Biedermeierzeit.

Ein anderer Berliner Chroniſt zeigt endlich die Fäden auf, die von den Vorlieben der Zeit – von ihren hiſtoriſchen Intereſſen, ihren Theaterintereſſen, ihrer orientaliſchen Romantik – zu Kleidung und Mode hinüberführten.

Kleider- und Möbelluxus.

Die Sprichworte: „Man ſieht mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen", und: „Das Kleid macht den Mann, das Fräulein, die Frau", hat ſicher ein Berliner erfunden.

Der Luxus in jenen Gegenſtänden überſteigt allen Glauben. Ein großer Teil der Einwohner ſtammt urſprünglich aus Holland, von wo, als eine Überſchwemmung die Niederlande verwüſtete, die Ahnen zur Zeit Albrechts des Bären ſich nach Berlin wendeten, um ſich dort anzuſiedeln.

Die Ängſtlichkeit, mit welcher die Berliner ihre ſogenannten Putzſtuben wahrnehmen, deutet auf jene urſprüngliche Abſtammung.

Eine ſolche Putzſtube hält jedermann, wer es nur einigermaßen ausführbar machen kann, Schuſter und Schneider nicht ausgeſchloſſen, und wer nicht Geld genug hat, das Prunkgemach würdig auszuſtatten, borgt das Ameublement und macht monatliche Abſchlagszahlungen.

Nur wenn Beſuch ſich einſtellt, wird ſolche Putzſtube eröffnet, außerdem behilft ſich die ganze Familie nicht ſelten in einem einzigen engen Hintergemache, und der Hauswirt getraut ſich kaum, in dem Prunkgemache auf dem eigenen Sofa Platz zu nehmen.

Gleichen Schritt mit dieſem hält der Kleiderluxus; von der Putzſucht der Damen wird in dieſem Werkchen anderwärts ſchon erwähnt, doch auch die Herren bleiben hierin nicht hinter dem ſchönen Geſchlechte zurück. Wer ſich jedes Jahr ein Paar neue Röcke, zwei Paar neue Beinkleider, ein halb Dutzend Weſten und einen Hut anſchafft - mit welcher Garderobe ein Herr füglich beinahe drei Jahre ausreichen kann - iſt noch lange kein Zierbengel, ſondern er folgt nur der einmal herkömmlichen Norm, ohne deren Beobachtung man nicht mit unter die anſtändigen Leute gezählt wird.

Das Schlimmſte bei der Sache bleibt, daß dieſem Möbel- und Kleiderluxus ſelbſt Leute frönen, deren Einkünfte keineswegs geeignet ſind, ſolchen Aufwand zu decken. Unter dieſen Leuten ſtehen die ſubalternen Staatsbeamten obenan. Mancher ſogenannte Geheimſekretär oder dergleichen, der verheiratet iſt und vielleicht ein Gehalt von 600 - 800 Taler bezieht, bezahlt 150 Taler Miete, 100 Taler koſtet der Unterhalt eines Domeſtiken, und der Reſt der Einnahme iſt beinahe nötig, den Möbel- und Kleiderbedarf zu decken, es fragt ſich aber: wovon nun leben? - Ih nun, es iſt ſchon einmal in der Welt in allen Dingen nicht anders: Neben dem Zuviel ſteht immer das Zuwenig! Dieſelben Leute, welche ſo herrlich wohnen und ſo koſtbar ſich kleiden, trinken in der Früh ungemein dünnen Zichorienſaft, eſſen mittags einen wie den andern Tag bloß Kartoffeln und begnügen ſich abends mit einem dünnen Butterſchnittchen. Nichtsdeſtoweniger vermag dieſe übertriebene Frugalität die anderweitige Verſchwendung keineswegs gutzumachen und die Schuldbücher der berühmten Kleiderverfertiger - wie ſich hier die Schneider nennen - ſind über und über, und zwar größtenteils, mit Namen angefüllt, welche man hier zu finden nicht erwarten ſollte.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenſeiten".)

Als Kleid für den Oberkörper war der Frack noch weit mehr herrschend als jetzt. Manche ältere Herren erschienen stets in solchem. So auch der Altmeister Spohr bis zu seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode. Dabei wurde die Uhr in einer besonderen, rechts am oberen Rande des Beinkleides befindlichen Tasche getragen, so daß die Uhrkette, womöglich mit zahlreichen Berloques, etwa handbreit unter der Weste herabhing, was sich, zumal bei wohlbeleibten Herren, sehr stattlich ausnahm. Die Beinkleider wurden bereits durchweg lang getragen. Die Tracht des vorigen Jahrhunderts – kurze Beinkleider mit Schuh und Strümpfen – war nur noch für einzelne Hofanzüge vorgeschrieben. Eine Mannigfaltigkeit an Überziehkleidern, wie wir sie jetzt besitzen, gab es nicht. Man hatte nur ein Kleidungsstück dieser Art, den Mantel. Derselbe war lang und weit und hatte in der Regel noch einen großen, vielleicht sogar mehrere bis zur Hälfte über ihn herabhängende Kragen. Wer einen Mantel besaß, besaß ihn fürs Leben. Er wurde umgetan, sobald es kalt wurde, und wiederabgelegt, wenn es warm wurde. Kleider für die Zwischenstadien waren nicht vorhanden. Das Wort „Paletot" war noch völlig unbekannt. Als Halsbekleidung waren Halstücher und (ziemliche steife) Halsbinden üblich. Der „Schlips" mit allen seinen Surrogaten ist neuern Ursprungs. Der Hemdkragen wurde meist in die Höhe gerichtet getragen, so daß die steif gestärkten Spitzen hervorragten. Für dieselben wurde nach einer albernen Anekdote der Name „Vatermörder" üblich[1]). Als Kopfbedeckung kannte man nur hohe (Zylinder-) Hüte und Mützen. Die mannigfaltigen niedrigen Hüte, welche jetzt von Männern aller Stände im gewöhnlichen Verkehr getragen werden, kamen erst etwa seit 1850 auf. Mit dieser Veränderung der Huttracht scheint es auch zusammenzuhängen, daß das früher übliche Trauerzeichen für Herren, eine schwarze Florbinde um den Hut (für Knaben eine solche um den Arm), fast ganz außer Übung gekommen ist. Die Fußbekleidung war der jetzigen gleich. Manche ältere Herren trugen jedoch noch hohe Stiefel, hie und da sogar mit gelben Stulpen. Doppelsohlen, wie wir sie heute zum Schutz gegen Nässe tragen, kannte man noch nicht. Ebenso waren Überschuhe für Herren

[1]) Man erzählte nämlich, daß jemand, der beim Wiedersehen seinen Vater geküßt, diesen mit den Spitzen seines Hemdkragens tödlich verwundet habe.

unbekannt. Jedoch trugen ältere Herren im Winter mitunter Filzschuhe. Handschuhe trugen Herren auf Bällen und bei ähnlichen festlichen Gelegenheiten; außerdem im Winter gegen die Kälte. Im gewöhnlichen Leben konnte man, ohne als unfein zu gelten, auch ohne Handschuhe einhergehen. Unter den Taschentüchern galten die buntseidenen für die feinsten. Weiße leinene Taschentücher waren bei Herren nicht üblich.

Frauen hatten auch damals schon seidene Kleider, aber meist in sehr bescheidener Anzahl. Sie konnten, ohne aufzufallen, mit dem nämlichen Kleide in vielen Gesellschaften erscheinen. Vorherrschend war jedoch Wolle und vor allem Baumwolle. Auch für die Töchter höherer Stände war es nicht unanständig, im einfachen Kattunkleide zu gehen. Sammet und Atlas galten als eine besondere Zierde der Kleider. Vielfach ward aber auch Baumwollen-Sammet („Manchester") verwendet. Die Farben und Muster der Kleider waren bei weitem nicht so schön wie die heutigen. Die prachtvollen Anilinfarben (sic!) sind erst neue Erfindung. Für das Machen der Kleider fehlte vor allem die Nähmaschine. Man konnte deshalb in der Anfertigung von Besätzen und ähnlichen Zieraten noch nicht mit einer so ungeheuren Verschwendung zu Werke gehen wie jetzt. Stickwerke als Zierden des Anzuges waren auch schon damals üblich. Aber sie beschränkten sich auf wenige Arten. Eine Menge Stickereien, welche das vorige Jahrhundert kannte, und welche die Neuzeit wiederaufgegriffen hat, waren damals außer Übung gekommen.

Daß wir hier auf die einzelnen Arten von Moden, die auch schon damals vielfach wechselten, eingehen sollten, wird gewiß niemand erwarten. Nur das läßt sich sagen, daß damals die Frauenkleider durchweg kürzer getragen wurden, so daß eine Schleppe niemals vorkam. Das Kleid war in der Regel mit einem Gürtel versehen; oder es wurde auch ein besonderer Gürtel dazu getragen, der sich beim Ballanzuge zu einer Schärpe mit langer Schleife vergrößerte. Im Hause trug man noch vielfach zur Schonung des Kleides eine Schürze, aber keine elegante von Seidenzeug. Jüngere Frauen und Mädchen trugen auch im gewöhnlichen Anzug oft kurze Ärmel. Dazu wurden dann oft lange Handschuhe getragen, welche zugleich den Arm bedeckten. Sonst aber waren die Handschuhe der Frauen kurz. Handschuhe mit Knöpfen kannte man noch nicht. Glacéhandschuhe waren weit seltener als jetzt. Für fein galten auch Handschuhe von Wildleder. Als Fußbekleidung trugen die

Frauen regelmäßig Schuhe, Stiefel nur zum Schutze bei Schnee- und Regenwetter. Die letzteren wurden mit Schnüren zugemacht und waren derb und unschön. Von den eleganten Stiefeletten der Gegenwart war keine Rede. Die feinere Fußbekleidung war allein der Schuh von Leder oder auch von Zeug. Er wurde mit Kreuzbändern über dem Rist befestigt. Hohe Absätze trug nur, wer klein war und groß erscheinen wollte. Überschuhe von der jetzigen Art kannte man auch für Frauen nicht; wohl aber „Galoschen", welche dadurch schützten, daß die Sohle auf hohen Klötzchen ruhte. Die Hüte der Frauen waren so mannigfaltig gestaltet wie heute; oft sehr groß. Hauben pflegten Frauen schon weit früher anzulegen, als dies jetzt geschieht; wie dies schon aus der alten Redensart sich ergibt: „unter die Haube kommen"[1]). Heute paßt diese Redensart nicht mehr, da unsre jüngeren Frauen Hauben nicht mehr tragen. Die Hauben der damaligen Zeit waren meist geschlossen, unter dem Kinn mit einer Schleife gebunden; die der älteren Damen oft von erstaunlicher Größe. Es gab Putzläden, worin man Putzsachen aller Art kaufen oder bestellen konnte.

Auch die Haartracht der Frauen wechselte mit der Mode. Fast durchweg aber trugen sie den Zopf, mit einem großen Kamm am Hinterkopf zusammengesteckt. Der Kamm war in der Regel von Horn. Feiner, aber auch weit teurer, war der Kamm von Schildpatt, den man sehr schonte, damit keine Zinken ausbrachen. Falsches Haar trugen wohl solche, die ihr Haar verloren hatten. Aber der kostspielige Handel mit falschen Zöpfen, wie er in der Neuzeit geblüht hat, war ganz unbekannt. Lange Zeit waren damals sogenannte Seidenlocken in Mode. Es waren das Locken von gefärbter roher Seide, die in zwei dicken Wulsten zusammengebauscht vor der Stirn hingen und mittels eines um den Kopf gebundenen Bandes befestigt wurden. Jede Dame suchte sich die zu ihrer Haarfarbe passende im Laden aus. Es war dies eine recht häßliche Tracht; aber sie war bequem, da man damit schnell dem Haarwerk ein Ansehen geben konnte. Dafür bestand um so mehr ein Bedürfnis, als nur sehr wenige Frauen sich der ständigen Beihilfe eines Friseurs bedienten. Junge Mädchen trugen meist schlichtes Haar, oft mit „Schmachtlocken" hinter den Ohren.

[1]) Daß die Frau eine Haube trägt, ist ursprünglich eine jüdische Sitte. Die verheiratete Jüdin durfte ihr Haar nicht sehen lassen.

Was die kosmetischen Mittel betrifft, so wurde natürlich Seife gebraucht, aber meist die natürliche Waschseife, wie sie der Seifensieder lieferte. Es gab auch schon wohlriechende Seifen, aber sie waren sehr teuer. Die große Menge Toilettenseifen, die man heute führt, war unbekannt. Zum Teil sind diese Seifen erst ein Produkt aus der Bearbeitung des Steinkohlenteers, der bei der Gasbereitung gewonnen wird. Als Mittel des Wohlgeruchs kannte man das Kölnische Wasser. Auch streute man wohl unter die Wäsche, um sie zu durchduften, Rosenblätter, Lavendel oder Reseda. Alle die Duftessenzen aber, die man heute bereitet und nach dem Namen aller möglichen Blumen benennt, waren noch unbekannt; nur etwa das bereits in den Apotheken vorhandene Rosenöl und Rosenwasser ausgenommen.

Die Schminke, die im vorigen Jahrhundert eine bedeutende Rolle gespielt hatte, war für anständige Frauen aus der Mode gekommen. Nur auf dem Theater hielt man sie für berechtigt. Das Wiederaufleben derselben in der höheren Gesellschaft ist erst eine Errungenschaft der neueren Zeit. Ähnlich verhielt es sich mit dem Fächer. Ererbte, oft recht schöne Fächer lagen als alte Scharteken in den Kisten. Niemand brauchte sie mehr. Erst die Neuzeit hat wieder den Fächer zu einem Hauptgegenstand des Damenluxus erhoben.

Pelzsachen wurden auch schon damals von beiden Geschlechtern getragen, jedoch bei weitem nicht so häufig als jetzt. Auch verwertete man damals noch geringere Pelze. Die Muffe der Damen waren selten, aber wohl zwei- bis dreimal so groß als die heutigen. Etwas später kam auch die „Boa" auf, ein langer Pelzstreifen, den man um den Hals trug; inzwischen ist sie schon wieder verschwunden.

Als Schmuck waren Goldsachen sehr beliebt. Tuchnadeln, Ketten und Halsbänder, Ringe und Ohrringe wurden, wenn auch minder prachtvoll als heute, getragen; letztgenannte vielleicht noch häufiger als jetzt, da die Neigung der Frauen, sich die Ohren durchbohren zu lassen, abgenommen hat. Ganz unbekannt war damals noch die „Brosche". Sie ist erst später aufgekommen.

Uhren waren der ausschließliche Besitz der besseren Stände. Man dachte nicht daran, daß ein jeder bis zum Kutscher und Tagelöhner herab eine Uhr haben müsse. Die Uhren waren, zumal wenn sie Repetieruhren waren, meist groß und dick; gingen aber nicht sehr genau.

Anker- und Zylinderuhren kannte man noch nicht. Wohlhabende Frauen führten kleinere Damenuhren, aber nur als Schmuck, wenn sie in Gesellschaft gingen; selten zu Hause. Sie trugen dieselben an einer um den Hals gehenden Kette im Gürtel.

Natürlich trug man auch damals schon Brillen, wenn auch nicht so häufig wie jetzt, da die Zahl der Kurzsichtigen zugenommen zu haben scheint. Die Brillen hatten meist große runde Gläser und ein plumpes Gestell von Horn oder Stahl. Bemittelte trugen wohl silberne, seltener goldene Brillen. Die zierlichen goldenen Brillen, die man jetzt trägt, waren unbekannt.

Das Geld, welches man bei sich führte, bewahrte man in einem Geldbeutel, d. h. in einem wirklichen kleinen Beutel, der oben offen war und mit zwei Schnüren zugezogen wurde. An die Stelle der Schnüre trat öfters auch ein durch eine Feder geschlossener Bügel. Etwas später kamen die sogenannten Ziehbeutel auf; lange, auf beiden Seiten geschlossene Beutel. Durch einen in der Mitte befindlichen Schlitz wurde das Geld hineingesteckt, nach den Enden geschoben und dort durch einen vorgeschobenen Metallring festgehalten. Alle diese Geldbeutel konnten sehr reich ausgestattet und namentlich mit Stickereien (z. B. von Perlen) versehen werden, waren deshalb eine beliebte Damenarbeit zum Geschenk für Herren. Man erzählt von einem Fürsten, daß er eine ganze Schieblade voll solcher ihm geschenkten Geldbeutel besessen, und daß er mitunter stundenlang vor derselben geweilt habe, um den schönsten darunter sich zum Gebrauch auszusuchen. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts wurden die Geldtäschchen üblich. Sie wurden zur Notwendigkeit, weil das kursierende Papiergeld in den Beuteln keine gute Stelle fand. Heute ist das Geldtäschchen allein herrschend, und der „Geldbeutel" lebt nur noch im figürlichen Sinne des Wortes fort.

Endlich noch die Regenschirme. Bei ihnen konkurrierte mit dem seidnen auch noch der baumwollne als gleichberechtigt. Sie waren in der Regel so groß, daß zwei Personen darunter Platz fanden. Die Gestelle waren plump, die Rippen von Fischbein; unten prangte eine große messingne Spitze. Ein solcher Regenschirm war ein recht ungeschlachtes Möbel. Erst im Laufe der späteren Jahrzehnte kamen die zierlichen seidenen Schirme mit eisernem Gestelle auf, wie sie jetzt allgemein üb-

lich sind. Auch den Sonnenschirmen fehlte ganz und gar die Eleganz der jetzigen. Zu Anfang der 1850er Jahre erschien zuerst der Entoutcas. Die Knickschirme, welche vor einiger Zeit üblich waren, sind schon wieder vorübergegangen.

(Otto Bähr, „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren".)

Du weißt aus Kupferstichen und diesen beigefügten Schilderungen, was die Mode in ihrem kleinen Reiche mühselig hin und her wirft, um das Wechselspiel der Erneuerung in stetem Umtriebe zu erhalten. Sie bewegt sich in einem engen Kreise und gebietet über geringe Mittel, gleichwohl wird sie nicht müde, sich mit beiden unaufhörlich zu versuchen. Paris bleibt ihr Lieblingsschauplatz, und unüberwindlicher als Buonaparte streckt sie ihren Zepter von dort heute wie ehemals über Europas fernste Gebiete aus. Überall sieht man Pariser Roben, Blumen, Bänder, Hüte und Schuhe; es scheint, diese Requisite der Gesellschaftssäle werden in dem Maße unentbehrlicher, als die Ansprüche auf Eleganz zunehmen . . . . .

In diesem Sinne wage ich es denn, auch Dich an unsere Putztische, in unsre Läden zu führen. Du siehst die niedlichsten Kleinigkeiten hier mit Einfachheit geordnet und geschickt verteilt. Nichts Auffallendes, kein neckender Spott der listigen Gauklerin übte in diesem Jahre sein übermütiges Recht; Blumen und jene duftige Feder, die wie verdichtete Nebelluft Stirn und Haar umfließen, machten den Hauptschmuck der Jugend. Es ist sonderbar, wie so alles in einen einmal angegebenen Charakter des Momentes eingreift; der gegenwärtige trug durchaus das Gepräge leichter, gefälliger Harmonie. Selbst die anwesenden Ausländer wurden auf gleiche Weise überwunden, und überraschend genug sah man mehrere englische Frauen vieles von ihrer Eigentümlichkeit aufgeben und sich dem herrschenden Geiste fügen.

(Caroline Baronin de la Motte-Fouqué, „Briefe über Berlin".)

Es wird jedem erinnerlich sein, daß die Deutschen mehr als jedes andere Volk zur Nachahmungssucht geneigt sind; trifft aber dieser Vorwurf den Deutschen im allgemeinen, so ist er dem reichen und wohlhabenden Berliner ganz besonders und vorzugsweise zur Last zu legen, und noch dazu in Dingen, die wir zwar nicht für direkte Sünde

ausgeben wollen, die aber ebensowenig des Lobes würdig sind. Zeigt sich die Nachahmungssucht des vornehmen und gebildeten Berliners darin, daß er sich in Kunst und Wissenschaft oder in dem, was das Leben bequem macht und demselben nützlich ist, die benachbarten Völker zum Vorbilde nimmt: so sucht die Nachahmungssucht des Reichen und weniger Gebildeten nur die Spielereien und Lächerlichkeiten derselben Nationen auf. Auf diese Weise finden wir in Berlin die Trachten der meisten europäischen Völker nachgeahmt, und eine junge Dame des reicheren Standes trägt oft die Moden vier verschiedener Nationen an sich, ohne auch nur eine Idee von der eigentlichen Nationalität derselben zu haben. Diese Berlinerinnen sind aber gerade diejenigen, welche auf den Ruf des ganzen weiblichen Geschlechts dieser Stadt nachteilig wirken, und die auf die geringeren Klassen einen Einfluß ausüben, der, wenn auch nicht ein allgemeines Verderben, doch den gänzlichen Verfall einer gewissen bürgerlichen Einfachheit zur Folge haben kann. Dem Beispiele des weiblichen Geschlechts folgt das männliche, und es gibt tausend und abermal tausend junge Männer in Berlin, deren einziges Streben dahin gerichtet ist, nach der Mode gekleidet zu gehen, ohne nur im entferntesten daran zu denken, auch geistig mit der Zeit fortzuschreiten und sich das zu eigen zu machen, was diese im Gebiete des Wissens Neues erzeugt hat. Dabei aber will man namentlich in diesem Stande richtiges Gefühl und wahren Geschmack besitzen, und während diese Mädchen und Frauen mit unersättlicher Begierde alle Taschenbücher, und was die belletristische Literatur sonst erzeugt, gleichsam verschlingen, studieren die jungen Männer das Konversationslexikon, andere enzyklopädische Kompendien, den Schiller, Goethe und Walter Scott und zuletzt, um sich die Krone der Bildung aufzusetzen, Auszüge aus den Schriften Jean Pauls. Hat es der junge Berliner soweit gebracht und vielleicht zum Vergnügen eine Reise unternommen, so möchte es wohl schwerlich irgendeine Gesellschaft geben, in der er nicht für gebildet und interessant, für geistreich und scharfsinnig, für witzig und humoristisch, mit einem Worte, in der er nicht für ein Genie gehalten würde. Er weiß alle Neuigkeiten des In- und Auslandes, er fällt über diese oder jene welthistorische Begebenheit ein tiefes und gründliches Urteil, er tadelt dieses oder jenes Trauer-, Schau- und Lustspiel, findet diesen Schauspieler einseitig, jene Schauspielerin talentlos,

dieſen Sänger ohne Geſchmack, jene Sängerin ohne Gefühl; er gibt genau an, wie alle dieſe zur wahren Ausbildung in der Kunſt gelangen können; jetzt ſpricht er über Kunſt, über Poeſie, Muſik und Malerei; in der letzteren hat er viel Schönes geſehen, er iſt in Dresden geweſen, hat drei Tage und jeden Tag ebenſoviel Stunden vor der Madonna Raffaels geſtanden, er ergießt ſich über die himmliſche und unvergleichliche Auffaſſung dieſes Meiſterwerkes, und der Schluß ſeiner geiſtreichen Vorleſung iſt endlich der, daß es in den ſchönen Künſten nur drei Sterne gebe, nämlich Schiller für die Dichtkunſt, Mozart für die Muſik, Raffael für die Malerei. Die Zuhörer und Zuhörerinnen ſind über dieſe Unterhaltung entzückt, ſchlürfen mit Wohlbehagen den Tee, ſehen zum Fenſter hinaus nach dem beſternten Himmel und fangen ein neues Geſpräch mit den Worten an: „In der Tat, dieſer Herbſtabend iſt unvergleichlich ſchön, nur etwas kühl, und es tut mir nicht leid, daß ich eine Enveloppe mitgenommen habe." – Auf ſolche Weiſe eröffnet irgendeine der jungen Damen eine neue Konverſation, die Nachbarin erkundigt ſich teilnehmend nach dem Stoffe der Enveloppe, äußert ihren Beifall oder das Gegenteil, nennt irgendein andres Zeug, ſpricht von den verſchiedenen Modefarben, über Schnitt und Form der Kleidungen, und nun wird das Geſpräch mehrere Stunden in der Art fortgeführt; man trennt ſich endlich, verſpricht, ſich auf dieſem oder jenem Balle wiederzuſehen, und geſteht offen, man habe ſich außerordentlich amüſiert.

(„Berlin, wie es iſt.")

Literariſche Kleinkunſt.

Gedichte, Orakelpuppen, Stammbücher.

Die hier vereinten altmodiſchen, vielgeſungenen Lieder ſind keineswegs nach dem Maßſtab des literariſchen Wertes ausgewählt; aber ſie ſind trotz oder gerade wegen ihrer Vulgarität außerordentlich bezeichnend für den Stil der Zeit und vermitteln uns durch Worte und Noten den Begriff ihres Weſens weit ſtärker, als das die reine Kunſtdichtung vermocht hätte. Wie beliebt ſie ſeinerzeit waren, ſieht man daran, daß viele von ihnen ſich noch bis heute erhalten haben und vom einfachen Volk geſchätzt werden.

Als der Großvater die Großmutter nahm.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutſch noch an Seele und Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrſchte noch ſittig verſchleierte Scham,
Man trug ſich fein, ehrbar und fand es nicht ſchön,
In griechiſcher Nacktheit auf Straßen zu gehn.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirtſchaft kein widriger Kram,
Sie las nicht Romane, ſie ging vor den Herd,
Und mehr war ein Kind als ein Schoßhund ihr wert.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war es ein Biedermann, den ſie bekam.
Ein Handſchlag zu jener hochrühmlichen Zeit
Galt mehr als im heutigen Leben ein Eid.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da ruhte die Selbſtſucht gefeſſelt und zahm:

Die Mode im Jahre 1833
Nach einer Lithographie von Lanté

Sie war nicht entbrochen den Ränken der Scheu
Wie jetzo ein alles verſchlingender Leu.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war noch die Tatkraft der Männer nicht lahm.
Der weibiſche Zierling, der feige Phantaſt
Ward ſelbſt von den Frauen verhöhnt und gehaßt.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief auch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
„O, gäbe den Deutſchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!“

Auguſt Langbein. (1812.)

Aus dem Vaudeville:
Das Feſt der Handwerker.

Lenchen:

Ei, was braucht man, um glücklich zu ſein?
Das wird ja den Hals noch nicht koſten;
Wir mieten uns in en Stübeken ein,
Da ſetzen wir en paar Stühleken rein,
En Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu ſein,
Und das wird den Hals ja nicht koſten.

En Tiſchken wird denn noch nötig wohl ſein,
In'n Spindken hängen die Kleider wir 'rein.
En Tiſchken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nicht, uſw.

Zum Schlafen tut uns en Bettken auch not,
En Spiegel brauchen wir wie's liebe Brot.
En Spiegel, en Bettken, en Tiſchken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, uſw.

Zum Kaffee muß auch en Känneken sein,
In'n Töppken koch' ich das Mittagsbrot drein.
En Töppken, en Kännken, en Spiegel, en Bettken, en Tischken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, usw.

An vier Kleederkens hab' ich genug,
Drei Häubken, zwee Hütken, en Umschlagetuch,
Vier Kleedken, drei Häubken, zwee Hütken, en Tüchken, en Töppken, en Kännken, en Spiegel, en Bettken, en Tischken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, usw.

Schöne Ohrbommeln, das ist mein Juh
Und zum Tanzen jrohnagele Schuh.
Zwee Schühken, zwee Bommeln, vier Kleedken, drei Häubken, zwee Hütken, en Tüchken, en Töppken, en Kännken, en Spiegel, en Bettken, en Tischken, en Spindken, en Stübken, en Stuhl;
Mehr braucht man nich, um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten.

Louis Angely.

Elisens Abschied.

Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
Komm an Elisens klopfend Herz!
Süß fühlt' es einst der Liebe Freuden
Und jetzt so bitter ihren Schmerz.
Schon hat die Glocke dumpf geschlagen,
Schon mahnt dich grausam deine Pflicht
Und gönnt mir kaum, dir noch zu sagen:
„Du Einziger, vergiß mein nicht!"

Vergiß nicht unter fernem Himmel,
Die alles gern um dich vergaß
Und lieber als im Weltgetümmel
Bei dir in stiller Liebe saß.

Da hing ihr Auge voll Entzücken
An deinem freundlichen Geſicht:
Nun ſtarret es mit finſtern Blicken
Und weint dir nach: „Vergiß mein nicht!“

Nimm, Robert, dieſen Kuß zum Pfande,
Daß dich Eliſe nicht vergißt
Und, kehrſt du einſt zum Vaterlande,
Sie treu und ſchuldlos dich umſchließt.
Nimm, was ich oft von dir empfangen,
Dies Blümchen, das bedeutſam ſpricht
Und welkend mit Eliſens Wangen
Noch bitten wird: „Vergiß mein nicht!“

Oft, wenn mit ſchauerlichem Beben
Durchs Laub die Abendwinde wehn,
Wird mich dein trautes Bild umſchweben,
Und weinend werd' umher ich gehn.
O, trügen dann von jener Linde,
Wo ſich mein Nam in deinen flicht,
Zu dir hin meinen Hauch die Winde,
Mein heißes Flehn: „Vergiß mein nicht!“

Verlaſſen werden jene Hügel,
Verödet dieſer Blumenhain,
Ach, trübe wird der Waſſerſpiegel,
Umwölkt der blaue Himmel ſein!
Kein Morgen wird ſich lieblich röten!
Die Nachtigall im Dämmerlicht
Begleitet nur mit Trauerflöten
Den Sehnſuchtsruf: „Vergiß mein nicht!“

Wenn Zauberbande dich umſtricken,
Denk' an Eliſens Tränenblick!
Wenn Schönere dir Blumen pflücken,
Denk' an die Dulderin zurück!
Nicht teilen ſollſt du ihre Leiden,

Nicht fühlen, wie das Herz ihr bricht:
Sei du umringt von tausend Freuden,
Nur, Glücklicher, vergiß mein nicht!

Friedrich Voigt. (1799.)
Bis 1848 sehr beliebtes Volkslied.

Die Alte.

Zu meiner Zeit
Bestand noch Recht und Billigkeit.
Da wurden auch aus Kindern Leute,
Da wurden auch aus Jungfern Bräute;
Doch alles in Bescheidenheit.
Es ward kein Liebling zum Verräter,
Und unsre Jungfern freiten später;
Sie reizten nicht der Mutter Neid.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliß man sich der Heimlichkeit;
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verschwiegen,
Und jetzt entdeckt er's ungescheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon ins Flügelkleid.
O schlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht.
Der Mann ward, wie es sich gebührt,
Von einer lieben Frau regiert,
Trotz seiner stolzen Männlichkeit.
Die Fromme herrschte nur gelinder,
Uns blieb der Hut und ihr die Kinder.
Das war die Mode weit und breit:
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit.
Jetzt darf der Mann uns faſt gebieten,
Uns widerſprechen und uns hüten,
Wo man mit Freunden ſich erfreut.
Mit dieſer Neuerung im Bande,
Mit dieſem Fluch im Eheſtande
Hat ein Komet uns längſt bedräut.
O ſchlimme Zeit!

(Anonym.)

Agathe.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,
Wenn die Roſen nicht mehr blühn,
Wenn der Nachtigall Geſang
Mit der Nachtigall verklang,
Fragt das Herz im bangen Schmerz:
Ob ich dich wohl wiederſeh'?
Scheiden, ach Scheiden tut weh!

Wenn die Schwäne ſüdlich ziehn,
Dorthin, wo Orangen blühn,
Wenn das Abendrot verſinkt,
Durch die grünen Wälder blinkt,
Fragt das Herz im bangen Schmerz:
Ob ich dich wohl wiederſeh'?
Scheiden, ach Scheiden tut weh!

Armes Herz, was klageſt du?
O du gehſt auch einſt zur Ruh!
Was auf Erden, muß vergehn!
„Gibt es wohl ein Wiederſehn?"
Fragt das Herz im bangen Schmerz.
Glaub', daß ich dich wiederſeh',
Tut auch heut das Scheiden weh!

Karl Herloßſohn. (1830.)

Das Kanapeelied.

Das Kanapee iſt mein Vergnügen,
Drauf ich mir was zugute tu;
Da kann ich recht vergnüget liegen
In einer ausgeſtreckten Ruh.
Tut mir's in allen Gliedern weh,
So leg' ich mich aufs Kanapee.

Wenn mir vor Sorgen und Gedanken
Der Kopf wie eine Drehe geht,
Geſetzt, das Herz fing an zu wanken
Als wie ein Schiff, wenn Sturm entſteht,
Bei Wind und Wellen auf der See,
So leg' ich mich aufs Kanapee.

Ich mag ſo gerne Koffee trinken,
Gewiß, man kann mir mit dem Trank
Auf eine halbe Meile winken,
Denn ohne Koffee bin ich krank;
Doch ſchmecken mir Koffee und Tee
Am beſten auf dem Kanapee.

Ein Pfeifchen Tobak iſt mein Leben,
Denn dieſer blaue Himmels-Saft
Kann meinem Leibe Nahrung geben,
Doch meinem Herzen noch mehr Kraft;
Den rauch' ich, wo ich geh' und ſteh',
Auch liegend auf dem Kanapee.

Soll ich auf dieſem Lager ſterben,
So lieg' ich ganz gelaſſen ſtill;
Gewiß, mein Geiſt wird nicht verderben,
Gedenk': „O Herr, geſcheh' dein Will'!"
Die Seele ſchwingt ſich in die Höh',
Der Leib bleibt auf dem Kanapee.

Um 1740. Oft parodiert. Noch nach 1870!

Die Gemäldebeſtellung.

Mein Herr Maler, will Er wohl
Uns abkonterfeien,
Mich, den reichen Bauer Troll,
Und mein Weib Mareien?
Jochen, meinen älſten Sohn,
Meine Töchter kennt Er ſchon:
Greten, Urſeln, Trinen;
Haben gute Mienen.

Mal' Er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen;
Michel fährt ein Fuder Torf,
Viele Weiber ſpinnen;
Hart am Kirchhof liegt das Haus,
Wo wir gehen ein und aus,
Drauf ſteht: Renovatum
Nebſt dem Jahr und Datum.

In der Kirch' muß Sonntag ſein,
Wir kommunizieren.
Draußen pflügt mein Sohn am Rain
Mit vier ſtarken Stieren.
Wie am Werktag mal' Er da
Uns in voller Arbeit ja;
Meine Töchter alle
Bei den Kühn im Stalle.

[Mal' Er mir, wie Hans das Heu
Auf den Kuhſtall bringet,
Und „Wach auf, mein Herz!" dabei
Brummend vor ſich ſinget.
Auf dem Feld, verſteht Er wohl?
Muß mein Sohn ſtudieren,
Wieviel ich am Scheffel voll
Könnte profitieren.

Mal' Er mich, wie ich vorm Schlaf
Nehme eine Priſe,
Und mach' Er, daß ich auch brav
Hinterdrein noch nieſe.
In dem Stalle, hört Er es?
Wiehert mein Kroater;
Meiner Frau fällt unterdes
Von dem Schoß der Kater.]

Bunte Farben lieb' ich traun,
Sonderlich das Rote,
Mal' Er mich ein wenig braun,
Wie das Braun am Brote.
Meiner Frau (vergeſſ' Er's nicht!)
Mal' Er ein ſchneeweiß Geſicht,
Meinen beiden Rangen
Kirſchenrote Wangen.

Spar' Er ja die Farben nicht,
Handhoch aufgetragen!
Denn da Er zween Taler kriegt,
Hat Er nicht zu klagen.
Das Gemälde muß ganz klein,
Ungefähr zwölf Ellen ſein.
Bald hätt' ich's vergeſſen:
Er kann bei uns eſſen.

1782 von Maler Balthaſar Anton Dunker in Bern. Die 4. und 5 Strophe ſind ſpätere Zuſätze. Nach 1810 viel geſungen.

Sagt er.

In Berlin, ſagt er,
Mußt du ſein, ſagt er,
Und geſcheit, ſagt er,
Immer ſein, ſagt er:
Denn da haben ſ', ſagt er,
Viel Verſtand, ſagt er,
Ich bin dort, ſagt er,
Schon bekannt, ſagt er.

Und hernach
Leg' dich an,
Grad ſo ſchön,
Wie man kann,
Gute Kleider,
Wie zur Tauf',
Und die Hauber
Oben drauf.

Ganz beſonders
Noch vor allem
Such' durchs Sprechen
Zu gefallen;
Recht Berliniſch
Immer ſprich,
Und ſtatt mir
Sagſt du mich.

Merke auf,
Daß die Herrn
Dich nicht foppen:
Sie tun's gern;
Du biſt halt
Noch am Schuß,
Und a Buſſerl
Heißt dort Kuß.

Gar zu leicht,
Wenn man küßt,
Kommt man dort
Zu 'nem Zwiſt;
Denn ſie plauſchen
Wunderſchön,
Du wirſt halt
Nit verſtehn.

Wenn i wüßt',
Daß i käm',
Wenn i küßt',
Zu 'nem Zwiſt,
Lieber küßt' ich
Nimmermehr,
Fiel' mir's wirklich
Noch ſo ſchwer.

Nun ſo reiſ',
B'hüt' di Gott!
Komm nit ham
Eppe tot;
Denn Berlin
Iſt nit nah:
B'hüt' di Gott!
Bin ſchon da.

Text und Melodie aus „Wiener in Berlin", Poſſe mit Geſang von Karl v. Holtei. (1824.)

Nach jeder kurzen Zeile wird das „ſagt er" eingefügt. Viele Parodien zu dem Liede.

Die Verlaſſenen.

Marie ſaß traurig im Garten,
Im Graſe lag ſchlummernd ihr Kind,
Mit ihren ſchwarzbraunen Locken
Spielt leiſe der Abendwind.

Sie ſaß ſo ſtill, ſo träumend,
So einſam und ſo bleich,
Und dunkle Wolken zogen,
In Wellen ſchlug der Teich.

Der Geier ſteigt über die Berge,
Die Möwe zieht ſtolz einher.
Es weht ein Wind von ferne,
Schon fallen die Tropfen ſchwer.
Schwer von Mariens Wangen
Eine heiße Träne rinnt:
Sie hält in ihren Armen
Ein kleines, ſchlummerndes Kind.

„Hier liegſt du ſo ruhig von Sinnen,
Du armer, verlaſſener Wurm!
Du träumeſt von künftigen Sorgen,
Die Bäume bewegt der Sturm.
Dein Vater hat dich verlaſſen,
Dich und die Mutter dein;
Drum ſind wir arme Waiſen
Auf dieſer Welt allein.

Dein Vater lebt herrlich, in Freuden;
Gott laſſ' es ihm wohlergehn!
Er gedenkt nicht an uns beide,
Will mich und Dich nicht ſehn.
Drum wollen wir uns beide
Hier ſtürzen in die See;
Dann bleiben wir verborgen
Vor Kummer, Ach und Weh!"

Da öffnet das Kind die Augen,
Blickt freundlich ſie an und lacht;
Die Mutter, vor Freuden ſie weinet,
Drückt's an ihr Herz mit Macht,

„Nein, nein, wir wollen leben,
Wir beide, du und ich!
Dem Vater ſei's vergeben:
Wie glücklich machſt du mich!"

Verfaſſer und Zeit unbekannt.

Die Träne.

Zerdrück' die Träne nicht in deinem Auge,
Du haſt die Träne ja um mich geweint!
Vergönn' mir, daß ich dieſe Perle ſauge,
Daß ſie mit meinen Lippen ſich vereint!
Wie macht die Träne dich ſo wunderſchön -
Ich möcht' dich ewig, ewig weinen ſehn!

Allein die Träne iſt ein Kind der Schmerzen,
Sie kommt dir aus der tiefbewegten Bruſt;
Wie konnt' ich auch mit deinen Tränen ſcherzen,
Und wie ſie ſehn mit grauenvoller Luſt?
O nimm mein Herzblut für die Träne hin
Und glaub', daß ich auf ewig dankbar bin!

Ich weiß, ſie haben oftmals dich geſcholten
Und dir getrübt den engelreinen Sinn;
Doch hat ihr finſtrer Haß nur mir gegolten,
Weil ich dir wert, weil ich dir teuer bin.
Wär' ich ſo ſchlimm, wie ſie es oft gemeint,
So hätt' kein Engel ja um mich geweint.

Gedulde dich, ich will die Tränen ſtillen,
Und ruh' indes an meiner treuen Bruſt;
Die heil'gen Schwüre all werd' ich erfüllen,
Und aus dem Schmerz erblüht dir neue Luſt.
O weine nicht, an Gottes Traualtar
Flecht' ich dir bald die Myrte in das Haar.

Karl Herloßſohn (um 1840).

Die Biedermeierzeit mit ihrem Freundſchaftskult, der auch in literariſchen und Künſtlerkreiſen recht eigentümliche Blüten trieb, liebte das Stammbuch außerordentlich. Die hier entnommenen Verſe entſtammen ein paar Stammbüchern aus den 30er, 40er Jahren und ſind wortgetreu in Orthographie und auch in Grammatik.

Unter den zahlreichen Spielen, die die Biedermeierzeit noch kannte, iſt eines der reizvollſten jenes Liebesorakel, zu dem man einer ſog. „Orakelpuppe" bedurfte. Das war eine kleine Puppe mit Porzellanarmen und Porzellankopf, mit einer Bluſe aus Seidenſtoff und einem weiten, bauſchigen Rock. Unter dieſem Rock aber ſaßen gefaltet verſchiedenfarbige Papiere, die man mit einem Griff hervorziehen, entfalten und ebenſo mit einem Griff wiederzurückſchieben konnte; die Blätter wurden dann mit allen möglichen Verſen beſchrieben. Je nach der Farbe des Papiers waren die Blätter für Männer oder für Frauen beſtimmt. Der Verfaſſer beſitzt zwei Exemplare davon, ein handbeſchriebenes und ein ſpäteres gedrucktes, das neben deutſchen auch engliſche und franzöſiſche Sprüche enthält. Die Verſe hier ſind dem geſchriebenen Exemplar, das aus Süddeutſchland oder der Schweiz ſtammt, entnommen.

Stammbuchverſe.

Spinnet langſam, o Parzen, denn ſie iſt meine Freundin.

*

Haſt du Freunde, O ſo Liebe ſie wie dein Ganzen Leben,
Haſt du Feinde, O ſo ſeume nicht ihnen Probe deines Edelmuts zu geben, ſo erhälts du deine Freunde, ſo verlierſt du deine Feinde,

Deiner Dich Liebende
Freundin J. M.

Berlin, den 21ten
Juli 1853.

Simbol.

O möge eine Blumenkette die Tage deines Lebens ſein.

*

Das Leben gleicht einem guten Buche. Toren durchblättern es haſtig, aber der Weiſe lieſt es langſam, denn er weiß, daß er es nur einmal leſen kann.

*

Wen's um dich ſtürmt um dich Blitzt,
Drückt dich das Unglück Zentner ſchwer,

Wenn dich der Hoffnung Anker ſtützt,
Dann ſtehſt du wie ein Fels im Meer.
Erinern Sie ſich ihren,
aufrichtigen Freund
W. K.

Berlin, den 23. Febr. 1838.

*

Von des Frühlings Blümchen allen,
Soll Ihn jenes nur gefallen,
Das in Unſchuld zu Ihn ſpricht,
Vergißmeinnicht.

Bei durch Leſen dieſer Zeilen
23. Febr. 1838 Erinnern Sie ſich an Ihren Freund H. K.

*

Alles wankt und alles ſinket
Was der Mond beglänzt, vergeht,
Und die Sonne, die am Morgen winket,
iſt oft, eh der Morgen thaut, verweht,
Nur des Herzens ſtillen Freuden
Stört nicht des Schickſals Sturm und Wut,
Und dieß beſſre Glück iſt Sie beſchieden
Denn Ihr Herz iſt rein und gut.

Zur freudigen Erinnerung
Berlin, den 13. 10. 36. an Ihren Freund F. A. K.

*

Der Morgenröte gleich,
Sind unſere Lebensſtunden.
Kaum gehen ſie uns auf:
So ſind ſie ſchon entſchwunden.
Ein Freudenſtern allein,
Glänzt ewig rein und mild!
Es iſt des glaubens Ziel,
Und unſrer Liebe Bild.

Zurerinnerung an Deine Dichliebende Freundin
Berlin, den 19ten Febr. 1838 H. K.

Simbol.
Sanft erquickend iſt wie Morgenſchimmer Freundſchaft Dein Vergißmeinnicht.

*

Nicht fliehen ſollſt due die Freude, deine Seele
nicht verſchließen dem Reize der Gegenwart! Aber
nichts Bleibendes erwarte von ihr, denn ſie kann dir
nichts Bleibendes geben, als die Erinnerung. -
Liebe Caroline erinnere dich bei Durchleſung
dieſer Zeilen Deiner Dich liebenden Couſine
d. 31. Mai. 1839. A. H.

Simbol.
Bet' und vertrau'! - Je größer die Not, je näher die Rettung;
Schwer iſt aller Beginn: wer getroſt fortgehet, der kommt an.

*

Wohl der Jungfrau, die in ihrem Herzen
Noch der Unſchuld reine Farbe trägt;
Ja ſie kann mit jeder Kette ſcherzen
Die Verfolgung Ihr um ihren Nacken ſchlägt,
Keuſche Liebe heilige Gefühle
Und der Freundſchaft ſanftes Seelenband
Bleibt als Troſt ihr dann in dem Gefühle
Auf der Wallfahrt in ihr Vaterland.
Zur Erinnerung von Deiner Couſine
Berlin, den 26. Sept. 1842. W. A.

*

So wie die Sonne zur Ruhe ſich neigt
So neige ſich ſpät einſt deine Leben
Die Wallfahrt hienieden ſei lächelnd und leicht
Die Bahn mit Roſen umgeben.
Bei Durchleſung dieſer Zeilen
erinre dich an deinen Coſen
Berlin, den 3ten Sept. 1843 F. W. A.

Simbolum.

Murre nicht, wenn du die Menſchen nicht für dich gewinnen kannſt ſondern lerne ſie ertragen.

*

Reinheit des Herzens iſt die ſchönſte Zierde eines weiblichen Weſens; ſie iſt die treue Begleiterin der Tugend und Frömmigkeit. Bewahre, liebe Caroline, dieſe ſtets, dann gehe ruhig und getroſt durchs Leben. Wenn auch mancher Sturmwind brauſet, - er iſt Dir nur ein ſanftes Säuſeln der Vatergüte Gottes.

Zum freundlichen Andenken geſchrieben
von Deinem
Dich liebenden Freund und Lehrer

Berlin, den 20. Jan. 1842. F. W. K.

*

Wo Du hinblickſt, o da winke
Dir die Freude zu,
Und wie Thau aus Wolken ſinke
In Dein Herz die Ruh.
Stets ſoll Dich das Glück liebkoſen,
Daß Dir nichts gebricht,
Wandle wo Du biſt auf Roſen
Und Vergiß mein nicht.

Dies der Wunſch Deiner Dich liebenden

Berl., den 7. Mai 1852. Couſine A. W.

*

Stets wandle auf blumigen Pfaden dahin,
Wo Roſen und Veilchen und Myrthen Dir blühn.
Und darf ich etwa ein Blümchen nach ſtreun,
So ſoll es ein ſchönes Vergiß mein nicht ſein.

Zur Erinnerung an Deine Dichliebende Freundin

Berl., d. 7. April 1842. M. M.

*

Vergiß es nie, geliebte Lina, wohin Dein Fuß auch flieht,
Daß Dich das Auge Deines Gottes sieht.

Diese Erinnerung hat Deine Dichliebende
Lehrerin und Freundin F. T. in Dein
Stammbuch aufbewahrt.

Berlin, den 14. März 1842

*

Du bateſt mich aus Freundſchafts-Liebe,
Daß ich mich in Dein Stammbuch ſchriebe,
Drum will ich Dich zum Angedenken,
Vier Silben in dein Stammbuch ſchenken,
Des Morgens denk' an Deinen Gott!
Des Mittags eß' vergnügt Dein Brod!
Des Abends denk an Deinen Tod,
Des Nachts verſchlafe Deine Noth.

Zur
Erinnerung an Deine Freundin
L. S.

Berlin, den 15. April 1842

Sprüche aus einer Orakelpuppe.

Ein Mädchen nach der Mode
Dies iſt mein Zeitvertreib
Die lieb ich bis zum Tode
Und nehm gewiß kein Weib

*

Wer kommen will zu hohen Jahren
Laß zeitig Wein und Weiber fahren

*

Mädchen, die nach ihren Trieben
Spielen, küſſen, tändeln, lieben,
Dieſe zieh ich allen für;
Gelt, Freund, die gefallen dir.

*

Mancher geht nach Wolle aus
Und kommt geschoren selbst nach Haus.

*

Wer nicht auf Wein und Liebe hält
Der ist ein Holzbock in der Welt.

*

Ich könnte mich eher der Hölle verschreiben,
Als immer getreu nur dem Einz'gen zu bleiben.

*

Wohl wird's den Männern an Mädchen nicht fehlen,
Doch fordert's viel, nicht die Schlimmste zu wählen,

*

Trink am Abend Schokolade und am Morgen den Kaffee,
Küß und laß dich wieder küssen, ist der Jungfern ABC.

*

Das erste Weib war durch den Teufel
Durch's Weib der erste Mann verführt,
Seitdem hat stets die Frau der Teufel,
Die Frau den Mann regiert.

*

Musik, Gesang und Bier und Wein
Und dann die schönen Kinder
Wer das nicht liebt, der ist von Blei
Tröst Gott den armen Sünder.

*

Ein Mädchen sehn und nichts empfinden
Ist eine von den großen Sünden.

*

Großen Herrn und schönen Frauen
Soll man dienen aber nicht trauen.

*

Begehre nie ein Glück zu groß
Und nie ein Weib zu schön
Der Himmel könnte dir dies Los
Im Zorne zugestehn.

*

Gott im Herzen
Ein Mädchen im Arm
Das eine macht ſelig,
Das andre macht warm.

*

O drückte jeder Kuß
Ein ſchwarzes Fleckchen ein
Wie würd die Welt
So voller Mohren ſein.

*

Wer ſeine Magd zur Hausfrau macht
Der wird von ihr recht ausgelacht.

*

Du magſt lachen oder brummen
Kinder wirſt du in Menge bekummen.

*

Des Mädchens Laune iſt blau und grau
Doch alle Farben hat ſo eine Frau.

*

Tu nicht ſo ſpröd mit deinen Schätzen
Einer muß ſich dran ergötzen.

*

Frauengunſt und Lautenklang,
Klinget wohl, aber währt nicht lang.

*

Jungfern ſollen wie die Schnecken
Immerfort im Hauſe ſtecken.

*

Dem Himmel ſchenke dein Gemüte
Und deinen Leib der Welt
Des Tages denk an ſeine Güte
Des Nachts an den, der dir gefällt.

*

Des Tags ein Bär
Des Nachts ein Schaf
Ein ſolcher Mann iſt eine Straf.

*

Die Mädchen und die Frauen sind
Veränderlich wie Märzenwind.

*

Zuerst das deutsch Geschriebene zu lesen, dann das lateinisch Geschriebene, und dann erst ganz durch!

Hab du nur deine Lust
An eines Mädchens Brust
Der hat sich wohl gestellt
Wer sich zum Mädchen hält
Es ist vortrefflich schön
Den Mädchen nachzugehn
Drum wünsch ich dir allein
Bei Mädchen stets zu sein.

Mein Freund, an hohen Gaben
Wird man sich selten laben
Wer Kunst und Weisheit liebt
Der ist nun stets betrübt.
Bei seiner Arbeit sitzen,
Kann wahrlich nicht viel nützen
Mit Fleiß die Kunst zu treiben
Das rat ich dir, laß bleiben.

*

Wer Gott und eine Jungfer liebt
Und beide, wie er soll
Der ist an Seel und Leib vergnügt,
Es geht ihm immer wohl.

*

Mein Herz ist klein
Sieht niemand hinein
Als ein einziger Bub
Der hat den Schlüssel dazu.

*

Ach, wie ist die Liebe so herrlich,
Wäre sie nur nicht so gefährlich.

*

Seht nur, er ist ein Pietist,
Der Jungfern liebt und Weiber küßt.

*

Die Brillenmacherei
Ist sehr in Abgang gekommen
Denn durch die Finger sehn
Hat überhand genommen.

Wie die Taschenbücher weniger der Literatur dienten, sondern eine Modesache waren – zierliche Dinger, die man sammelte, an deren Umschlag und

Ausstattung man sich freute, – davon erhalten wir ein anschauliches Bild in Hermann Marggraffs für die Geschichte des Jungen Deutschlands wichtiger Darstellung der Kultur und Literatur um 1840.

Damit der Leser es weiß: wir befinden uns jetzt auf dem Tanzboden der Zeit, wo die Taschenbuchmacher und der selige Clauren – von dem ich recht wohl weiß, daß er noch halbewege von dem pekuniären Erfolge seines jetzt verstorbenen Ruhmes existiert – den Reigen der Literatur anführten. Die bare, nackte und frevelhafteste Mittelmäßigkeit hatte mit ihrem Fett- und Wasserbauche auf dem Lotterbett der schönen Literatur und den Dielen der Bühne Platz genommen. Da dehnte sie sich und blinzelte mit den Augen und fertigte aus dem allerweichsten Wachs der Sprache kleine zärtliche Figuren mit küßlichen Lippen und sammetnen Wangen, zierlichen Wädchen und angenehmen Beinchen, die bis zum Strumpfband zu sehen waren, denn das Mimili-Röckchen war doch gar zu kurz, und vom Busen wegen des ausgeschnittenen Mieders manches Menschliche zu sehen, und was so nett wächsern gedreht war, bestrich dann dieselbe Mittelmäßigkeit mit dem Speichel einer krankhaften Phantasie und bunten, mit schädlichen Stoffen versetzten Schminkfarben. Da kam denn so ein Spielwarenhändler, kaufte sich die zierlichen Dinger, bezog damit den Markt der Literatur und schlug seine Bude auf, Taschenbuch oder Almanach oder Taschenkalender oder Tulpen, Rosen, Nelken, Amaranthen, Vergißnichtmein genannt. Die Mittelmäßigkeit aber übt auf die mittelmäßige Menge eine große Gewalt aus, wenn nicht eine schwere Not der Zeit, oder eine Zeit der schweren Not vorhanden ist und die Weltgeschichte durch laute Mahnungen nicht zum Ernst und zur männlichen Würde auffordert.

Alles nahm eine Taschenbuchnatur an, und die Form der Novelle wurde übermächtig. Tieck erweiterte ihren Wirkungskreis und gab ihr die Anwartschaft auf das Amt, Kunst- und Literaturfragen abzuhandeln. Seine Novellen sind kleine Meisterstücke in ihrer Art, aber so wenig wie Miniatur-Statuen dazu geeignet, zu imponieren und im Pantheon unserer Literatur eine maßgebende, überragende Rolle zu spielen. Sie verhalten sich zum Romane wie das Lied zum Epos und Drama, nur mit dem Unterschiede, daß das Lied viel selbständiger da-

steht, als die Novelle, die mehr eine erweiterte Anekdote, die Erzählung einer einzelnen Begebenheit ist, oder ein auf seine einfachsten Ein- und Ausgänge reduzierter Roman. Dies fühlte Cervantes wohl, der seine Novellen, ihres geringen Umfanges wegen, als Episoden in seinen Don Quijote eingeflochten hat, obgleich man freilich zugeben muß, daß die Tieckſche Novelle an geistigem Inhalt zu hoch angewachsen, ja fast eine ganz andere Gattung ist, als daß sie nicht eine Vergleichung mit den in ihrer Art wieder viel liebenswürdigeren und poetischeren Novellen des Cervantes übelnehmen sollte. Jedenfalls spiegelt sich in dieser Gattung der Novelle die Schwächlichkeit einer Literaturperiode ab, welche darüber ganz außer sich geriet, daß sie es, ohne ein Epos, ein Drama, ja nur einen Roman von mustergültigem Wert und eine Lücke in der Nationalliteratur ausfüllendem Inhalte erzeugt zu haben, bis zu dieser kleinen Hügelformation von meisterlich geschriebenen Dichter- und Künstlernovellen gebracht hatte.

Die schöne Literatur zerschlug sich damals auf eine fast furchtbare, ihre nationale Bedeutung ernstlich bedrohende Weise in bloße Unterhaltungsschriften, große und kleine Romane, Novellen und Novelletten. Selbst Tieck und Hoffmann flüchteten sich in die Taschenbücher. Die Journale waren von diesem Genre des bloß Romanhaften und Unterhaltenden überfüllt. Einer ahmte immer dem andern nach. Nur Hoffmann trat als eine markierte Erscheinung aus dieser allgemeinen Familienähnlichkeit heraus. Er blieb, wie er von Hause aus war, fix und fertig in seiner phantastischen, musikalisch enthusiasmierten, fratzenhaft bizarren Natur, und nur in den wenigsten seiner kleinen Erzählungen brachte er es zu einer Art Kunstform. Diese Erzählungen haben aber auch dann eine Fülle von lebenshaltigem Stoffe. In seinen Mären, Nacht- und Phantasiegemälden wimmelt es von Sandmännern, dämonischen Gestalten, zerrissenen Zerrbildern von Charakteren und den carteſianischen Teufelchen eines ergrimmten, höhnenden Humors. Hoffmann, diese in ihrer Wunderlichkeit echt deutsche Erscheinung, bildete sich in dieser Absonderlichkeit auf dem Wege des Mißbehagens aus, das er an der spießbürgerlichen Organisation der modernen Menschheit empfand. Mit seinem reinen Enthusiasmus sah er sich vereinzelt stehen, und aus Trotz schleuderte er die Hohnbilder seiner wüsten Elementar- und Nachtgeister ballenweise an die eiserne Stirn der entherzten

gemeinen Wirklichkeit. Dieſen oppoſitionären Charakter aus Hoffmanns Schriften herauszuleſen, war den wenigſten möglich; alles las ihn des Vergnügens und der Verdauung wegen; niemand bedauerte ihn, niemand ahnte die tränenwerte Kluft, die zwiſchen dem enthuſiasmierten Schriftſteller und dem ausgetrockneten Leſer oder der gemütlichen Leſerin lag, die ſich doch auch einmal „grauen" wollten.

(Hermann Marggraff, „Deutſchlands jüngſte Literatur- und Kulturepoche".)

Von der ſeltſamen, ja hyperttrophiſchen Überſchwenglichkeit des Gefühls, die ſich in den literariſchen Freundſchaftsbeziehungen der Zeit äußerten, geben wir Beiſpiele von Kerner, der Rahel Levin und Heine. Daß eine Zeit, die ſoviel geiſtreiche Frauen ſah und in der letzten Generation geſehen hatte, viel über das Spiel der Liebe und die Beziehungen der Geſchlechter zueinander nachgrübelte, dafür mag hier nur ein charakteriſtiſcher Brief Emma Förſters, einer Tochter Jean Pauls, angeführt werden. Dieſer Überſchwang des Gefühls aber in einer Zeit, die an allen Grundfeſten ihrer Empfindungen rüttelte, in vielem nach Neuem ſtrebte und ihre Halbheit empfand, mußte oft zur Selbſtvernichtung führen. Und in Wahrheit herrſchte zu Ausgang der 30er Jahre eine für die geiſtige Volkskraft höchſt gefährliche Selbſtmord-Epidemie, die aber geradeſo wie im Rußland der Revolution zu Beginn unſeres Jahrhunderts auch politiſche Hintergründe haben mochte. Marggraff verdanken wir ein anſchauliches Bild dieſer unheilvollen Verwirrung.

An Juſtinus Kerner.

Dresden, den 22. Juni 1816.

Teurer, inniger Menſch! Ich kann nach dem Empfang Deines Briefes, der in dieſem Augenblick mir gebracht wird - ich kann nicht anders in dieſem Augenblick, als Du zu Dir ſagen, ſo hat er mir die innerſte Seele ſchmerzlich ſüß durchdrungen. Nimm dies Zeichen meiner Liebe mit Deiner Liebe auf. Es gibt noch göttliche Pulsſchläge im Leben, wo wir einander wunderbar einfach klar werden, und das kann nirgends anders herkommen, als weil uns in ſolchen Gott beſonders zu ſich zieht, denn in ſeiner Liebe wird ja das dunkle Leben ſelbſt ein lichter Punkt - ſolche Blicke müſſen wir freudig feſthalten, und ſollten und könnten wir ſelbſt wieder kälter über dies Aufwallen nachdenken, es ſind doch die ſchönſten des Lebens geweſen, und ſooft ſie wiederkehren, kehren wir aus weiter, ſtarrer, bleicher, neblichter Fremde in uns ſelbſt heim. Fühlſt Du hierüber wie ich, - und wie ſollte dies

denn anders möglich sein? – so sei mit mir freudig, daß jenes kleine Mißgeschick mit Deiner Dichtung Deinen Brief veranlaßte, der mich über allen Schmerz wegen Deines mir nicht deutlichen Betragens hinweghob an Dein mir in dieser Deiner Schmerzensbeleuchtung sonnenklares Herz! Dieser Brief ist eine höhere Verschreibung unserer Freundschaft, die, mir sagt es, was gut und rein ist an meiner Seele, überreicht in jenes in Gott selige Geisterreich. O Kerner! was kann solche überwallende Liebe auf Erden, wie wir sie im Busen tragen, was kann sie anders, als das ganze Leben in einen stillen Schmerz verwandeln? Aber den Kalten ist dies Leben Stein; wohl uns, daß es uns zur Träne wird, worin sich sehnsüchtig der Himmel spiegelt. Dieser stille Schmerz ist ja der Flügel, der uns ihm entführt und uns verläßt, ehe das Heimweh zur selbstzerstörenden Flamme geworden. O Sehnsucht, Sehnsucht, du Befreier! Das Manuskript der Hesperiden wird erst in diesen Tagen nach Leipzig abverlangt werden. Da die ganze Dichtung von Dir im Morgenblatt abgedruckt ist, so trage ich Bedenken, sie sogleich wieder im 1. Band abdrucken zu lassen. Es hat mir innig leid getan. Ich habe sie sehr lieb. Vielleicht kann sie doch noch später darin vorkommen, besonders wenn durch irgendeine Anmerkung in dem Morgenblatt darauf aufmerksam gemacht werden könnte, daß diese Dichtung als Probe meiner Hesperiden abgedruckt wäre. Könnte dies geschehen und Du mir sogleich davon Nachricht geben – so wäre vielleicht noch alles ins Gleis zu bringen. Ich wünschte, daß Rückert mit mir in einige Verbindung träte. Ich als der Ältere kann nicht den Anfang machen. Von Assur habe ich fünf herrliche Gedichte in diesen Band gewonnen. Dank für die Deinen! Ich kann heute nicht mehr. Fouqués Sängerliebe ist eines der höchsten Bücher, die je gedichtet wurden, das bin ich überzeugt.

Nachschrift.

Sonntag früh, 23. Juni.

Ich wehre es meinem Herzen nicht, Ihnen, mein teurer Kerner, dies Blatt der Innigkeit, das ich gestern schrieb, oder vielmehr, worauf ich Herz und Träne der Rührung abdruckte (die Tränenspur ist ihm auch geblieben), zufliegen zu lassen. Ich fühle es, es ist ein anderes, das heilige Gefühl einer schönen Stunde meilenweit reisen zu lassen, als wenn es wie der Sonne Strahl von Herz zu Herzen dringt, als könnt' es sich nicht unterscheiden lassen, von welchem Herzen, in welches es

floß, – aber auch das meilenweit reisende trifft je ein Gemüt, das mit Freuden um einen Blick der Ewigkeit das hingibt, was die Menschen Zeit und Raum, lange Vergangenes und weit Entferntes nennen, und so nimm das stille Herzblatt, herziger Freund! . . .

Gott sei mit Dir –

Isidorus.
(Graf Loeben.)

(Theobald Kerner, „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden".)

Heine an Rahel.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich reise nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repressalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorsagte: „Du willst Frau von Varnhagen vergessen!", es ginge doch nicht. Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen, Ihr Geist hat einen Kontrakt geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen im schönsten und herrlichsten aller Himmelstäler wiederzusehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres sein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche, wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie tun es gewiß; haben Sie ja schon Anno 1822 und 1823 Ähnliches getan, als Sie mich kranken, bittern, mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in diesem Leben nicht verdient und nur wohlwollenden Erinnerungen einer früheren Konnaissanz verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine.

Rahel an Gentz.

Sonntag morgen 8 Uhr, den 3. Oktober 1830.
Das schönste Sonn- und Mondwetter.

Der Himmel hat Sie gesegnet, sah ich völlig ein, als Fluten von Segen aus meinem Herzen für Sie strömten, nachdem ich Ihren paradiesischen Brief eben gelesen noch in Händen hielt. Ich fühle eine

ewige Fortdauer, köstlicher, reiner Freund, in dieser Übereinstimmung: die ist tiefer gegründet, bezieht sich auf Höheres, Unerschütterlicheres, als auf diesen Weltwirrwarr - im höheren Sinne dieses Worts! - keine unserer Strebungen sind hier rein; das heißt, können unmittelbar sein; als die freie, von uns selbst nicht zu bändigende Liebe, zu Gegenständen, die sie ins Leben zu reizen vermögen. Dieses Leben des Herzens ist allein wahr, reell, das wußt' ich, als ich ein Kind war, ein wirkliches Kind dem Alter nach: und Triumph! ich weiß es noch. Höchster Triumph! - Triumph ist nicht Sieg; Triumph ist Glück - mein bester Freund weiß das nun auch; bestätigt's sich und mir, durch glückliches Erleben.

Gutbestellte Herzen können immer verliebt sein, wollen es immer sein. Nur richtige Gegenstände dazu finden sie selten: daher das Liebesunglück all. Auch ist das Herz aus einem andern Dasein, und für ein anderes: und schafft sich auch in seinem Dunkel immer ein anderes; wie ursprünglich ein jeder Mensch ein komplettes Original sein könnte und, unverdorben, dies auch in Gestalt und Wesen zu zeigen vermöchte; und also gediehen, ein vollkommener Gegenstand der individuellsten Liebe zu sein fähig wäre. Aber alles ist unter dicker Rinde der höchsten Verwirrung, in einen Aufruhr von Gemengsel und Verfehlung: sonst müßten alle Menschen lieben können, nur lieben wollen; und auch in unserm Alter lieben. Glückauf! köstlicher Freund! und auch dazu dieser Zuruf; weil dieser Lebenszustand Ihre Tage erfüllt, erhellt; reich macht, ihnen Bedeutung, Grund gibt; alle Augenblicke darin Beziehung und Zweck erhalten: nicht allein also des kostbaren Ungrunds dieses Zustandes wegen; der das reinste höchste Geschenk des Himmels ist; ja, ein Stück von ihm selbst, auf der Irr- und Probebahn mitgegangen. - -

Nochmal Glückauf, zu unserer Frische! Unsre Jugend war kein Blendwerk. Wir lieferten ihr Grüne und Leben: sie bestand nicht nur aus Unkunde, und ungekränkter Haut, sondern aus Fülle, Tiefe, Leben und Keimdrang; zum ewigen Weiterleben sind wir aufgelegt; vermögen zu lieben; und begründeter nur wird unsre alte Freundschaft, die nicht altern kann. Einen Tempel möchte ich in ewiggrünem Hain stiften, um für Ihre erneute Gesundheit zu danken; ja, mit Ruhe und Ungestörtheit (Grundlage ellec Pflege) kann man sie wiedererlangen; sogar die verlorne.

Auch ich habe noch ein Liebeherz. Ich liebe mit neuer, niegekannter Zärtlichkeit einen reinen Tautropfen des Himmels, ein sechsjähriges Nichtenkind. Aber auch in dieser Liebe erfahre ich Störung, Kontradiktion. Und muß meinen Gegenstand oft leiden sehen!! - Das Mädchen gehört mir nicht. - Aber das Kind gehört, höheren Ortes her, mir. Mein Blut, meine Nerven: meine Schnelligkeit: herzweich und herzstark. Vernunftkind nenne ich es; fromme Tochter. Aber sie ist hübsch, graziös: reizend, leichtsinnig: und ganz anders als ich. Vor Gott und Menschen angenehm. Sechs Jahre segne und pflege ich sie mit allen meinen Kräften. Ich denke in meiner tiefen Überzeugung und Religion: daß das Kind und ich immer wieder zusammenkommen werden. - - Von mir könnte ich Ihnen nur mündlich Rechenschaft geben: wie ich bin, hab' ich Ihnen gesagt: wie es mir geht, könnte ich Ihnen nur erzählen. Wissen Sie so viel: noch find' ich mich immer wieder; und bin ich nur einigermaßen ungestört, find' ich auch einen stillen See in der Seele: Natur, Luft und Wetter fühl' ich wie zu fünfzehn Jahren; und Menschenseelen auch; wenn ich sie finde. - Ich eile, daß Sie diesen Brief erhalten, und umarme Sie aufs zärtlichste. Welche große schöne Ursache muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten! Ich beuge mich! Nochmals Dank, daß Sie mir schrieben! Ewigen Dank, wie ewige Liebe.

Fr. V.

An Fanny von Welden.

München, 17. November 1826.

Du hast schon recht: die Männer lieben nicht wie wir. Sie haben die dreifache Bewegung des Mondes; die erste um sich, die zweite um die Erde, d. h. ihre Geliebte, und die dritte um die Sonne der Welt; indes wir dummen Dinger nur eine kennen, höchstens zwei. Mit Vergnügen sehe ich hier, daß ich nicht so dumm geworden bin, wie ich an Luise klagte. Jener Einfall ist ganz hübsch, aber was ich aus ihm beweisen wollte, ist noch nicht da. Der Mann will nämlich nicht bloß lieben, sondern auch, und zwar aus Eitelkeit, die fremde Liebe mehr sehen, als glauben, und darum verlangt er von uns das Hinwegsetzen über die Formen. Das ist sein Teil. Unserer aber, daß wir etwas opfern, nicht der Forderung, sondern der Liebe willen. Und wir tun's

auch, wenn ſie in rechter Art iſt. Grüble aber nicht zu ſehr! Dein Gefühl ſteht unter der Herrſchaft Deiner Reflexionen, und das iſt ein gar gefährliches Ding. Die Phantaſie lügt uns dann Empfindungen vor, die wir glauben, aber nicht haben. Ich weiß es von mir. Ich hatte eine Zeit, wo jedes Gefühl ſich vom Verſtand einen Paß ins Herz erbitten mußte. Das war eine garſtige Zeit; die iſt gottlob lange vorbei. Jetzt ſpaziert alles ins Herz, und das fühlt ſich wohl. Gib Dich einmal unbefangen dem augenblicklichen Eindruck hin. Du überſchreiteſt gewiß nicht die Schranke.

Odilie ſchrieb aus zu großer Wehmut noch nicht an mich. Es iſt ein reiches Gemüt; man beurteilt es am beſten, wenn man daran glaubt. Menſchen und Gegenden gewinnen durch die Ferne; man ſieht dann das Ganze, es drängt ſich zu einem Bilde zuſammen, indes die Nähe nur Teile zeigt. Es iſt keine Falſchheit oder Eigenſinn, wenn die Kinder am liebſten das haben, was ſie nicht erlangen können, oder wenn wir den Geſtorbenen mehr lieben als den Lebendigen – wir ſehen ihn ganz.

Daß ihr die „Unſichtbare Loge" leſt, freut mich ſehr, weil wir eben auch dabei ſind. Alles wird euch aber nicht gefallen, und ich zittere vor Euerm Urteil. Es iſt noch zuviel Jugend darin; die vielen Abſchweifungen ſind nicht äſthetiſch ſchön; man verliert immer wieder die Geſchichte. Auch der Vater gab mir recht und ſagte, bloß die Naturſchilderungen wären gut. Eigentlich iſt das Ganze nur eine Skizze des Titans. Der Siebenkäs wird euch mehr erfreuen, obwohl er nur komiſch iſt.

Ich habe die jungen Maler dazu gebracht, bei uns zuweilen vom Vater zu leſen, da ſie, außer einem, wenig von ihm kennen. Das gibt uns recht frohe Abende.

(B. Förſter, „Das Leben Emma Förſters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen".)

* * *

Wir haben erlebt, daß Knaben von neun Jahren ihr Taſchengeld aufſparten, um ſich Pulver und eine Piſtole zu kaufen und den Akt einer lärmenden Selbſtentleibung zu vollziehen. . . . Selbſtmorde wie derjenige der trefflichen Charlotte Stieglitz, welcher ſich, ſoviel wir ahnen können, aus Motiven der Aufopferung herſchreibt, ragen mit einer Art Heiligenſchein über die Heerſchar der gewöhnlichen Selbſtver-

nichtungen hinweg, soweit man einem Selbstmorde die Glorie der Heiligkeit zugestehen darf; denn auch dem Heiligsten, und wieviel mehr hier, hängt sich immer noch irdischer und trüber Stoff genug an. Was man liebt, muß man auch töten können, sagt irgendwo Johannes Falk. Mithin wäre die Überhandnahme der Selbsttötung gerade in den Zeiten der Selbstliebe und Selbstsucht sehr wohl erklärlich. – Je gesunder eine Zeit, desto seltener die Selbstmorde, desto edler die Motive, ja, desto einfacher die Todesart selbst; je krankhafter, zerfallener, verwickelter und verfeinerter eine Zeit, desto häufiger der Selbstmord, desto unedler die Motive, desto raffinierter und mannigfaltiger die Todesart. . . . Bei uns war die Pistole eine Zeitlang an der Tagesordnung; jetzt ist man bereits raffinierter, man ist nicht zufrieden mit dem Erschießen, Erhängen, Ersäufen, Vergiften, man weiß exquisitere Todesarten in Anwendung zu bringen. Es ist gar keine Norm mehr, es herrscht, wie in der Literatur selbst, die vollste Willkür. Einige Mystiker schlugen sich selbst ans Kreuz, unglücklich Liebende oder junge Dichter, die mit ihren Melodramen nicht reüssierten, ersticken sich in unserer Zeit der Dampfanwendung mit Kohlendampf, Napoleonisten stürzen sich von der Vendomesäule, ein Mädchen verschluckt Nähnadeln in Honigkuchen, bis ihre Eingeweide in unheilbare Geschwüre übergehen, ein Mann in Birmingham kriecht in einen glühenden Ofen und verkohlt sich darin, andere kauen und verschlingen Glas, ein genialer Selbstmörder stürzt sich unter die zermalmenden Räder eines schwer belasteten Wagens, eine ganz neue Erfindung, die ihre Nachahmer fand; ein Engländer erhängt sich, indem er sich mit Lichtern bespickt und der eingeladenen Gesellschaft als Kronleuchter dient – man sieht, daß es uns nicht an Erfindungsgabe fehlte, und daß der Humor selbst bei dieser schrecklichen Angelegenheit keine untergeordnete Rolle spielt. Wenn sich Sappho, die glühende Liebende, vom leukadischen Felsen herab in die Wogen des Meeres stürzt, so ist darin eine Art Poesie, man sieht ihr begeistertes, gerötetes Antlitz, ihre brennenden Augen, ihre hehre Gestalt auf dem Felsen, die Lyra im Arm, wie eine Gottesseherin, jetzt schwingt sie sich herab, die weiten wallenden Gewänder fliegen, die Wellen des losgebundenen Haares wogen im Winde, das Meer, verlangend, streckt seine feuchten Arme ihr entgegen, sie berührt es mit der Sandale, die Wogen brausen hoch auf, dumpf mur-

melnd, sie verhüllen die Gestalt, sie bergen das glühende Herz in der kühlen Tiefe. Wenn aber Luise Brachmann, die keine so liebeflammenden Lieder gesungen hat wie Sappho, bei Nacht und Nebel an das niedrige Ufer des unberühmten Flusses hinausgeht, im modernen Nachtgewande, einen Stein mit berechnender Kunst um den Hals geschlungen, so überfällt uns etwas wie ein ganz gemeiner moderner Schauder, etwas Unheimliches, was sich nicht gut bezeichnen, aus dem sich aber kein Fünkchen Poesie entwickeln läßt.

(Hermann Marggraff, „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche".)

Poſt und Reiſen.

Während in England zu gleicher Zeit die Perſonenbeförderung durch die Poſt ſchon vorzüglich ausgebildet war, die Poſtwagen ſelbſt über ein gutes Pferdematerial verfügten und ein Syſtem von verſchloſſenen Kontrolluhren eingeführt war, war in Deutſchland die Poſt wirklich recht kümmerlich, und das Klagen darüber nahm kein Ende. Erſt unter dem Oberpoſtmeiſter Nagler beſſerte ſich das Poſtweſen. Ein Chroniſt aus dem Jahre 1831 iſt ſchon höchſt entzückt über die Verbeſſerung in Brief- und Perſonenbeförderung. Sind doch bei 61 Kaufleuten in Berlin ſog. Briefſammlungen errichtet worden, die täglich ſechsmal unfrankierte Briefe entgegennehmen; die für Berlin ſelbſt beſtimmten Briefe werden innerhalb weniger Stunden zur Beförderung gebracht. Daß ſie aber vorher durch den Kolonialwarenhändler meiſt mit Öl- und Petroleumflecken verſehen wurden, verſchweigt der Chroniſt. Die angenehme Seite dieſer Briefbeförderung war aber, daß die Kinder ſich darum riſſen, Briefe zum Kaufmann zu bringen, weil ſie von ihm, der wohl einen kleinen Nutzen daran hatte, durch Zugaben von Bonbons dazu aufgemuntert wurden.

Ein neuer Stamm junger und gewiſſenhafter Poſtbeamter wuchs langſam heran, die Alten wurden penſioniert oder ſtarben aus, und ſo wird mit dem Beginn der Eiſenbahn am Ende der Biedermeierzeit das Poſtweſen in die heutigen Formen überführt.

Daß man in der Zeit politiſcher Überwachung vor der Verletzung des Briefgeheimniſſes nicht zurückſchreckte, und daß alle Briefe an irgendwie verdächtige Perſonen, vorzüglich aber an Literaten, geöffnet und nach Fixierung des Inhalts ſorgfältig wieder geſchloſſen wurden – war eine allbekannte Tatſache. Deswegen ließ man wichtige Briefe gern durch Privatperſonen beſorgen, während man andererſeits ſich ein Vergnügen daraus machte, durch fingierte Mitteilungen die Behörden zu düpieren.

Poſtweſen.

Die Literatur der Reiſen in Deutſchland klagt unaufhörlich über die ſchlechten Wege und die mangelhafte Einrichtung des ſächſiſchen Poſtweſens, obwohl dieſe Dinge im Preußiſchen eben nicht beſſer beſchaffen ſind.

Wer nicht eine Bruſt von Erz, Kaldaunen von Kupfer und einen Allerwerteſten von Platina beſitzt, dem raten wir wohlmeinend, dort keine Reiſe mit der ſogenannten ordinären Poſtkutſche zu unternehmen, denn dieſe iſt in der Tat gar zu ordinär.

Der alte Kaſten ruht unmittelbar auf der Achſe, und die Sitze erinnern an die Härte des engliſchen Stahles; Kunſtſtraßen findet man nur in der Umgegend der Hauptſtadt, und befährt man mit der ordinären Poſtkutſche die übrigen erbärmlichen Wege des Landes, ſo riskiert man geradezu, etliche Rippen zu brechen.

Wer keinen eigenen Reiſewagen hat, kommt mit Extrapoſt nicht viel beſſer fort; denn die Fahrzeuge, auf welche man zuweilen geladen wird, gleichen auf ein Haar einem Armenſünderkarren.

Die ordinäre Poſtkutſche bewegt ſich mit unbeſchreiblicher Langſamkeit vorwärts, ſtundenlang muß man auf jeder Station harren, und mir ſelbſt iſt es begegnet, daß ich mit ſolcher Gelegenheit in vierundzwanzig Stunden kaum acht Meilen zurücklegte. Nichtsdeſtoweniger ſoll das Poſtweſen unter ſeinem jetzigen Chef, dem alten ehrwürdigen Seegebart, ungemein gewonnen haben; wie mag es früher beſchaffen geweſen ſein?

Die preußiſche Regierung ſoll zwar beſchloſſen haben, durch ihr ganzes Land Kunſtſtraßen anlegen zu laſſen, doch die ganze Ausführung des Unternehmens werden jetztlebende Generationen ſicher nicht ſehen. An einigen Orten des Königreichs, wo man Kies und Steine viele Meilen weit zuführen müßte, wird die Anlegung und Unterhaltung der Kunſtſtraßen auch in der Tat ſehr ſchwierig, wenn nicht unmöglich werden.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenſeiten".)

Die Poſtſchnecken.

Alle Verkehrsmittel des alten Deutſchlands ſtanden im Zeichen der Langſamkeit; Poſtkutſche und Flußboot gleicherweiſe. Deſſen ſprichwörtliches „Kriechen" war allerdings zu verſtehen und zu entſchuldigen – mit dem Strome ſchwimmen und mühſames Treideln kann nichts Raſches ſein; aber die Poſtchaiſe ging auch nur im Schneckentempo, trotz des Vier- oder Sechsgeſpanns! Die Begriffsbeſtimmung

in „Zedler": „Post, Cursus publicus, heißet auch ein Wagen, welcher mit gleicher Geschwindigkeit durch Wechsel-Pferde Tag und Nacht fortgeht, und da Personen, Pferde und Güter mit fortkommen können" - ist durchaus keine richtige; denn von gleichmäßiger Geschwindigkeit war in den deutschen Postbetrieben des Einst gar wenig zu merken. Immer und überall verspäteten sich die Postkutschen. Im Jahre 1720 hatte ein preußisches Postedikt bedauernd eingestehen müssen, daß die „Versäumnisse auf den einzelnen Stationen drei bis vier Stunden betragen", und noch ein volles Jahrhundert danach war diesem Unwesen nicht gesteuert! 1821 machte Börne eine Reise von Frankfurt nach Paris; in seiner kuriosen Satire: „Monographie der deutschen Postschnecke, ein Beitrag zur Geschichte der Mollusken und Testazeen" findet sich eine Statistik („Stillstandslehre") mit einer „Berechnung der Zeit, die ich mich zwischen Frankfurt am Main und Stuttgart aufgehalten habe": mehr als ein Drittel der Fahrzeit entfiel auf die Aufenthalte! Jene betrug vierzig Stunden, diese beliefen sich auf vierzehn Stunden vierzehn Minuten! In Heidelberg rastete man drei Stunden, in Heilbronn gar drei Stunden zehn Minuten lang! . . .

Wir brummen, wenn unser Expreßzug auch nur um ein paar Augenblicke länger hält, als fahrplanmäßig festgesetzt; in Börnes Tagen aber nahm man dies, wenn auch verdrießlich, so doch als etwas Selbstverständliches hin. Es ging eben nicht anders - Schwagers Gäule waren eben keine Rennpferde! Und er und seine Genossen keine Fahrkünstler. Das Gegenteil wohl.

Diese Schwager! . . . Eigentlich verstanden sie gar nichts, als zu „blasen". Mußten das auch tun, ex officio: Seit 1616 waren sie in Preußen beim Einfahren ins Städtle verpflichtet, vom Tor bis zur Post zu musizieren; eine Postordnung noch von 1812 gebot ausdrücklich: Schwager habe „fleißig und wohl zu blasen". Und unter den Klängen der ärarischen Musik quälten sie ihre Fahrgäste.

Weit über des Reiches Grenzen hinaus kannte und fürchtete man die „Schwagers", machte sich auch über sie und die durch ihre Person repräsentierte „Post" lustig, über diese „deutsche Plage" - . . . Etwa wie Byron, der im „Don Juan" Gelegenheit nahm, Thurn-Taxis eins zu versetzen:

„Hurrah! how swiftly speeds the post so merry,
Not like slow Germany, wherein they muddle
Along the road, as if they went to bury
Their fars; and also pause besides, to fuddle
With ‚Schnapps' – sad dogs! whom ‚Hundsfot' or ‚Verflucter'
Affect no more than lightning a conductor.

Now, there is nothing gives a man such spirits,
Leavening his blood as cayenne doth a curry,
As, going at full speed – no matter where its
Direction be, so't is but in a hurry . . ." [1])

Deutsche spöttelten über ihre Post natürlich noch mehr. Lichtenberg zog einen hübschen Vergleich zwischen der besten Kutschpost seiner Jahre, der englischen, und ihrer heimischen Gegenfüßlerin: „Ein rechtes Hindernis von Intrigen – meinte er in seiner drolligen Weise – ist der feine und lobenswürdige Einfall der Postdirektion in Deutschland, durch den eine unzählige Menge von Tugenden des Jahres erhalten werden, daß sie statt der englischen Postkutschen und Maschinen, in denen sich eine schwangere Prinzessin weder fürchten noch schämen dürfte, zu reisen, die so beliebten offenen Rumpelwagen eingeführt hat. Denn, was die bequemen Kutschen in England und die dortigen vortrefflichen Wege für Schaden tun, ist mit Worten nicht auszudrücken.

„Fürs erste, wenn ein Mädchen mit ihrem Liebhaber aus London des Abends durchgeht, so kann sie in Frankreich sein, ehe der Vater aufwacht, oder in Schottland, ehe er mit einem Verwandten zum Schluß

[1]) „Hurra, wie saust die Post von Ort zu Ort!
Nicht wie in Deutschland, wo sie faul sich stützen,
Als führ' man eine Leich' in Grabesport,
Wo jede Pause sie zu schnapsen nützen,
Ein „Hundsfott" und „Verfluchter" und so weiter
Rührt kaum dies Volk, wie Blitz den Blitzableiter.

Nichts aber macht den Menschen wohl so heiter
Und jagt sein Blut wohltätiger von der Stelle,
Als geht's dahin, gleichviel wohin, nur weiter,
In voller Hast und flüchtiger Blitzesschnelle;
– – – – – . . ."

kommt; daher ein Schriftsteller weder Feen noch Zauberer, noch Talismen nötig hat, um die Verliebten in Sicherheit zu bringen: denn, wenn er sie nur bis Charingcroß oder Hyde-park-corner bringen kann, so sind sie so sicher, als wenn sie in des Weber Melek Kasten wären. Hingegen in Deutschland, wenn der Vater den Verlust seiner Tochter erst den dritten Tag gewahr würde, wenn er nur weiß, daß sie mit der Post gegangen ist, so kann er sie zu Pferde immer noch auf der dritten Station wiedereinholen!" . . .

Und ein sonst durchaus Ernsthafter, Adelbert v. Chamisso, schrieb im Juli 1812 an Hitzig: Es scheint der „deutsche Postwagen recht eigentlich für den Botaniker eingerichtet zu sein, indem man nur außerhalb desselben ausdauern kann, und dessen Gang darauf berechnet ist, gut Muße zu lassen, vor und zurück zu gehen. In der Nacht wird auch nichts versäumt, da man sich am Morgen ungefähr auf demselben Punkte wiederbefindet, wo man am Abend vorher war" . . .

(Paul Cserna, „Reiseleid = Reisescheu anno dazumal".)

Was nun die Bequemlichkeiten anbetrifft, welche dem Berliner Publikum durch die Post geboten werden, so verdienen hier die Journaliere nach Potsdam, welche täglich hin und zurück sechsmal abgeht, und die nach Frankfurt an der Oder, deren Abgang täglich auf einmal beschränkt ist, zuerst genannt zu werden. Eine Hauptbequemlichkeit ist aber den Berlinern durch die Einrichtung der Stadtpost, die bereits seit mehreren Jahren besteht, verschafft, und wie sehr von seiten des Publikums diese Bequemlichkeit benutzt wird, dafür spricht eben das Fortbestehen dieser Einrichtung. Um diese Stadtpost für Berlin und seine nächste Umgebung jedem zugänglich zu machen, sind bei 61 Kaufleuten sogenannte Briefsammlungen errichtet worden, wo frankierte und unfrankierte Briefe täglich sechsmal angenommen und in Berlin selbst innerhalb weniger Stunden besorgt werden. Briefe für die näheren und entfernteren Dörfer oder Privatwohnungen werden nach Maßgabe der Entfernung und des Verkehrs entweder täglich einmal oder wöchentlich mehreremal für denselben Portoansatz wie die Stadtbriefe, nämlich für den Brief 1 Silbergroschen, besorgt. Wie auf die Einwohner Berlins, so hat man auch auf die Bequemlichkeit der mit der Post ankommenden Reisenden Rücksicht genommen, und zu dem Ende sind zwei Passagier-

ſtuben eingerichtet, von denen die eine für die Reiſenden der Fahrpoſten, die andere für die der Schnellpoſten beſtimmt iſt. Kaum eingetreten in dieſe Stuben, darf man ſich nur an den Paſſagierwagen-Meiſter wenden, und augenblicklich ſtehen jedem Fremden Fuhrwerke zu Gebote, die ihn für einen billigen Preis (eine Perſon nämlich zahlt nur 10 Silbergroſchen) nach den entfernteren Stadtteilen ſchaffen; und ebenſo beſorgen dieſe Fuhrwerke die Abholung abgehender Paſſagiere. In allen dieſen Geſchäften wird von ſeiten der Poſtbehörde auf die ſtrengſte Pünktlichkeit geſehen, welche Strenge ſich auch auf ſämtliche Poſtämter der Monarchie, wie gleich unten erwähnt werden wird, ausdehnt. . . . Es bleibt jetzt noch für unſeren Zweck einiges über die Poſtbeamten ſelbſt zu berichten übrig, und mit rühmlicher Anerkennung des Eifers, die von ſeiten des jetzigen Chefs auf das Szientifiſche und Moraliſche der Poſtbeamten verwandt iſt, ſpricht ſich die allgemeine Stimme nur dahin aus, daß namentlich das frühere, unbeſcheidene Benehmen derſelben gegen das Publikum gänzlich aufgehört hat. Der Grund dieſer erfreulichen Veränderung liegt teils in dem Ausſterben der früheren Beamten, teils wohl auch darin, daß viele der älteren, die namentlich in kleineren Städten von dem Steuer- und Salzweſen zu Poſtmeiſterämtern verſetzt wurden und aus ihrem früheren Wirkungskreiſe in ihre neue Stellung ein barſches Benehmen gegen das Publikum mitbrachten, durch Penſionierung entfernt und durch wirkliche Poſtbeamten, denen der jetzige Chef in den erſten Jahren ſeiner Verwaltung ein anſtändiges Benehmen zur Pflicht machte, erſetzt worden ſind. Damit indes der Chef die Überzeugung habe, daß dem Publikum nicht mehr Urſach' gegeben werde, ſich in vorgedachter Beziehung zu beſchweren, ſind ſogenannte Paſſagierbeſchwerdebücher eingeführt worden, in welche jeder Reiſende ſeine Klagen über Beamte, Beförderung, Wagen, Bewirtung uſw. einzuſchreiben berechtigt iſt. In jeder Paſſagierſtube und folglich bei jeder Poſtanſtalt der preußiſchen Monarchie befindet ſich ein ſolches Buch, und die hierin eingetragenen Beſchwerden werden ſogleich zur Kenntnis der Oberbehörde gebracht und mit ſtrenger Gerechtigkeit unterſucht. Wie höchſt zweckmäßig dieſe Einrichtung iſt, und wie vorteilhaft ſie für den Ruf des preußiſchen Poſtinſtituts bereits gewirkt, bedarf hier keiner näheren Entwicklung.

(„Berlin, wie es iſt.")

An Katharina Fröhlich.

Paris, 10. April 1836.

Je viens d'arriver, ma chère. – Ich bin schon ein so ganzer Franzose geworden, daß ich selbst meine bekannten Gespräche mit mir selbst französisch halte und eben im Begriff bin, die vor allem erforderlichen Sei's! und Nu, nu, nu, nu! in dieselbe Sprache zu übersetzen. Gegenwärtiger Brief ist nicht mein erster, sondern ich hatte schon in Karlsruhe einen geschrieben, den ich aber vergaß auf die Post zu geben, und als ich es in Straßburg tun wollte, sah, daß ich ihn verloren hatte.

Ich bin also nach elftägiger äußerst beschwerlicher Reise gestern morgens 9 Uhr hier angekommen. In diesen elf Tagen schlief ich nur eine Nacht in München und eine in Straßburg, oder an einem dieser Orte zwei, die übrigen wurden anfangs schlaflos, dann als die Natur immer schwächer und schwächer wurde, mehr träumend als schlummernd im Wagen zugebracht. Dazu von Wien bis hier schlechtes Wetter, Regen, Schnee; auf den sogenannten schwäbischen Alpen sogar Eis, daß die Pferde gleiteten. Wer nun meinen Widerwillen gegen das Fahren, ja gegen alles Sitzen kennt, mag sich vorstellen, welche eigentlichen Qualen ich in diesen verfluchten Marterkästen, genannt Eilwagen, ausstand. In der Nähe von Paris wurde die Luft milder, und wir haben gestern einen manchmal drohenden, aber recht hübschen Sonntag gehabt.

Bis Linz fuhr ich mit einem Kaufmann, der aber mehr ein Teil des Wagens als eine Person zu sein schien. Von nun an aber fing es an, gefährlich zu werden, und nur mein bekannter Haß gegen das sogenannte schöne Geschlecht konnte mich sicher durchbringen. Wie ich in Linz in den Wagen steige, sitzen bereits zwei der hübschesten Personen, die ich in meinem Leben gesehen, mir gegenüber, die eine (hübschere, ja schöne) war aber so wortkarg und, wie sich bald zeigte, so ordinär, daß man kaum mit ihr reden mochte. Die andere pfiff besser, aber nur ein Stückchen, obgleich dies aus allen möglichen Tonarten. Stoßende Wege, Wind und Schnee verleideten uns bald die Konversation, und ich war froh, die ganze Reisegesellschaft in München los geworden zu sein. In München durchlief ich die Stadt, war aber mit den gerühmten neuen Bauten bei weitem nicht so zufrieden, als ich erwartet hatte. Ich komme zur Abfahrt im Packhofe zu München an; wer sitzt da? Die leibhafte

Hermine Elßler aus Wien, die zu ihren Cousinen nach Paris reist. Wir haben den Weg bis hierher zusammen gemacht. Das Mädchen ist gutmütig im höchsten Grade, aber nur lügenhafte Feinde können sie beschuldigen, das dem menschlichen Geschlechte so schädliche Schießpulver erfunden zu haben. Übrigens hatte auch die Nähe dieses wirklich hübschen und herzlich guten Mädchens (den Weiberhaß abgerechnet) schon darum keine Gefahr, weil von allen 300 000 Wienern ihr wahrscheinlich 299 999 zur Gesellschaft lieber gewesen wären, als ich. Wir sind nicht so glücklich gewesen, auf ein Gespräch zu kommen, das uns beide interessiert hätte, weshalb ich glaube, daß es überhaupt keines gibt. Demungeachtet reisten wir als die besten Freunde, und es hat mich angenehm zerstreut, ihr auf der Reise behilflich zu sein und eigentlich für sie zu sorgen. In Nancy überließ ich ihr sogar den bequemen Platz im Coupé und setzte mich ins schwüle Intérieur des Wagens, wo – eine wunderhübsche Französin mit ihrem Manne sich eingepackt fand. Hier fingen nun die französischen Sprachübungen an. Ich sagte Politessen, über die ich selbst erstaunte, und trotz manchen Stotterns schien ich mich doch so gut aus der affaire gezogen zu haben, daß bei der Ankunft in Paris der Mann sich meinen Namen ausbat und wir beschlossen, uns manchmal hier zu sehen. Ich wohne vorderhand im hôtel de l'Europe, rue Richelieu, habe aber ein so schlechtes Zimmer, daß ich wahrscheinlich ausziehen werde. In demselben Hause wohnt Thalberg und Meyerbeer. Ersterer gibt Samstag öffentliches Konzert.

Grillparzer.

(„Grillparzers Briefe und Tagebücher.")

An solchen Orten, namentlich wo mißliebige Schriftsteller oder Vereine zusammen sind, wird man in Berlin regelmäßig auch einige Polizeispione finden. Diese Leute mögen das, was sie gehört, oft auch was sie nicht gehört, ihren Vorgesetzten hinterbringen, denn ihre Stellung erheischt, wie schon bemerkt, deutliche Beweise ihrer Ergebenheit; die Polizeibehörde mag über die Meldungen und die mißliebigen Personen Buch führen, um bei besonderen Gelegenheiten gegen diejenigen einzuschreiten, von welchen sie glaubt, daß sie den willkürlichen Präventivmaßregeln verfallen können. Gewiß ist, daß die Polizeibehörden immer wissen, was der oder jener Mißliebige bei dieser oder jener Ge-

legenheit gesprochen und getan hat; und da es bei ihrer Willkürgewalt nicht nötig ist, daß unmittelbare Veranlassungen zu ihren „Maßregeln" zugrunde liegen, so wird ihre Strafe immer die „Schuldigen", die der Herrschaft Mißliebigen zu treffen wissen. Die Ausweisungen, die polizeiliche Aufsicht usw. sind hierbei die beliebtesten und gangbarsten Methoden der willkürlichen Polizeistrafen. Das Spionwesen über die Gesinnung solcher Leute, wie Schriftsteller, Korrespondenten, freier Gebildeten usw. erstreckt sich aber nicht bloß auf das Vigilieren ihrer Reden an öffentlichen Orten, sondern hat sich auch deutlicher, tatsächlicher Nachforschung zu bedienen gewußt. Die Haussuchungen werden zwar nicht so allgemein ausgedehnt, und jedenfalls wird die Polizei des öffentlichen Skandals halber diesen Fall nur dann eintreten lassen, wenn sie gewisse Wahrscheinlichkeit auf den Erfolg hat. Das ist natürlich nur in seltenen Fällen zu bestimmen, und so hat sich die Polizei eines geheimen und wirksameren Mittels bemächtigt, sowohl beim geringsten Verdacht, als auch ohne besondere Veranlassung den Gedanken der Untertanen nachzuspüren. Das Mittel hierzu ist das schwarze Postkabinett in Berlin. Unter den Postbeamten befinden sich Leute, welche von der Polizei besoldet und verpflichtet sind, sowohl diejenigen Briefe, welche den Adressen nach reglementmäßig hierzu gehören, als auch diejenigen, welche ihnen selbst von Interesse scheinen, aus den Arbeitsschränken der Postexpedition an sich zu nehmen. Die Vorsteher des schwarzen Kabinetts erhalten dieselben zur „Perlustration". Sie werden mit besonderen Werkzeugen geöffnet, dann kopiert oder exzerpiert und von neuem vorsichtig geschlossen zur Weiterbeförderung auf die Expedition gegeben. Ob, wie das Gerücht sagt, ein Wappenstecher dabei in Sold genommen ist, wissen wir nicht, glauben es auch nach der einfachen Methode des Offnens und Schließens der Briefe entschieden verneinen zu dürfen. Wenn vielleicht durch Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit das Siegel des perlustrierten Briefes verletzt ist, so pflegt das schwarze Postkabinett denselben einfach mit dem Postamtssiegel zu schließen und auf die Rückseite die Bemerkung zu schreiben: aufgesprungen angekommen. Auf diese Weise entgeht man der groben Beschuldigung, daß die Verletzung durch die Post geschehen sei, von welcher doch in solchem Falle Vorsicht zu erwarten wäre. Das Hauptexpeditionslokal befindet sich in Berlin; Zweiginstitute desselben in mehre-

ren Grenzstädten nach Polen, England und Frankreich zu. Die Entstehung des schwarzen Kabinetts ist natürlich auf keine bestimmte Zeit zurückzuführen; daß es aber in den unruhigen Zeiten der dreißiger Jahre ganz effektiv in Wirksamkeit war, geht aus der Geschichte jener Zeit bereits zur Genüge hervor. Der Demagogenriecher Geheimrat Tschoppe benützte das schwarze Kabinett ganz offen zu seinen von der Geschichte ewig gebrandmarkten Verfügungen; Privatbriefe der Schriftsteller, Studenten und der als freisinnig bekannten Beamten und Privatleute gaben in den harmlosesten Äußerungen den Grund zu jahrelanger rachsüchtiger Inquisitionshaft. Unter dem jetzt verstorbenen Minister von Nagler, damaligem Gesandten des Bundestags, spielte das Institut ungestört in weiter Ausdehnung.... Man wird vielleicht glauben, daß in den damaligen unruhigen Zeiten dies Institut ganz besonders den erschrockenen Regierungen zum Handlanger ihrer Gewaltherrschaft gedient habe; allein das schwarze Postkabinett besteht noch in diesem Augenblick, wo man doch nicht besonders offene Verschwörungen im Lande zu befürchten den Anschein nimmt, in voller Wirksamkeit. Die schöne Organisation der gesellschaftlichen Ordnung in Herrschende und Bedrückte, Besitzende und ausgesaugte Besitzlose macht nichtsdestoweniger die Wachsamkeit gegen jede etwaige entgegengesetzte Tendenz notwendig. Gewisse Leute, bei denen es, wie man im Leben sagt, nicht ganz in der Ordnung bestellt ist, sehen sich in diesem Bewußtsein scheu nach allen Seiten um; dies Bewußtsein läßt sie überall Verdacht schöpfen und Verrat ahnen. Gegenwärtig wird das schwarze Postkabinett zur Perlustrierung gewisser nach dem Ausland bestimmter Briefe und zu kleinen und kleinlichen Nachforschungen benutzt. Die Briefe an die Redaktionen inländischer wie ausländischer Zeitungen werden in Berlin zuerst eröffnet, wenn Handschrift und Adresse der Meinung des Vorstehers nach sich zum erstenmal hier vorfinden; man vermutet, und gewöhnlich mit Recht, daß in dem ersten Brief der Name des Korrespondenten genannt ist, während die folgenden bloß die bestimmten Mitteilungen enthalten. Hat man Namen und Inhalt aus der ersten Korrespondenz erforscht, so bedarf es nur einer kleinen Aufmerksamkeit, das Zeichen des neuen Korrespondenten in der Zeitung sich zu merken, um nachher ein für allemal den Verfasser aller so gezeichneten Mitteilungen zu wissen. Außer diesen Briefen nach dem Ausland und an

Zeitungsredaktionen öffnet man im schwarzen Postkabinett auch diejenigen Briefe, welche dem mißliebigen Namen des Adressaten nach von besonderem Interesse scheinen. Im allgemeinen ist es ganz dem Ermessen der Postbeamten überlassen, die zu perlustrierenden Briefe sich auszusuchen. An dem Tage nach dem Attentat Tschechs wurden in Berlin sämtliche Briefe perlustriert und um einen Tag später zur Expedition übergeben.

(Ernst Dronke, „Berlin".)

Die Cholera und der Aberglaube.

Die Biedermeierzeit mit ihrer kaum entwickelten Gesundheitspflege sah noch das Wandern großer Epidemien durch ganz Europa. Die preußische Regierung versuchte, durch einen Militärkordon die Cholera von ihren Gebieten fernzuhalten, aber vergeblich. Auch unter den besseren Ständen forderte die Seuche viele Opfer. So starben Hegel, Gneisenau, Stieglitz und viele andere. Auch der Schriftsteller Robert, der Schwager der Rahel, der vor der Cholera aus Berlin geflohen war, erlag der Krankheit, noch bevor der hier aufgenommene Brief seiner Schwägerin mit allen Mitteln und Maßnahmen, die vor der Cholera schützen sollten, in seine Hände gelangte. Rahel selbst aber blieb von der Krankheit verschont. Sie war, wie sie selbst schrieb, Persönlichkeit genug, um ein Einzelschicksal fordern zu dürfen.
Daß bei der niedrigen Stufe der Medizin und dem geringen Vertrauen, das man den Ärzten entgegenbrachte, die Quacksalberei in noch höherer Blüte stand als heute, dafür gibt uns Gutzkow in einer hübschen Miniatur den Beweis.

Dem Gesetze über die Sperre und Quarantäne zum Trotz kam die Cholera immer näher nach Berlin. Die Kontagionisten hätten vernünftigerweise einsehen sollen, daß alle ihre Sperrungsmaßregeln nur den gewerblichen Verkehr hemmten, ohne den Fortschritt der Krankheit aufhalten zu können. Zu solcher Erkenntnis aber kamen sie noch nicht, sie glaubten im Gegenteil, die bisherige Sperrung des Landes sei nicht streng genug gewesen; trotz derselben hätten einige Übertretungen stattgefunden, also sei eine noch größere Strenge geboten. Vor allem sei es nötig, das Volk von Berlin in die höchste Furcht vor der Cholera zu jagen, dann werde es willig sich allen den gehässigen Sperrungs-, Kontumaz- und Desinfizierungs-Maßregeln unterwerfen.

In Berlin wurde auf königlichen Befehl aus hohen Militär-, Staats- und städtischen Beamten ein Gesundheits-Komitee gebildet, welches unter Leitung des Stadtkommandanten Generalleutnants

von Tippelskirch über die zu ergreifenden Maßregeln beraten sollte; zu den Mitgliedern dieses Komitees gehörten außerdem noch mehrere Ärzte.

Über alle in die Stadt einpassierenden Fremden wurde die strengste Kontrolle geübt; an den Toren standen Wachen und Polizeibeamte, welche zu prüfen hatten, ob etwa die Fremden aus verdächtigen Gegenden kamen. Auch die Gasthöfe wurden zu diesem Zweck noch extrascharf überwacht. Der Unglückliche, dessen Heimat der Cholera verdächtig war, oder der auf seiner Reise einen verdächtigen Landstrich passiert hatte, wurde ohne weiteres in die Kontumaz gebracht, um dort 10 Tage Quarantäne zu halten. Darauf, ob ihm aus dieser Maßregel die schwersten Verluste erwuchsen, nahm man nicht die geringste Rücksicht. Zur Kontumazanstalt war das sogenannte Schlößchen vor dem Frankfurter Tore eingerichtet.

Wichtiger wäre es wohl gewesen, Fürsorge anderer Art zu treffen, z. B. Choleralazarette in genügender Zahl einzurichten, um für den Empfang des schauerlichen Gastes gerüstet zu sein. Dies aber geschah nur in höchst unzureichendem Maße, weil Stadt und Staat im Streite lagen, von welcher Seite die Kosten solcher Einrichtungen zu tragen seien. So wurde denn vorläufig nur das Pockenhaus in der Kirschallee vor dem Oranienburger Tor mit 13 Betten - sage 13 Betten!! - eingerichtet, und erst als die Krankheit wirklich ausgebrochen war, kam man dahin, weitere Fürsorge für die Aufnahme der Kranken zu treffen.

Wenn man saumselig mit wirklich praktischen Maßregeln beim Ausbruch der Krankheit war, so zeigte man sich um so fleißiger mit dem Erlaß von Verordnungen, mit Warnungen an die Einwohner, mit Verbreitung von Schriften über die Cholera und das bei der Krankheit anzuwendende Heilverfahren, durch die man nichts erzielte als eine Vergrößerung der allgemein herrschenden Unklarheit und Furcht.... Ein Reisender, der unmittelbar vor dem Ausbruch der Cholera das leichtfertige Berlin besuchte, erzählt, daß er die preußische Residenz gar nicht wieder erkannt habe. Es sei nicht möglich gewesen, von einem Berliner ein vernünftiges Wort herauszubringen. „Spricht man von Politik, so ist die Antwort: man soll schon in Charlottenburg einen Cholerafall beobachtet haben; fragt man nach dem Theater, so wird erwidert: einen Dampfapparat müsse doch jeder vorsichtige Mann im Hause

haben! Cholera! Cholera und nichts als Cholera! Wo man geht und steht, hört man von Cholera. Im Gasthofe an der Mittagstafel, im Theater während der Zwischenakte, im Familienkreise des Handwerkers wie auf den Hofbällen gibt es nur ein Gespräch: die Cholera! ja selbst in der Kirche hört man während der Predigt hier und da das leise geflüsterte Wort: Cholera!"

Die Cholerafurcht nahm so überhand, daß sie zum Wahnsinn ausartete. Eine alte Frau erhängte sich, um nicht die Cholera zu bekommen. In allen Familien wurden Vorbereitungen getroffen, um für den Ausbruch der Krankheit gerüstet zu sein. Man verproviantierte sich, um so wenig als möglich mit anderen Menschen in Berührung zu kommen. Cholera-Apotheken wurden angeschafft, Dampfapparate konstruiert, und alle Präservativmittel, welche die Staatszeitung in reicher Fülle anpries, hatten einen hohen Preis.

Am 29. August 1831 wurde der erste Fall gemeldet: Auf einem Torfkahn bei Charlottenburg starb ein Schiffer, und schon am folgenden Tage brach die Krankheit auf einem Kahn, der am Schiffbauerdamm lag, in Berlin selbst aus.... Die Krankheit nahm nach dem Ausbruch in Berlin langsam zu. Es erkrankten in den ersten 3 Tagen 17 Personen, am 5. Tage 20, am 8. 26, am 13. 43 usw.

Die Berliner hatten sich die Seuche viel schlimmer vorgestellt, trotzdem zeigten sie in den ersten Wochen der Epidemie noch immer jene wahnsinnige Furcht, welche von dem Geheimen Rat Rust und seinen Gesinnungsgenossen erzeugt und genährt worden war.

Ich war beim Ausbruch der Cholera in Berlin ein Knabe von 8 Jahren. Mein Gedächtnis ist nicht besonders stark, und viele wichtigere Ereignisse meiner Kindheit sind mir entschwunden; aber die Eindrücke, welche die erste Cholerazeit in Berlin machte, sind unverlöschlich geblieben. Ich sehe noch den traurigen Zug[1]) eines Kranken, der

[1]) Der Anblick des ersten Cholera-Krankentransports hatte zwar auf mich und meine, einige Jahre älteren Brüder einen tiefen, schauerlichen Eindruck gemacht; dies hinderte uns aber nicht, uns, als wir nach Hause zurückgekehrt waren, mit vollem Appetit an die unreifen Pflaumen im Garten zu wagen, ohne daß wir davon einen anderen Nachteil gehabt hätten, als den einer recht empfindlichen körperlichen Strafe. Der Vater überraschte uns bei unserer angenehmen Beschäftigung und machte uns die Schädlichkeit unreifen Obstes bei Cholerazeiten auf schlagende Weise klar.

im Korbe nach dem Lazarett getragen wurde. Vor der warnenden Klingel flüchteten voll Grauen alle Begegnenden in die nächsten Häuser, aber die Neugierde trieb sie doch, aus den halb geöffneten Türen dem Zuge nachzuschauen, dessen Äußeres, das abenteuerliche Kostüm der in schwarzen Glanztaffet gekleideten Träger, schon Entsetzen erregte.

Unvergeßlich wird mir ein kecker, übermütiger Schusterjunge sein, der neben dem Zuge her, bald auf den Füßen, bald auf den Händen, den Bürgersteig entlang lief und dabei unaufhörlich schrie: „Man nich jraulich machen, ick krigge keene Cholera", bis ihn endlich der vorangehende Polizist durch ein paar tüchtige Jagdhiebe verscheuchte.

Die Berliner Straßenbuben zeigten sich in jener Zeit mit ihrer naturwüchsigen Unverschämtheit am tapfersten, und sie haben wesentlich dazu beigetragen, die alberne Cholerafurcht zu verscheuchen. Die unglücklichen Ärzte, welche in den ersten Tagen mit Wachstuchmantel und Maske in den Straßen erschienen, um ihre Cholerakrankenbesuche zu machen, wurden so unbarmherzig von den Gassenbuben verspottet, daß sie bald genug sich gezwungen sahen, die auffallende Tracht zu Haus zu lassen. Mehr und mehr brach die gesunde Vernunft sich Bahn, als die Bürger von Berlin beobachteten, daß einerseits die Krankheit so fürchterlich, als sie geschildert worden, gar nicht sei[1]), und daß andererseits alle die unsinnigen Absperrungsmaßregeln, Räucherungen, Desinfizierungen des Geldes und der Waren sich als völlig nutzlos erwiesen.

Der gute Mut kam bald den Berlinern wieder, der alte Berliner Witz machte sich geltend und wendete seine Schärfe gegen die Kontagionisten, am meisten gegen den Herrn Geheimen Rat Ruft, den Urheber aller unsinnigen Verordnungen. Es erschien eine viel verbreitete Karikatur. Sie zeigte einen Sperling mit dem Gesicht des Geh. Rates, der in das berühmte Cholerakostüm gekleidet war und die einfache Unterschrift passer rusticus trug, Herr Ruft erhielt seitdem den Spottnamen des „Cholera-Sperlings".

[1]) Es erkrankten während der ganzen bis zum Schluß des Jahres dauernden Epidemie in Berlin im ganzen 2271 Personen, von denen 1426 starben, also auf 1000 Seelen (Berlin zählte damals etwa 249000 Einwohner) etwa $5\frac{1}{2}$ Tote, während die Epidemie von 1866 bei 670000 Einwohnern 6174 Todesfälle, also auf 1000 Seelen mehr als 9 Tote ergab.

Während beim Anfang der Epidemie die Furchtlosen eine seltene Ausnahme in Berlin gewesen waren, wurden bald die Furchtsamen verlacht und verspottet. In den ersten Wochen hatten alle über die Cholera handelnden Druckschriften, die Präservative, die Dampfapparate und Medikamente einen so starken Absatz gehabt, daß die Handeltreibenden mit diesen Artikeln die glänzendsten Geschäfte machten. Bald aber hörte der Verkehr darin fast ganz auf, man hatte sich von der Nutzlosigkeit derselben überzeugt. Ja, man konnte es sogar riechen, daß der Glaube im Publikum an die Zweckmäßigkeit der Desinfizierungen usw. gewichen sei; denn in den ersten Tagen drang aus allen Häusern dem Spazierengehenden der Dampf von Chlor und anderen Räucherungsgegenständen in die Nase. Wohin man kam, wurde man mit Desinfektionsprozeduren ennuyiert, weil jeder in dem Verdachte stand, er könne die Ansteckung bringen. Davon war schon im Oktober wenig, im November fast gar nichts mehr zu spüren.

Die Theater und anderen Vergnügungsorte, welche anfangs leer gewesen waren, füllten sich wieder, die große Zahl des Publikums ging wie früher den Geschäften und den Lustbarkeiten nach.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Eines ist gewiß gut: daß nämlich jetzt von seiten der Stadt, des Gouvernements, der Kommissionen richtig und streng auf die Reinlichkeit, die Lüftung und Bekleidung der armen Klasse gesehen wird: es kommen täglich Leute und sehen nach. Die Wirte sind auch dazu verpflichtet. Bliebe dies auch in gesunden Tagen so! Es ist nicht wahr, daß die Wohlhabendern dazu nicht Zeit haben, tausend und tausend Frauen und Männer haben nichts anderes zu tun: und nicht nur seit jetzt denk' ich so. Aber sie sterben lieber vor Langerweile und Unart aller Art, der Verschwendung, des Klatsches und der Prahlerei. Überhaupt sollten Frauen das Armendirektorium sein; tausend Witwen und brave Frauen gibt's dazu: männliche Sergeanten dazu, zu Zwang und Hilfe. Könnte man nicht, teurer Louis, dazu beitragen, daß es so würde: wenn man z. B. in der „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel aus Berlin schriebe, daß es beschlossen ist; daß es so werden soll? Nicht das mit den Frauen vorerst: nur daß für die Ärmeren Reinlichkeit, Beschäftigung und Kleidung auch in gesunden Tagen fortgesorgt wer-

den würde und dies der Ertrag, menschlicherweise gesehen, von der schweren Prüfung sein soll! Mit Lob für die Berliner: einzige Weise, sie und andre anzufeuern; Du siehst, Gott ist uns gnädig, die Krankheit nimmt nicht sehr zu; mehrere, als bis jetzt, genesen. Gestern stand ein schöner Artikel in der „Staatszeitung", aus Baden bei Wien, über das Übel. – Da das Miasma in der Luft umherschleicht, so muß man sich welche präparieren; Fenster öffnen, wo man nicht ist: ist heiße Sonne, mit Essig sprengen von hoch her mit einem Gießkännchen; ist feuchte Luft, mit Bernstein räuchern, force! die Fenster zu; und das so fort. Oft – – – –

Nehmen Sie sich auch recht in acht? Abendtau ist die Cholera – da steht das Wort: es muß hier stehn – wenn die Sonne noch ganz da ist, müssen die Fenster zu: und mit Bernstein alles geräuchert; nachts die Binden umbehalten: keine Sorte Transpiration unterbrochen: nie, nicht Tag, nicht Nacht. Nie zu kalt getrunken: nur bei wirklichem Durst; mehr Kaffee als sonst; kein kaltes Fleisch; nie; etwa beim Tee. Hat man leises Abweichen, ordinären Tee; schon vormittag. Kein Fenster geöffnet, bis die Sonne hell scheint und aller Morgentau weg ist; ist flaue Luft, mit Bernstein geräuchert, force! ist es sonnenheiß – sie ist jetzt trügerisch, immerfort – mit Essig gesprengt. Nie ganz satt gegessen. Vormittag einen Schluck Bischof; nie bloßes Wasser; dies abgekocht. Privation! Ja, ja, ja: dies ist die Abwehr. Knoblauch auf den Magen, oder Kampfer; absolut. Und Gottes Segen von mir angerufen immerdar! Meine Furcht, mein Schrecken wären grenzenlos, sich infiziert zu wissen usw. usw. Ich litt das wiedervergessene Grenzenlose, war auch krank, lag fünf Tage an Nerven, Fieber, Erbrechen – wie immer – zu Bette, als Ihr Brief kam.

(Rahel, „Ein Buch des Angedenkens für ihre Freunde".)

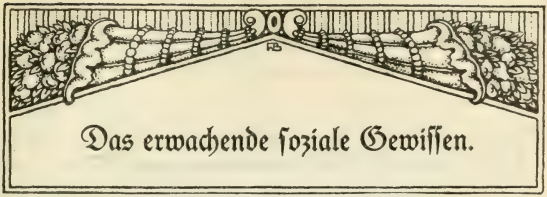
Die Eltern gehörten wie alle Menschen aus dem Volke weniger der lateinischen Heilkunde als der traditionellen Hausmittellehre an. Sie hörten am liebsten von alten Frauen, die Drüsen heilten und Kindern den Zapfen hoben, von alten Schäfern, die die Rose besprachen und, wie jener Schäfer in der Kaserne, schlimme Entzündungen mit Salben sanft auflösen konnten. Die liebsten Formen des Heilmittels sind dem Volke der Kräutertrank und die Salbe. In Sal-

ben besonders liegt ihm ein Auszug aller seinen Kräfte der Natur. Einfache Kräutermischungen und gewisse Fetteile des Tieres, Bibergeil, zerriebene Gallensteine oder ähnliche Mischungen scheinen ihm allein bestimmt, den Heilsegen Gottes zu tragen. Und das Allerheilsamste bleibt dem Volk das Wunder. Die Sympathie entfernt die Rose, die Warzen, die Ausschläge und greift in den Organismus der Schöpfung selbst ein. Die medizinische Polizei ist beständig auf der Jagd gegen die Volksärzte, aber sie entstehen doch immer wieder in den Winkeln und Hinterhöfen und einsamen Vorwerken vor den Toren. Man tritt bei solchen unzünftigen Ärzten ein. Sie sitzen bei ihrer sonst üblichen Gewerbesarbeit und fahren uns rauh und hart an, wenn wir von ihnen Bewährung ihrer Heilkraft erbitten. Teils ist dies die Furcht vor Verrat, teils aber auch der alte schon in Delphi bekannt gewesene Drang der sträubenden Ablehnung jeder übernatürlichen Zumutung von seiten solcher Übernatürlichbegabten. Allmählich beschwichtigt man die Polternden, und sie rücken mit ihren Künsten hervor. So lernte der Knabe einst eine Art von Hexe kennen und sogar eine, die dicht im Schatten des Domes und des Königlichen Schlosses wohnte.

Die altersgraue, von Bäumen beschattete Hofapotheke liegt in dem mittelalterlichen Flügelreste des Schlosses. Neben dieser Werkstatt Askulaps, wo mit scheuer Ehrerbietung die ausgestopften Vögel des Vorgemachs bewundert wurden, bis die Arzeneien durch das Fenster des Provisors abgeliefert waren, lag die bescheidene Hütte einer Heilkundigen, die sich geradezu als eine Zauberin dem Kinde darbot. An derselben Stelle, wo jetzt die Grundmauern des Kamposanto sich erheben und die kleine „Laufbrücke" nach der Burgstraße noch nicht geschlagen war, stand im Schutze des neugebauten Domes ein Durcheinander kleiner Hütten und Baracken, und dicht hier am Schlosse, dicht an einer zünftigen Werkstatt Askulaps, dicht an der Hof- und Domkirche vertrieb eine alte, lange, hagere Frau, der man sich nur nach vielem Betteln und Bitten um Hilfe nähern durfte, den Kindern die Drüsen, drehte ihnen die steifen Hälse um, „hob die Zapfen", wahrsagte aus Karten oder Kaffeesatz, lehrte Sympathie mit rohem Fleisch, das in die Erde unter eine tröpfelnde Dachrinne begraben werden mußte, und trieb ähnliche wunderbare Abrakadabras der Volksheilkunde. An derselben Stelle, wo Cornelius die Heilwunder Christi

malen wird, nahm diese finstere unfreundliche Alte vier Groschen für einen „eingerenkten" steifen Kinderhals. Auf dem lichthellen Lustgarten, jenseits der so morsch und mürbe gewordenen, jetzt entfernten Pappeln, über den alten, nun auch dislozierten Dessauer Zopf hinweg lag dieser stille, mystische Winkel ohnehin wie ein schauerliches Geheimnis, welches sich dem damals vielleicht sechsjährigen Knaben so eingeprägt hat, daß er nicht nur den Besuch im kleinen düstren Zimmer der Hexe selbst bis ins kleinste Detail der wachstuchumhüllten Vogelbauer, des Bettes im Zimmer, der Schränke, des Stuhls, auf den er sich setzen mußte, beschreiben könnte, sondern auch noch deutlich jene braunglänzenden ausgeplatzten Kastanien vor sich sieht, die er auf dem Heimwege an der Universität in die Taschen steckte, da sein steifer Hals, gedreht, bestrichen, gedrückt von der schnarrenden griesgrämlichen Wundertäterin sich in der Tat wieder bücken konnte.

(Karl Gutzkow, „Aus der Knabenzeit".)



Das erwachende soziale Gewissen.

Mit dem ausgehenden Biedermeier tritt auch für Deutschland, wenn vorerst auch noch nicht als politische Macht, der vierte Stand als ein Teil des Volkes, mit dem man zu rechnen und sich zu beschäftigen beginnt, in die Erscheinung.

Die politischen Umwälzungen werden zwar von dem gebildeten Mittelstand vorbereitet, aber hinter ihm stehen schon die großen, dräuenden Massen der Hungernden, Armen und Entrechteten, denen durch die Umwandlung der Handbetriebe in Maschinenbetriebe, durch billigere und rationellere Produktion an anderen Punkten des Weltmarktes immer neue Scharen zugeführt werden. Jeglicher Schutz, jegliche Armenpflege – alles, was wir unter sozialen Maßnahmen heute verstehen, ist noch nicht einmal in den Anfängen vorhanden, und die letzte Staatsräson bleibt der Säbel, die Kugeln der Infanterieregimenter und das Gefängnis. Mit unter den ersten, die diese Probleme als Menschen und als Schriftsteller ernst nahmen, stand Bettine von Arnim, die in ihrem Königsbuch – dessen starke Vorrede wir bringen – kommende Verwickelungen vorausahnte.

Die Probleme des vierten Standes, die für Frankreich und England schon lange von Bedeutung waren und schon geraume Zeit untersucht wurden, kommen für Deutschland und Preußen jedenfalls erst spät zur Debatte. Ihre großen Führer aber, Bauer, Marx und Lassalle, gehen alle aus der Hegelschen Schule hervor, wenn sie sich auch in den Schlußfolgerungen diametral auf die Gegenseite stellen.

Denn das Handwerk in der Stadt hat gegen die Ungunst der Zeit zu kämpfen. Einst waren die Tuchmacher und Strumpfwirker wohlhabende Innungen gewesen, sie webten und wirkten die blauen und weißen Röcke und die bunten Strümpfe für das Landvolk bis weit nach Polen hinein; aber der erschwerte Verkehr mit der Fremde und noch mehr der Beginn der Maschinenarbeit macht ihnen mit jedem Jahre den Verdienst geringer. Noch fehlt das Geld und die Kraft zum größeren Betriebe; die alte Zeit geht zu Ende, der Segen der neuen

wird noch nicht sichtbar, es ist eine Periode des Rückganges und der ersten Versuche auf neuen Bahnen, in welche meine Kindheit fällt.

(Gustav Freitag, „Gesammelte Werke", Bd. I.)

11. März 1845.

Während ich das Dunkel der Religion und Theologie aufhelle, hellst Du die Dunkelheiten der Politik auf! während ich die menschliche, urgierst du die staatliche Autonomie! Gegenwärtig hast Du, wie Johanna geschrieben, die russische Politik auf dem Korn. Dieses Thema ist das Gegenstück zum germanischen Jesuitismus. Der Kaiser von Rußland scheint mir nichts anderes zu sein, als ein politischer Jesuitengeneral. Hat der Kaiser von Rußland ein anderes Prinzip oder ein anderes Regiment, als der Jesuitengeneral und Orden? Der Unterschied ist nur, daß, was hier an zwei Personen verteilt ist, dort in einer zusammenfällt. Die Ideenassoziation führt mich eben auf die Mißgeburt der deutsch-katholischen Kirche. Die armselige Zeit, die nur zu Halbheiten, zu Schwachheiten Tatkraft hat! Und diese Schwachheit macht Sensation und sicherlich Glück bei Fürst und Volk. Es ist zum Totschießen! Diese Persiflage auf Luther! Doch was kann auch unter den Auspizien unserer Regierungen gedeihen! Weg mit diesem Zeug! Ich lobe mir den Schneidergesellen Weitling, dieses Schneiderlein ist mehr wert, als eine Krone. Doch still mit diesen politischen Blasphemien! Ich kehre zur Freundschaft zurück. Dein erträgliches Befinden freut mich, aber ich bedaure doch, daß Du die Stube hüten mußt. Die zeitherige Kälte war im Hause lästig, aber im Freien höchst erquicklich und belebend. Aber die armen Menschen und Tiere, denen die Armen bei uns so nahe stehen, haben viel leiden müssen. Die Hasen und Rehe verhungern, die einheimischen Vögel verschwinden, und die Bewohner des Nordens, die Schneegänse, sonst nur flüchtige Passagiere, lassen sich bei uns nieder. Selbst bis von Ansbach her, also drei Poststunden weit, kommt das arme Volk in unsere Wälder, um sich dürre Zweige, mitunter auch grüne, die aber verboten sind, – doch Not bricht Eisen, also auch wohl Hölzer – herunterzuschlagen. Was für Brennstoff für künftige Revolutionen liegt nicht allein schon in den Prügeln, die das arme Volk stundenweit nach Hause schleppen muß, um nicht zu erfrieren, und nicht einmal in hinlänglicher Menge

findet. So hat schon die Armut unsere Wälder ausgebeutet. – Die Notiz über Kriege hat mir Elise mitgeteilt. Sie hat mich nicht befremdet, aber meinen Entschluß, einen großen Teil meiner Briefe, selbst unverfängliche, zu verbrennen, rasch zur Tat gebracht. Will die große Schimäre, der Staat genannt, meine Briefe lesen, so erbreche er sie auf der Post; in meinem Hause soll er keine mehr zur Durchschnüffelung bekommen. – Deine liebe Frau, der ich auch einige Zeilen beilegen wollte (aber es geht jetzt nicht mehr), hat die transzendente und überschwengliche Güte gehabt, uns alle drei einzuladen. Aber drei auf einmal, das geht doch nicht an. Ich bin selbst noch nicht einmal mit mir im reinen. Ich warte noch auf Briefe von Otto Wigand und auf den Fortgang meiner Arbeit. Ich wollte mit Wigand Ende Februar zusammenkommen, aber die Kälte hielt ihn ab. So bin ich auch in dieser Sache noch beim alten. Wie langsam geht doch so vieles im menschlichen Leben vorwärts, gerade als dauerte es eine Ewigkeit!

Dein Bild von Correns erfreut mich oft, aber es hat doch einen Fehler, der mir erst auf Krieges Veranlassung zum Bewußtsein kam: es ist zu freundlich, zu mild. Ich erwarte keine Antwort.

Dir und den Deinigen ein Lebehoch!

L. F.

(August Kapp, „Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp".)

Dort wie hier.

Ich wollt', es wäre Schlafenszeit
Und alles schon vorbei.
Wir werden von der Fronarbeit
Doch nun und nimmer frei.
Zur Arbeit sind wir hier allein,
Dort wird es auch nicht anders sein.

Der Pfarrer hört's und tröstet sie:
„Ihr lieben Kinder mein,
So etwas gibt's im Himmel nie,
Da wird nur Freude sein.
In unsers Herren Himmelreich
Ist einer nur dem andern gleich."

Herr Pfarr, was Ihr vom Himmel sprecht.
Wenn Ihr's gewiß auch wißt,
Ganz gleich, das glaub' ich doch nicht recht,
Ich weiß schon, wie es ist:
Die andern trinken Wein und Bier,
Und unterdessen donnern wir.

Hoffmann von Fallersleben.

Die Wanderratten.

Es gibt zwei Sorten Ratten,
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben die Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut.
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Katze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe,
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Toren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Staatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, liebe Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger-Wurst-Zitaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Heinrich Heine.

Des Volkes Tochter.

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin,
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht,
Der Unschuld Krone schmückt dein schönes Haupt,
Und wenn ein Reicher ihr Geschmeide raubt,
Bist du nicht arm. – Was tut's? Sei klug!
Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin,
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht.
Ein Pfaffe ladet dich zum Beichtstuhl ein,
Geh hin! Er küßt dich, im Marienschrein
Bist du nicht arm. – Sei klug und fromm!
Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin,
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht.
Die Nachbarin läßt ihre Truhe auf,
Greif zu! – Zum Bagno geht dein Lebenslauf,
Und wenn zum Tod – was tut's? Nur stolz!
Nur weine nicht!

Karl Gutzkow.

Das Hauptproletariat solcher Familien findet man in entlegenen Gassen und Stadtteilen, sogenannten „schlechten Vierteln". Das Hauptlager derselben ist im Voigtland, einer großen Anzahl erbärmlicher Hütten, die sich draußen vor dem Hamburger Tor links und rechts weit hinziehen. In diesem Viertel findet man die sogenannten Familienhäuser, eine Einrichtung, deren Betrachtung besonders belehrend ist. Mitten unter den elenden Hütten dieses Viertels stehen einzelne große Häuser, im ganzen sieben, in welchen sich zusammen 2500 Menschen in 400 Gemächern befinden. Die Einrichtung ist entstanden durch Privatspekulation; weder der Staat noch die „Gemeinde" ist darauf gefallen, der Masse von Armen solche größere Asyle statt ihren schlechten stinkenden Höhlen zu geben. In jedem dieser Häuser ist ein Inspektor, welcher auf das Hausreglement zu sehen und den Miet-

zins einzutreiben hat. Die Stuben sind, wie schon die Zahl derselben beweist, im allgemeinen klein und regelmäßig; dennoch aber wohnen in vielen solcher Stuben zwei Familien beisammen. Ein Seil, welches quer durch die Stube gezogen ist, trennt die beiden Inwohner. Die Bewohner selbst bestehen, wie sich aus diesen Anstalten von selbst ergibt, aus der letzten Hefe der besitzlosen Volksklasse. Große Familien werden dem ausdrücklichen Reglement gemäß nicht geduldet; es sind meist einzelne hilflose Arme, teils Familien von 3 bis 4 Personen. Die Miete beträgt gewöhnlich zwei Taler für den Monat. Diese und der Lebensunterhalt muß also von den Leuten „verdient" werden; die Inwohner gehören dem eigentlichen Proletariat an, sie müssen, wenn sie nicht auf die Gasse geworfen sein wollen, diese Existenz durch was immer für Mittel „verdienen"; der Inspektor hat gewöhnlich Nachsicht mit ihnen, muß aber doch darauf sehen, daß sie überhaupt zu bezahlen imstande sind. Die meisten wenden sich um Unterstützung an die Armendirektion. Da die Lage aller ohne Ausnahme gewiß die hilfsbedürftigste ist, so sollte man glauben, daß die Armendirektion hier tätig eingreife; dies ist jedoch im ganzen nicht der Fall. Wendet sich ein Hilfsbedürftiger an die Direktion, so werden erst die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, ob man nicht einen Einwand der Arbeitsfähigkeit geltend machen könne; es ist öfters bei jungen Familienmüttern vorgekommen, daß die Armendirektion vor der Unterstützung untersuchte, ob die Unglückliche nicht etwa noch Muttermilch habe! Andere werden ohne weiteres zurückgewiesen; die meisten mit einem Almosen „ein- für allemal" abgespeist. Der junge Schweizer Arzt, welcher die Erfahrung dieser Häuser niedergeschrieben, wie sie Frau von Arnim in ihrem Königsbuch abdruckte, erzählte, wie ein Armer in den fürchterlichsten Verhältnissen ein- für allemal zwei Taler bekommen und nach kurzer Zeit natürlich wieder in dasselbe Elend gesunken; da borgte ein blinder Leierkastenmann dem Unglücklichen eine Hose und ein Hemd, damit er es verstehe, und schenkte demselben später beim Tode seines Kindes einen Taler zur Bestreitung der Begräbniskosten. „In welchem Lichte", sagt der Arzt, „erscheint die Armendirektion neben diesem Leierkastenmann!" Wir meinen aber, in keinem andern Lichte als die ganze liberale Geldaristokratie neben dem um das Leben bestohlenen Proletariat. -

Leute unter 60 Jahren erhalten von der Armendirektion fast nie Unterstützung. Der Deputierte besucht die Armen nur, wenn ganz außerordentliche Hilfe verlangt wird; bis dies aber erfolgt, verstreichen oft sechs bis acht Wochen. Ein Exekutor, der wegen einer Schuld von 3 Talern 15 Sgr. den Mann in Arrest bringen sollte, ging selbst zum Armendirektor, um die kleine Summe für die Leute zu erbitten. Aber er stellte umsonst vor, daß durch die Verhaftung des Mannes die Frau mit sechs Kindern der Kommune zur Last fallen würde; die Armendirektion bekümmerte sich nicht darum, und erst als der Mann eingesteckt war, erhielt die Frau ein monatliches Almosen von 4 Talern. Die Armendirektion geht also von dem noblen Grundsatz aus, daß die Armen erst vollständig demoralisiert sein müssen, bevor sie der Aufhilfe wert sind. Ein anderer schwacher Armer wünschte ins Spital, wurde aber zurückgewiesen, bis man ihn hilflos auf der Straße liegend fand. Die Armendirektoren selbst sind daher bei diesen Leuten keineswegs als die „Wohltäter der leidenden Menschheit" angesehen; die Armen vergessen auch nicht, wie sich einer der Armendirektoren erhängt, sein Nachfolger aber wegen Veruntreuung der Gelder abgesetzt und selbst zum Bettler geworden sei. -

Im Winter vom 15. Dezember bis 15. April werden die Armensuppen gekocht, von denen jede Familie alle zwei Tage eine Portion erhält: davon ist jedoch ausgeschlossen, wem eine monatliche Unterstützung zugewiesen ist. Die höchste Unterstützung beläuft sich auf 2 Taler monatlich, reicht also im günstigsten Fall zur Deckung der Miete. Alle diese Leute, welche doch der Unterstützung „bedürftig" sind, sind demnach gezwungen, ihren Lebensunterhalt auf irgendeine Weise zu erwerben, ungerechnet diejenigen, welche gar nichts erhalten und alles verdienen müssen. Die Unsicherheit des Verdienstes bei diesen Leuten liegt auf der Hand; aber das erste, was sie erwerben, verwenden sie auf ihren Mietzins. Sie hungern lieber bis aufs äußerste, als daß sie sich der Exmission aussetzen, denn sie wissen, daß sie alsdann der Polizei in die Hände fallen, ins Arbeitshaus kommen und ihr Leben, gehetzt von den unmenschlichsten Polizeigesetzen, aushauchen. Manche Weiber suchen sich ihren Unterhalt zu verdienen, indem sie Knochen sammeln, der Zentner davon wird mit 10 Sgr. bezahlt, und es mag oftmals mancher Tag vergehen, bis sie diese Quantität, vom Glück begünstigt,

erworben haben. Manche Eltern schicken dann ihre Kinder noch in die Fabriken, wo sie die Woche über ihren spärlichen Verdienst finden. Oft geben die Kinder ihren Eltern nichts, und die Eltern verzichten gern darauf in der Hoffnung, daß sich die Kinder aus der Armut reißen. Viele sind Arbeiter und Handwerker, welche durch die Unsicherheit des Verdienstes hierher verschlagen werden. So erzählt der erwähnte junge Arzt von einem sehr geschickten Weber, der an einem Stück (66 Ellen) $1^7/_8$ breiter Leinwand 14 Tage arbeitet und 3 Taler 5 Sgr. hieran verdient; Frau und Kinder desselben leben abwechselnd von Kartoffeln oder Hafergrütze, was sie $2^1/_2$ Sgr. kostet, und der schlecht gekleideten Kinder wegen werden $1^1/_2$ Sgr. täglich für Holz ausgegeben. Seine Monatausgaben mit Miete usw. belaufen sich auf $7^1/_2$ Taler, seine Einnahme im günstigen Fall auf $6^1/_3$ Taler. Ein anderer ist Schuhmacher, der nicht unterstützt wird; er macht Flickarbeit für die Leute im Familienhaus, die selten gleich bezahlen, und muß im Hause mit zwölf anderen Schustern konkurrieren. Sein Verdienst beläuft sich oft nur auf 2 Sgr. den Tag, und davon soll er mit Frau und 2 Kindern vegetieren. Viele in den Familienhäusern essen morgens trockenes Brot, mittags gar nichts, abends eine Mehl- oder andere Suppe. Von einem halben Lot Kaffee trinken 5 Personen zweimal. Eine Frau hat mit einem fremden Weber ein Zimmer zusammen gemietet, und hilft ihm bei der Arbeit, um wenigstens einen Anhaltpunkt zu haben. Manchmal aber verdienen beide nichts. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Brot und bitterem Kaffee. Als der Arzt ihr Zimmer besuchte, zeigte sie ihm einen Teller voll Kaffeesatz, den sich eine arme Nachbarin erbettelt und mit ihr geteilt hatte.

Ein anderer Weber, der untauglich zur Arbeit geworden, suchte sich bei benachbarten Webern unbrauchbares Garn zusammen, um Schürzenschnüre daraus zu verfertigen; da aber ein Hausierpatent 12 Taler kostet, ist er gezwungen, dieselben heimlich zu verkaufen. Neben solchen Arbeitern, die im Dienst der Handelsgesellschaft ihr Blut geopfert, findet man in den Familienhäusern auch solche, die der Staat preisgegeben hat. Ein Mann von 82 Jahren, dessen zwei Söhne im sogenannten Freiheitskrieg gefallen, liegt gelähmt und ohne Möglichkeit, etwas zu verdienen, im Bett. Die Armendirektion bezahlt ihm seine Miete und weiter nichts; nur die Hilfe seiner armen Nachbarn rettet

ihn vor dem Hungertode. Eine arme alte Witwe gibt die fünf Dekorationen ihres Mannes ab, welche derselbe in verschiedenen Schlachten erhalten, und bekommt ein- für allemal 5 Taler Almosen. Ein Schirrmeister, welcher ebenfalls die Feldzüge mitgemacht, ist mit einer Frau und 6 Kindern im Familienhaus, wo er von 8 Talern Pension vegetieren muß. Seine Absetzung war erfolgt wegen angeblichen Wahnsinnes, in der Tat aber, weil er einem hohen Beamten ein Übergewicht verweigert hatte. – Überall herrscht in den Familienhäusern das tiefste Elend. Das Leben oder vielmehr das Vegetieren ist hier eine Art Hazardspiel; es wird présence d'esprit verlangt, um dies Vegetieren von einem Tag zum andern hinzuleiern. Nur die Armen selbst stehen sich untereinander noch bei.

Die Demoralisation wird in den Familienhäusern naturgemäß in jeglicher Weise befördert. Die Leute sind durch das Zusammenwohnen aller äußren Schranken voneinander enthoben, und die Kinder wachsen in dieser Wirtschaft wild und ohne Erziehung auf. Die meisten Eltern selbst tragen die größte Sehnsucht nach Schulunterricht für ihre Kinder, aber teils sind sie gezwungen, dieselben in die Fabriken zu schicken, teils sind die Schulen in diesen Vierteln so schlecht, wie die ganze Behandlung dieser Parias der christlichen Gesellschaft. Gleich den Familienhäusern sind auch die Schulen Privatunternehmen; der Staat bekümmert sich nur insofern um dieselben, als er die Lehrer examiniert. Im ganzen besuchen ungefähr 350 Kinder diese Schulen. Sie bestehen aus einer Kleinkinderschule und drei Primärschulen, von denen zwei für Knaben und eine für Mädchen errichtet sind. In der Kleinkinderschule befinden sich ungefähr 140 Knaben und Mädchen, welche ein altes Ehepaar täglich 6 bis 8 Stunden unterrichtet. In den Primärschulen werden die Kinder der erbärmlichsten Quälerei durch mechanische Lernübungen ausgesetzt. Der Stand der Bildung aber ist in der ganzen Hauptstadt unter der arbeitenden Klasse der kläglichste. Berlin hat 66000 schulpflichtige Kinder, und von diesen besuchen etwa 37000 die Schule, während 29000 der größten Unwissenheit und Demoralisation preisgegeben bleiben. –

(Ernst Dronke, „Berlin".)

Königliche Majestät!

(Juli oder August 1843.)

Als in Ew. Majestät erstem Regierungsjahr ein Trauerspiel aufgeführt ward, worin die Hauptrolle, ähnlich dem Geschick der Eule, die auf einem dürren Aste dem Schwarm der Vögel ausgesetzt ist, die sie hassen, einem Mann aufgedrungen wurde durch verleumderische Zungen, gegen die er sich nicht zu verteidigen vermochte, da erkannte ich deutlich, wie eine falsche Politik den Boden des Vertrauens zwischen Volk und Fürsten unterwühle. Damals bat ich um Erlaubnis, dem König ein Buch zueignen zu dürfen. Mir schwebte eine Fabel vor, wie sich der Volksgeist deutlich bezeichnen lasse, gegenüber jener Scheinmacht der Staatskunst, die zwar die Zügel lenkt, aber einen hölzernen Gaul reitet, der nicht vorwärts geht, während die Volksbegeisterung ein Flügelpferd ist, das mit seinem Feuerhuf die Wolken zerstampft, um sich Licht zu verschaffen. Die Gestirne lassen sich nicht aus dem Brunnen schöpfen, in dem sie sich nächtlich spiegeln, ebensowenig können die reineren Begriffe, die gewaltigen Zukunftsgedanken, die am erhellten Firmament des Volksgeistes heraufziehn, im Widerschein des Zeitenstromes eingefangen werden. Wie groß ist es, Fürst zu sein einem Volk, das in Anlage, im Willen und im Zweck der Geschichte einen großen Fortschritt zu tun berufen ist, und das nicht mehr durch den getrübten Widerschein seiner Begriffe kann an sich irre werden. Der Beruf eines so kritischen Momentes flößt Ehrfurcht ein vor dem König, der ihn zu lösen hat, und Liebe.

Und darum sage ich hier ohne andre Beziehung Geliebter König, weil alle Hoffnung eines mit unendlichen Opfern ersehnten Zieles auf ihm ruht.

Aber auch dann, wenn die heiligen Ansprüche, die unumstößlichen – die Blüten der Zeit, ohne Früchte zu tragen, unter seinem Zepter gebrochen dahinwelken, wenn die erwartungsvolle Gegenwart in die offenen Gräber hinabstürzt und sie mit Schutt ausfüllt, statt daß diese zu Fundamenten einer großen Zukunft sollten dienen, dann ist auch mir der König geliebt, wenn ich nicht voll jubelnder Zuversicht zu ihm hinauf kann schauen.

Wenn der Adler seine Jungen der Atzung entwöhnt und sie zagend über dem Raub schweben, dann umfängt er sie mit dem weichen Flaum

seiner Brust, aber mit seiner Stärke drückt er sie nieder auf die Beute und hilft ihnen, sie durch die Lüfte entführen.

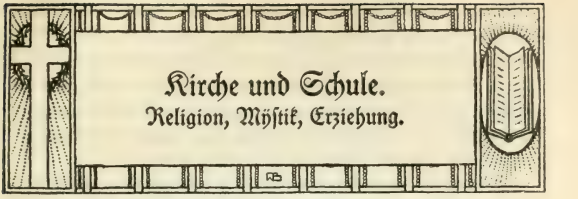
Dem Volk Genius sein, es umfassend stärken und erleuchten zur kühnen Tat, das ist des Königs Beruf; aber er achte der falschen Politik nicht, die Steine in den Brunnen wirft, um den Widerschein zu trüben einer höheren Erleuchtung. Die echte Politik muß Erfinderin sein, sie muß die Bedürfnisse wecken durch neue höhere Begabung, und jedem Reiz muß sie zuvorkommen mit Fülle und dem Volke lehren, alle Geisteselemente furchtlos durchdringen und seine Kräfte grenzenlos ausbreiten.

Der Genius nur kann Fürst sein! Und unser König - wollte der unumschränkte Genius sein! Stieg' das Ideal der Zeiten in seinem Geist uns auf!

All dies ist mir durch den Kopf gegangen, als ich mein Buch schrieb. Wollte es Euer Majestät huldvoll aufnehmen, wie könnte ich es dankbar genug anerkennen!

In untertänigster Ehrfurcht
Bettine Arnim.

(Ludwig Geiger, „Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV.")



Kirche und Schule.

Religion, Mystik, Erziehung.

Das Bild der Biedermeierzeit wäre unvollständig, wenn man nicht der religiösen Strömungen gedächte, die, nachdem in der Periode vorher die Religion fast ganz verweltlicht worden war, sowohl im Protestantismus wie im Katholizismus mit erneuter Kraft einsetzten und auf der einen Seite zum berüchtigten Muckertum und auf der anderen Seite zu schwärmerischen Ekstasen führten, die gerade viele Künstlernaturen, Maler und Schriftsteller mit unbezwinglicher Macht in die Arme des Katholizismus trieben. Hat doch ein Brentano über ein Jahrzehnt seines Lebens damit zugebracht, über die Visionen und Verzückungen der Katharina von Emmerich Buch zu führen. Auch sonst im Privatleben und in der Freundschaft herrschte eine romantische Schwärmerei mit mystischen Untergründen, für deren Überschwenglichkeit uns heute das Verständnis fehlt. Die Schulverhältnisse der Biedermeierzeit, die noch keine allgemeine Volksschule kannte, waren in mancher Beziehung noch sehr rückständig, und selbst an den höheren Schulen, die reichlichen Wissensstoff vermittelten, und aus denen mehr Männer mit guter Allgemeinbildung hervorgingen als heute, war man mit den Erziehungsmitteln keineswegs wählerisch und schreckte vor einer brutalen Behandlung der Zöglinge nicht zurück.

Friedrich Wilhelm war durch den oft gehässig geführten Agendestreit in seiner religiösen Überzeugung nur noch mehr bestärkt worden. Schon früher hatte er sich einer strengen Auffassung zugeneigt, in seinem Alter war dies noch mehr der Fall. Er erklärte oft mit scharfen Worten seine Abneigung gegen den religiösen Rationalismus, der unter der gebildeten Welt besonders in Berlin zahlreiche Anhänger fand.

Es entwickelte sich in jenen Jahren in Berlin ein merkwürdiger religiöser Kampf, vorzugsweise in der höheren Gesellschaft. Die Extreme berührten sich. Während auf der einen Seite die religiöse Freiheit, die rationelle Anschauung immer weiter um sich griff, fand der Mystizismus und Pietismus auf der andern Seite eine Reihe von hochangesehenen Anhängern.

Man wußte, daß der alternde König sich für Bibel- und Missions-Gesellschaften, für Traktatenvereine u. dgl. mehr interessierte, daß sein beliebter Generaladjutant v. Witzleben die frommen Konventikeln besuchte. Natürlich beeilten sich deshalb die Karrieremacher, um auch ihrerseits sich als fromme Männer zu zeigen, um so mehr, als sie hoffen durften, sich dadurch auch bei dem Kronprinzen einzuschmeicheln, dessen streng religiöse Richtung allen bekannt war.

Ein Minister, der sonst keineswegs im Geruch der Frömmigkeit stand, wurde Chefpräsident der Bibelgesellschaft, andere hohe Staatsbeamte zeigten sich als eifrige Mitglieder der Traktätchenvereine. Bet- und Erbauungsstunden wurden in vielen vornehmen Häusern gehalten. Eine Engländerin, Mistreß Frÿ, war die Löwin der Berliner hohen Aristokratie. Sie schwärmte für einen exzessiven Pietismus, sie hielt in den einflußreichsten Zirkeln der Residenz Vorträge für die bessere Behandlung der Strafgefangenen, die sie durch mystische Gebete würzte, und der berühmte Prediger Tholuck verdolmetschte der erlesenen Zuhörerschaft die überschwenglichen Predigten jener Dame. Eine Prinzessin des Königlichen Hauses erklärte sich zur Beschützerin der Mistreß Frÿ, es wurde unter den Hoffräulein und Edeldamen Mode, nach Spandau zu pilgern und Bibeln und Gesangbücher an die Zuchthäusler zu verschenken.

Das höchste Streben der Pietisten war, den König ganz für ihre Richtung zu gewinnen. Gelang dies, dann hatte die Reaktion den glänzendsten Sieg gefeiert, dann durfte sie hoffen, auch die freie Entwickelung der Schule, die bisher unter Altensteins Schutz so kräftig vor sich gegangen war, sich zu unterwerfen. Zum Glück für das preußische Volk aber gelang dies nicht. –

Der Mystizismus hatte gerade in den letzten Jahren sich von einer so verächtlichen Seite gezeigt, daß seine Ausschweifungen den wahrhaft frommen König ebensosehr zurückstießen, als er sich verletzt fühlte durch das Rütteln an den Grundsätzen der Religion, welches er den Rationalisten schuld gab. In Königsberg hatte sich das Unwesen des Pietismus in seiner ganzen Nacktheit entschleiert.

Schon seit langer Zeit erzählte man sich in Berlin seltsame Geschichten von den sogenannten Muckern, einer pietistischen Gesellschaft, welche in der zweiten preußischen Hauptstadt unter dem höchsten Adel sehr verbreitet war, und die auch ihre Bekenner in Berlin haben sollte. Man

wußte im Publikum nichts Bestimmtes über die Mucker, aber plötzlich lichtete sich das Dunkel, und was man nun erfuhr, ging weit über die vorher verbreiteten Gerüchte.

Die Mucker versammelten sich, wie amtlich ermittelt wurde, nächtlich zu ihren Religionsübungen. Auf ein gegebenes Zeichen entkleideten sich Männer und Frauen, sie wurden von dem Geistlichen ermahnt, sich des sinnlichen Genusses zu enthalten, obgleich die Lichter ausgelöscht waren.

Lange Jahre hatten dergleichen Zusammenkünfte stattgefunden; als nun aber der Wahnsinn der Mucker sich zum höchsten Grade steigerte, als man beschloß, die junge Gattin eines Grafen F. solle auserwählt werden, um den Messias neu zu gebären, da fand der Gemahl der jungen Dame die Sache nicht nach seinem Geschmacke. Er denunzierte die Sekte den Behörden, und das Unglaubliche wurde nach eingehenden amtlichen Untersuchungen als wahr befunden. Ein D. Sachs aus Königsberg, der früher selbst der Sekte angehört hatte, übergab eine Darstellung derselben der Öffentlichkeit.

Zwei Prediger in Königsberg, die als Päpste der Sekte fungiert hatten, wurden ihres Amtes entsetzt und in Untersuchung gezogen. Der Skandal war furchtbar.

Solcher Unfug mußte den König zurückschrecken von dem Pietistenunwesen, und wenn er auch in seinen letzten Regierungsjahren die strenge religiöse Richtung mehr als früher begünstigte, vermochten ihn doch die Mystiker niemals ganz zu gewinnen. Der Freiherr v. Altenstein, der den Frömmlern ein Stein des Anstoßes war, blieb trotz ihrer fortwährenden Bemühungen bis zu seinem Tode im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, und auch der ihnen nicht weniger verhaßte Bischof Neander behielt seinen Einfluß beim Könige bei.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Kerner an Lenau.

Weinsberg, den 13. Jänner 1832.

Niembsch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, sonst wäre Ihnen mein Klaggeschrei nicht aufgefallen. Ich liebe innigst und komme sogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verstoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab

und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweisen; denn von diesen glaubte ich mich auch schon oft verlassen. Seit diese Weiber genommen, sind sie so ganz erkaltet; so wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht so gehen! Bleiben Sie ledig wie - Suso!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich warm und getreu; um desto mehr schmerzte es mich an den andern. Oder wären Sie auch wie ich? - Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch seine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantasie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir; denn ich sah ihn nie, schrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor sechs Jahren nun reiste dieser hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er schon zu Straßburg war; da befiel mich eine so schreckliche Liebessehnsucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreisen wollte und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefste Trauer. Jetzt schreiben wir uns schon längst und sind innige Freunde, sehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in diesem Winter ein Brief von Schubert aus, und schon war ich wochenlang sehr verzweifelnd und wollte mich gerade niedersetzen und an ihn schreiben, so wie ich an Sie schrieb - da kamen im Momente, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! - O Niembsch, ich bin innen nicht so dick wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie sind ein glühendes edles Metall, an dem die andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer gestählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichsten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment schrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn gewesen, hätte ich ihn gern wieder zurückgenommen: denn es sagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergessen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir ist, seit ich von Menschen, die sich jahrelang meine Freunde nannten, und denen ich mit unsäglicher Offenheit und Wärme entgegenkam, in der Tat verraten und mißhandelt wurde. Das tat aber keiner von denen Menschen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Mein Rickele grüßt Sie auch tausendmal und ist nun auch wieder

versöhnt; denn Sie sind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie! Friede und Freude!

Ewig Ihr

J. Kerner.

Sind Sie denn immer dazu bestimmt, Spielern Geld zu geben? Diese Menschen sollen nicht spielen; sie sollen den Pater Suso (!) lesen! –

(Theobald Kerner, „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden".)

Mörike an Kerner.

Cleversulzbach, den 18. Oktober 1841.

Ich stelle Ihnen hier mit großem Dank die Nonne von Dülmen zurück. Es ist unstreitig ein höchst merkwürdiges, lebendiges Buch, wenn ich auch gestehe, daß mir die Lebensbeschreibung bei weitem das Wichtigste und Liebste darin bleibt. Auch mein Freund Hartlaub, der wieder einige Tage bei uns war, vorzüglich aber Klärchen wurden sehr davon eingenommen.

Sollte die Exaltation der Nonne nicht in nächster Verwandtschaft zu dem Somnambulismus stehen? Selbst das Hervorbrechen heiliger Zeichen am Leibe, die Kreuze, die Blutungen, haben nichts Unglaubliches, wenn sie auch nur aus dem Zustande eines höchst gesteigerten Gemeinlebens von Seele und Körper erklärt werden wollen, wobei der letztere durch die Übermacht des Geistigen und eine penetrante Sehnsucht dahin vermocht wurde, jene immerfort so dringend vorgehaltenen Bilder als leiblichen Aus- und Abdruck erscheinen zu lassen.

Ganz einzig schön und lieblich ist die Jugendzeit Anna Katharinas, ihr kindliches, doch geheimnisvolles Verhältnis zur Natur. Dr. Brentano kann nichts Dankenswerteres tun, als die verheißene ausführliche Biographie beizeiten zu liefern. Die gegenwärtige indessen ist zugleich ein Muster edler Darstellung. Bei aller gläubigen Teilnahme, welche sich nicht verbergen kann, ist doch eine gewisse feine Mäßigung beobachtet, die den unbefangenen Genuß und jedes Urteil möglich macht. In den Berichten aus dem Leben Jesu könnte es auffallen und zu einem niederen Begriff vom produktiven Geiste der Erzählerin veranlassen, daß fast nur Äußerlichkeiten, keine bedeutenden Reden und Aussprüche der Personen mitgeteilt werden. Die Freunde Annas können

aber wohl antworten, es habe keineswegs das Evangelium von seiten seines höchsten Gehalts erweitert werden sollen, noch auch können. Natürlich, was die Seherin von Reden höherer Art etwa zu hören glaubte, war nicht ausdrücklich und nachsagbar, vielmehr vernahm sie es nur dem allgemeinen Eindruck nach durch die Empfindung in ahnender Halbheit, wie es im Traum zu geschehen pflegt. Übrigens habe ich diese Berichte nicht ganz lesen können. Bemerkenswert und auf magnetische Weise wohl erklärbar sind die bestimmten Angaben über Kostüme, Bauart, Sitten usw., wovon sie schwerlich die geringste antiquarische Kenntnis haben konnte. Es müßte in doppelter Hinsicht interessant sein, nachzuweisen, inwieweit sie mit dem, was darüber bekannt ist, übereinstimmt oder in Widerspruch kommt.

Endlich fiel mir bei ihren Schilderungen ein, daß sicherlich der bildende Künstler (von welchem in der Vorrede in anderer Beziehung vergleichungsweise auch einmal die Rede ist) vielfache Anregung und selbst noch mehr durch sie erhalten mußte. Viele einzelne kleine Züge von dieser Art sind außerordentlich schön, und alles, soviel wir gelesen, zeugt von einem ungemein plastischen Sinne, daß Katharina uns beinahe zur Künstlerin geboren schien. So staht, um nur das Nächste, was ich aufschlage, zu wählen, S. 21:

„Auch die heilige Jungfrau am Tische der Frauen war heiter. Es war so rührend, wenn die anderen Frauen zu ihr traten und sie am Schleier zogen, mit ihr zu sprechen, wie sie sich dann so einfach wendete."

Hartlaub schickt Ihnen hier die Abschrift einer Stelle über Gespenster aus Luther, entweder für das Magikon oder nur zum Privatvergnügen. Es ist sehr trefflich und gescheit.

Leben Sie alle recht wohl!

Ganz der Ihrige

E. Mörike.

Schelling an Dorfmüller.

Berlin, den 28. September 1843.

Karlsbad hat wieder seine gewohnte Wirkung bei mir getan, und fast noch mehr als sonst fühle ich mich nach dessen Gebrauch wie neugeboren und neugestärkt zu der Arbeit, die mir für diesen Winter

bevorsteht. Viel Angenehmes und Gutes ist mir auch diesmal wieder im Umgange mit Menschen begegnet, die ich auf andere Weise wohl nie kennen gelernt hätte, und die mich erquickt haben. Gott sei Dank, es gibt allerorten noch Menschen, auf deren innere Zustimmung man zählen darf, und die nur des ausgesprochenen Wortes warten, um auch äußerlich sich anzuschließen. – Die für mich merkwürdigste Bekanntschaft war die des Fürsten Metternich, der, spät abends angekommen, mich am andern Morgen durch seinen Leibarzt vom Brunnen weg einladen ließ, und der noch im Gespräch mit mir verweilte, während unten die Postpferde längst angespannt waren und eine Menge Einheimischer und Fremder umherstanden, den berühmten Staatsmann beim Abfahren zu sehen. Wäre das hier geschehen, so wäre das Geklatsche davon bereits in allen Zeitungen und mein Zusammenhang mit den Häuptern der regressiven Bestrebungen für alle Maulaffen aufs unzweifelhafteste begründet. Mich, von allem Nebeninteresse und Eigennutz entfernt, erfreut es immer, irgendeinen Mann zu finden, den ich aufrichtig verehren kann, der von seinem Gegenstand erfüllt, dem es mit seiner Überzeugung Ernst und dem es nur um die Sache zu tun ist, die er für die rechte hält. Ich konnte erwarten, daß der mächtige Mann mir einige Artigkeiten sagen, mich nach dem Erfolg meiner Kur fragen würde, oder warum ich noch nie nach Wien gekommen usw. Nichts von all dem, sondern gleich medias in res, und zwar in das, was er als uns Gemeinschaftliches vorausseßte, und mit dem Vertrauen, als kennten wir uns seit 40 Jahren. Dieses Großartige hat meine Bewunderung erregt, weil wir es sonst nicht gewohnt und meist Staatsmänner, je höher gestellt, desto zugeknüpfter sich darstellen. – – –

Dank nun auch für die kirchlichen Nachrichten. Ach, es ist ein Jammer. Was will man gegen Döllingers boshafte, aber leider in den meisten Punkten wahre Schrift aufbringen? Wie kann man den Protestantismus retten, wenn man ihn für etwas Abgeschlossenes nimmt und seine Bedeutung nicht in der Zukunft sucht? Es bedarf für mich dieser Szenen in Bayern nicht; wenn ich sehe, wie ganz willkürlich, je nach seiner individuellen Stimmung oder Neigung der eine dies, der andere jenes aufgibt, da denke ich oft, daß früher oder später, wenn von jenen Herren nicht mehr die Rede sein wird, man einen

neuen und höher gestellten Lehrbegriff, wie ich ihn durch die Philosophie der Offenbarung vorzubereiten suchte, als alleinige Auskunft wird erkennen müssen. Ist es darum, weil sie diese Absicht darin sehen, oder ist es aus gemeinem Grund, daß jetzt auf einmal wie verabredet oder auf den Wink höherer Oberer auch die katholischen Theologen über mich und die Philosophie der Offenbarung herfallen? Ich bitte Sie, mir dies Phänomen zu erklären, wenn Sie können. Daß die Protestanten es tun, zumal die Rationalisten, wundert mich nicht, und habe ich es wohl verdient. Wenn einer davon, der seit 40 Jahren mit dem wütendsten, bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß mich verfolgt und, wohl wissend, daß ich zu solchem Schmutz nicht herabsteigen kann, Lügen und Verleumdungen gegen mich häuft, wobei die frühere immer als Beweis für die Wahrheit der späteren dienen muß, der noch außerdem die Niedrigkeit hat, dabei immer anderer Werkzeuge, verlorner Menschen sich zu bedienen, - wenn es diesem gelingen könnte, mich wirklich zu verletzen, so wüßte ich, wofür ich die Wunden zu nehmen hätte: es wären - - -

Sie wissen indes, daß ich diesem Bösewicht den Nachdruck eines Heftes meiner Vorlesungen nicht habe hingehen lassen, nicht sowohl aus dem Grund, den kürzlich Hirsch in dem übrigens so geistvollen Artikel der „Allgemeinen Zeitung" angenommen hat, als weil ich weiß, daß gegen die vollkommene Ehr- und Schamlosigkeit des verhärteten 82jährigen Sünders durch kein Mittel etwas zu gewinnen ist als pekuniären Verlust, daß Geldstrafe und Geldentschädigung, die ich zu erlangen hoffe, das einzige ist, was ihn affiziert.

Ich bitte Sie noch, als mein einziger zuverlässiger Korrespondent in Bayern, mir über den Ausgang des letzten Landtags zu schreiben. Was ist gewonnen - oder ist überhaupt etwas gewonnen? Ist die große Frage der Erübrigungen auf sichere Weise erledigt, oder hat man vielleicht anderes darangeben müssen? Was denkt man von Fürst Wallerstein?

Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich die Zeit des letzten Aufenthaltes in München benutzt habe, um dem Kronprinzen noch einmal ab ovo, und freilich tiefer, als ich es früher gekonnt (denn es ist unglaublich, welche Fortschritte dieser Herr, und zwar bloß durch eigne Bemühung, während meiner Abwesenheit gemacht hatte), die Prin-

zipien der negativen und positiven Philosophie zu seiner großen Genugtuung vorzutragen. Ich habe bei dieser Gelegenheit, und damit er sonst jemand habe, bei dem er sich Rats erholen könne, Sie ihm genannt und dringend empfohlen. Der Kronprinz hat mir zum Dank und Andenken sein Bildnis (auch als Kunstwerk von hohem Wert) geschenkt und hierher geschickt. Gott erhalte den trefflich gesinnten Fürsten. Was hört man von seiner Stellung? Mit Bamberg, wo er mir doch um ein gut Teil näher gewesen, scheint es nichts zu werden. – –

(„Aus Schellings Leben. In Briefen.")

Die Prügel, deren ich oft gedacht, waren ein zwar häufiges Zuchtmittel (und einigen Lehrern, z. B. Herrn H-dorf, schien das Prügeln förmlich Vergnügen zu machen), doch gab es noch andere Strafarten, welche eigentlich die Regel bildeten. In der ersten Zeit fanden sich einige Täfelchen vor (man führte ihren Ursprung auf jenen Herrn L. zurück), welche sehr saubere Bilder eines Schweines und eines Esels zeigten, zur Auszeichnung für unreinliche und faule Knaben um den Hals zu tragen; doch erinnere ich mich kaum, daß dieselben zur Anwendung gekommen wären. Desto häufiger war die Strafe des Ringumhängens. Anfangs gab es eine Anzahl von solchen Holzringen, wie man sie beim Reifenspielen benutzt; diese wurden dem Verbrecher als ein Zeichen der Ausgeschlossenheit aus der menschlichen Gesellschaft umgehängt, oft nur während einiger Stunden, oft auch mehrere Tage lang.

Wer einen solchen Ring um hatte, durfte mit keinem Mitschüler reden; tat er es dennoch, so wurde er, und auch der Angeredete, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, noch besonders bestraft. Der Lehrer, der den Ring umgehängt hatte (und das geschah wegen der geringsten Kleinigkeit), hatte allein das Recht, ihn wiederabzunehmen. Als schwerstes Verbrechen galt die Lüge. Wer absichtlich frech gelogen hatte, bekam auf fünf Tage einen schwarzen Ring um und mußte an abgesondertem Platz bei Tische sitzen. Das alles war nicht dazu angetan, ein feines Ehrgefühl bei den Knaben zu entwickeln, und hier liegt einer von den großen Fehlern, die in der Anstalt begangen wurden. Kam eines von den Eltern der Kinder, oder auch ein Fremder zu Besuch, während wir im Garten waren, so mußte ihm sogleich der Hals-

schmuck auffallen, den allezeit einer oder der andere trug: das veranlaßte Nachfragen, Beschämung und zuletzt Abstumpfung gegen die Schande. Mußten diese Ringe doch sogar bei Spaziergängen umbehalten werden! Allein zum Glück waren die ursprünglichen festen Reifen bald abgenutzt oder verloren, und wurde seitdem ein zusammengeknüpfter Bindfaden symbolisch getragen, der sich unter den Rock knöpfen und vor fremden Augen verbergen ließ....

(Felix Eberty, „Jugenderinnerungen eines alten Berliners".)

Diese große Schulluft mußte die größeren Schulleiden, wenigstens den Schulwiderwillen, überwinden helfen, wodurch ich, ich muß es bekennen, von erster Jugend an bis selbst in die mittleren Klassen des Gymnasiums hinauf, schwer bedrückt wurde! Aber sehr zu den Schulleiden gehörten die Stunden bei einem andern Lehrer dieser Klasse, der es sehr gewissenhaft mit seinem Amt nahm und auch nicht eben durch seine Persönlichkeit zurückschreckte. Allein der Gegenstand war der Jugend freilich unwillkommener, da wir bei ihm die ersten Studien des Lateinischen machten, Deklinationen und Konjugationen memorierten. Ich verwundere mich, wenn ich jetzt dem Unterricht meiner Kinder folge, selbst darüber, daß wir damals schon in den untersten Schulklassen zu so harter Schularbeit gezwungen wurden; allein es war der Fall und war recht gut, denn die mechanische Sicherheit erwirbt sich am besten in der Zeit, wo der Gedanke noch am wenigsten entwickelt ist. Dennoch wurde uns sowohl mensa und rana als das traurige sum und amo unendlich schwer, und der wackre, eifrige Lehrer, Herr Schüler, der seine Pflicht so getreu übte, wurde der unschuldige Träger des Widerwillens, den uns die Sache einflößte. Ich sehe ihn noch lebendig vor mir, wenn er mit seinem breitgekrämpten niedrigen Hut und dem etwas kantorartig frisierten und gestalteten Kopf in die Klasse eintrat; es durchfuhr mich jedesmal ein Schreck und Schauder, und mein einziger Gedanke war, „wenn er nur Dich nicht fragt!" Auch habe ich sehr gut ein Gefühl bewahrt, wie unverständlich, geheimnisvoll sogar, mir mehrere der Formen des Verbums und der grammatischen Begriffe vorkamen, z. B. die Phrase: „werden geliebt werden" und die Begriffe Gerundium, Supinum, wobei ich mir durchaus nichts denken konnte, während mir doch ein Präsens, Perfektum,

Imperativ usw. faßliche Dinge waren. Die seltsamsten Ansichten aber hatte ich über das Verhältnis der Tempora, die die vergangenen Zeiten ausdrücken, und quälte mich oft mit Grübeln, wieviel länger denn eigentlich ein Ereignis her sein müsse, welches im Plusquamperfektum ausgedrückt würde, gegen eines, das bloß im Imperfektum stand! –

Immer aber blieb der brave Herr Schüler in unsern (nicht bloß in meinen) Augen als Vertreter und Verschuldner aller dieser Mühseligkeiten und Leiden, und es dünkte mich, er sei dergestalt nur zum Peiniger der Menschheit geschaffen, daß ich eines Tages, wo ich ihm auf der Straße begegnete, indem ich mit einigen anderen Knaben, die nicht zur Schule gehörten, ging, ganz erstaunt darüber war, daß ein so bösartiges Wesen meinen furchtsamen Gruß und den meiner Freunde nicht nur freundlich erwiderte, sondern sogar ganz heiter fragte: „Ob wir spazierengehen wollten?" Von der Zeit an verschwand aber auch ein großer Teil des Schreckens, den er mir einflößte; ein Beweis, wie wenig es oft seitens eines Lehrers bedarf, um Kindern aus großer Ferne plötzlich viel näher zu treten.

Aus einer nächst höheren Klasse, in die ich nach einiger Zeit zu meinem Schrecken versetzt wurde (denn ich glaubte bei jeder Versetzung, auch noch viel später, die Arbeiten und Aufgaben der höheren Klassen würden ganz unbesiegbar sein), erinnere ich mich ebenfalls vorzugsweise zweier Lehrer, aber nicht im besten Sinn. Ich will sie daher nicht nennen. Der eine, ein mürrischer, wirklich sehr strenger Mann, mit altmodischer gepuderter Frisur, Herr Th..., hielt uns, und zumal mich mit meiner lebhaften Phantasie, beständig in Angst und Zittern. Er drohete gar zu furchtbar, z. B.: „Wer noch einmal plaudert, oder wer dies und jenes tut oder läßt, bleibt bis heut abend um acht Uhr nach!" – Ein Nachbleiben aber bis zu so später Stunde, da schon eine einzige Stunde des Mittags wegen des Empfanges zu Haus mir die äußerste Angst einflößte, erschien mir als das entsetzlichste Los, von dem ein Sterblicher nur getroffen werden könne. Ebenso schreckenvoll war die Androhung der Karzerstrafe (ein Loch unter der Treppe, das mir entsetzlicher schien, als die Schlangenhöhle Högnes) oder die der Schläge, wobei es mit dem hoch emporgeschwungenen Rohrstock hieß: „Ich haue euch, bis Blut fließt!" Indes muß ich sagen, daß es meist bei Drohungen blieb und die Strafen, wenn auch streng, doch nicht

so furchtbar ausfielen. Jedenfalls aber hielt es Herr Th . . . für angemessen, durch ein Schreckenssystem zu regieren. – Dennoch war diese Weise, wenn auch eine eigentümliche, nicht so verwerflich als die eines anderen Lehrers, Herrn E . . . Ich kann nicht leugnen, daß er mir einigermaßen imponierte in seiner stattlichen Haltung, eleganten Kleidung, dem blonden Haar und einem gewissen Adel des Benehmens. Oft wußte er auch unser Interesse zu fesseln durch lebhaften Vortrag, durch die immer sehr zusagende Weise, wie er ein Gedicht vordeklamierte, und Ähnliches. In der geographischen Stunde hatte er eine ansprechende Form gewählt, deren ich mich noch heut lebhaft erinnere. Er machte die Klasse zum Schiff, uns zu Matrosen und Reisenden. Jetzt liefen wir aus dem Hafen zu einer großen Fahrt, auf der wir alle möglichen Küsten und Städte ansegelten und sie näher besichtigten, wobei uns mittelst Fragen und Antworten die Merkwürdigkeiten derselben eingeprägt wurden. Allein trotz aller dieser fesselnden Gaben, fürchteten wir diesen Lehrer ganz ungemein. Denn er war wirklich grausam gegen uns arme Knäblein und führte, mit einer entschiedenen Lust an unserer Angst und Pein, das aus, was uns Herr Th . . . doch nur androhte. So z. B. hatte er die Grausamkeit, wenn einer von uns, vorgerufen, dicht an seinem Stuhl stand, um seine Aufgabe herzusagen, daß er, wenn der Schüler stockte, die feinen Härchen in der Nähe des Ohrs faßte und seine Erinnerung: „Weiter" oder die Frage: „Und nun?" mit einem immer stärkeren Ziehen daran begleitete: „Nun besinne dich doch", hieß es, und der Schmerz wurde immer heftiger, wir zuckten, zitterten, die Tränen liefen uns herab; er hatte seine Freude daran, uns die Antworten mittels dieser Tortur auszupressen, die natürlich ganz die entgegengesetzte Wirkung hatte, indem wir vor Schmerz und Angst alle Fassung verloren. Ferner erfreute er sich daran, uns über die Beine zu legen und mit dem dünnen spanischen Rohr, so recht in langsamen Absätzen, wohl nicht übermäßig, aber äußerst empfindlich zu schlagen und zwischen jedem Streich eine lange Ermahnung zu erteilen. Noch erbitternder und noch schlimmer aber war es, daß er diese Züchtigung eines Knaben, der etwas versäumt hatte, einem andern Knaben übertrug, der denn in dem natürlichen Übermut, oder geradehin Schadenfreude möglichst derb zuschlug. Trotz alledem war Herr E . . . eigentlich nicht bösartig; er konnte nur der Lust nicht

widerſtehen, ſich zuweilen und der zuſchauenden Klaſſe dazu ein Späßchen der Art zu machen! Er hatte ſchwerlich erwogen, wie tief das, was ihm ein Scherz dünkte, als Ernſt in die kindliche Seele eingriff, und wie gemütsverderbend namentlich die Züchtigung des Knaben durch ſeinen Mitſchüler war, was dann, nach beendigter Schulzeit, oft genug durch die erbittertſten Ausbrüche und Tätlichkeiten zutage kam. Glücklich, daß Kinderſeelen, die eigentlich nur in der Gegenwart leben, ſo ſchnell vergeſſen und alſo tiefere Spuren dieſer Vergiftung nicht zurückblieben; ſelbſt nicht gegen den Lehrer, der uns durch ſeine anderen Vorzüge bald wieder gewann.

(L. Rellſtab, „Aus meinem Leben".)

An Victorine Boiſſonnet.

Berlin, 4. November 1835.

Das Unangenehme der erſten Tage hier wurde ſehr vermindert durch das Wiederſehen vieler Freunde, die unter den wechſelnden Verhältniſſen die alte Liebe bewahrt hatten. Es geſtaltet ſich ein ſchöner, reicher Bund, der gerade hier, wo aller äußere Schein wegfällt, um ſo innerlicher und ſegensreicher ſein wird. In dieſer Hoffnung bin ich ſehr glücklich und ſetze mich hinweg über vieles, das mich ſonſt ſehr unangenehm berührt. Es fühlt hier jeder, wieviel man einander ſein kann. Die äußere Dürre führt zu den inneren Quellen des Glücks und der Freude, und ſo blüht, glaube ich, die Blume der Freundſchaft nirgends ſchöner als in den Sandſteppen Berlins.

Ich hege die ſchönſten Hoffnungen; möge die Erfahrung ſie beſtätigen!

Meine ſtudentiſchen Verhältniſſe ſind jetzt geordnet, mein Zimmer in löblicher und erfreulicher Ordnung, und manche neue Bekanntſchaften ſind eröffnet, welche Freude und Gewinn verſprechen. Ganz beſonders habe ich mich gefreut, den Profeſſor Trendelenburg kennen zu lernen, der durch ſein gediegenes ernſtes Weſen mir das Bild eines wahren Gelehrten, wie ich ihn mir wünſche, vor Augen ſtellt. Jugendliches Feuer iſt mit männlicher Reife in ihm gepaart, man merkt's ihm an, wie heiliger Ernſt es ihm um ſeine Sache iſt, und wie er für wahre Wiſſenſchaft lebt und webt. Es kommt mir vor, als müßte und würde ich mich ihm recht eng anſchließen, und die Herzlichkeit, mit der er mich

aufgenommen, hat die schönsten Hoffnungen in mir erweckt. Ein solches Verhältnis tut mir gerade recht not. Beim Universitätsgebäude werden täglich neue Wiedersehen gefeiert; was lange getrennt war, sieht sich hier plötzlich vereint, und tausend alte Erinnerungen werden neu. Alles nimmt sich freilich hier anders aus, alles Burschikose fehlt. Statt der früheren bärtigen Gestalten mit transparenten Flausröcken, mit Mützen und langen Pfeifen, sieht man hier feine Herren mit hohen Hüten, zierlichen Stutzbärtchen und kleinen Spazierstöckchen, voll Ernst und Ehrbarkeit einherschreitend. Kaum noch bilden sich nach geschlossenen Kollegien muntere Gruppen. Jeder eilt rasch vom Auditorium wieder an den Arbeitstisch und kümmert sich wenig um seinen Nächsten. Oder stellen sich auch wohl alte Bekannte zusammen, so geht's so sittsam und ruhig her, daß man nicht junge Studenten, sondern bejahrte Geschäftsmänner zu sehen glaubt. Für uns ist Sang und Klang vorbei - scheint jeder zu fühlen und mit mehr oder weniger Resignation dem frischen Jugendleben zu entsagen. Wer aber recht sang- und klangliebend ist, der empfindet's schwer, und dem erscheint dies sittsame, artige Wesen, das der gute König von seinen Fenstern aus mit stillem Wohlgefallen betrachten mag, als ein erzwungenes, unnatürliches und ungesundes Wesen. Doch fehlt's gottlob nicht an Geist und Leben, wenn es auch nicht in natürlicher, blühender Farbe hervortritt.

Die vortreffliche Göttinger Kost und Aufwartung muß man hier ganz vergessen. Die Leute sprechen es hier mit Trotz aus, daß ihnen wenig an uns Studenten gelegen sei und sie sich nicht viel Mühe darum gäben. Doch das verschmerzt sich leicht und hat sogar sein Gutes. Aber unerträglich ist der gänzliche Mangel an Vertrauen unter den Bewohnern Berlins und der ewige Zwang, der daraus entspringt, immer auf der Hut zu sein, sich immer von Dieben und Spitzbuben umlagert zu glauben. In der ersten Stunde meines hiesigen Etablissements erfuhr ich das. Ich dachte natürlich nicht daran, mich in der eigenen Stube abzuschließen, sondern ließ den Schlüssel draußen stecken. Als ich wieder ausgehe, ist der Schlüssel fort, und meine erste Ausgabe in Berlin ist, neues Schloß und Schlüssel machen zu lassen, um die Pläne des Schlüsseldiebes zu vereiteln. Den andern Tag wurde ich von einem Arbeitsmann schmählich betrogen, der mir bei meiner Kiste eine fein und detailliert aufgesetzte Rechnung brachte, die ganz und gar

erlogen war. Ich mußte den Kerl gleich verklagen, und gestern war er in der reuigsten Stimmung hier und bat um Verzeihung, daß er aus Versehen zuviel gefordert hätte. Du kannst Dir denken, liebe Victorine, wie entsetzlich unangenehm solche Erfahrungen als Begrüßungen in einer Stadt, in der man Jahre zubringen will, mir sein müssen. Doch will ich auch diese Erfahrungen von der besten Seite nehmen und hoffen, daß sie eben durch die Vorsicht und Lebensklugheit, zu der sie auffordern, mich im Künftigen schützen.

(„Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen.")

Zweites Buch.

Das politische Leben.

Turner und Burschenschafter.

Zustände nach 1815, Jahn und Sand.

Nach dem Schluß der Napoleonischen Kriege war bei der jüngeren Generation ein starker Haß gegen alles Französische, ebenso wie man die Gestalt Napoleons I. naturgemäß sehr parteiisch beurteilte. Die ältere Generation aber, die noch die Zustände vor den Napoleonischen Kriegen erlebt und einst Napoleon als Kulturbringer zugejubelt hatte, hing, vor allem in Westdeutschland und Süddeutschland, mit einer großen Verehrung an ihm, deren Spuren bis 1870 kaum gelöscht waren. Bald genug sollte aber auch die Jugend fühlen, daß mit dem Sturze Napoleons keineswegs eine bessere Zeit herangebrochen war. Es kam zur Unterdrückung der Turnbewegung, die, im Kern gut und gesund, sich doch von manchen recht komischen Auswüchsen nicht ferngehalten hatte, – es kam zur weit schärferen Unterdrückung der Burschenschaftlerbewegung, die vielleicht mit zu den wichtigsten politischen Ereignissen der Biedermeierzeit gehört und ihre Wirkungen fast bis in die Gegenwart erstreckt.

Das hier zusammengestellte Material beleuchtet die Probleme genugsam und macht jegliche Kommentare überflüssig.

Die Hoffnungen und Erwartungen Deutschlands, die im ersten Pariser Frieden nur allzusehr zu kurz gekommen, waren geduldig mit zu diesem Kongreß gezogen und, freilich wohl zu hoch anschlagend einige Jahre von vorübergehender Erhebung gegen Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung, klagbar in Mitte der Versammlung aufgetreten. Große Dinge hatte die Meinung von diesem Verein erwartet, der nach dem Sturze jener Universalmonarchie sich hier versammelte, um die zerstörte europäische Republik wieder zu restaurieren und aufzubauen. Sie hatte richtig erkannt, daß, ohne wenn die Feste der Mitte in diesem gemeinen Wesen, Deutschland, sich wieder wohl und stark begründet finde, nicht für alle Zukunft an Ruhe, Ordnung, Friede und Gleichgewicht zu denken sei. Sie hatte einen Blick in die Geschichte zurückgeworfen und erkannt, daß dies Reich nur damals, ein wahrer Schutz und Hort der Christenheit und eine Brustwehr gegen

innere und äußere Feinde, in feſter Sicherheit auf ſich geruht, als ſeine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaiſers vereinigt war.

Darum war in richtigem Naturinſtinkte die Meinung der meiſten dahin ausgefallen, daß man den Bauſtein, den der Feind verworfen, eben zum Eckſtein mache: daß man die alte Idee wieder in der neuen Zeit erwecke und, ſie kräftigend durch das junge Leben, das der Fortſchritt der Entwicklung hervorgerufen, ſelbſt ſie wiedergebäre und verjünge. Man dachte ſich ungefähr, ein Kaiſer werde aufs neue an die Spitze des Reiches treten, die Würde erblich, ſolange das Geſchlecht beſtehe; ihm zur Seite zum Schutz der Freiheit bei dieſer Erblichkeit und zur Erhaltung des Gegenſatzes, der einmal ſich erhoben, ein deutſcher König, dann die Herzöge des Reichs, ſeine Fürſten und Grafen, Prälaten und übrigen Standesherren um ſie verſammelt in einer Pairskammer; die Gemeinen aber in einer zweiten Kammer des Reichsparlamentes und alſo jedes Glied des Ganzen bedingend und bedingt, alle Stämme ſich beigeordnet und keiner herrſchend über den andern, alle mit Freiheit dienend demſelben Oberhaupte: die einzige Verfaſſung, die für lange Zeiten auf der Deutſchen Charakter und Sinnesweiſe paßt. Dies alſo geordnet trat dies Reich in die Geſamtheit der europäiſchen Staaten mit dem ganzen Gewicht ſeiner Macht und Würde, getragen von dem wiederbelebten Geiſte ſeines Volkes, ein, und die übrigen Angelegenheiten der europäiſchen Republiken ordneten ſich nun nach Billigkeit und dem gemeinſamen Intereſſe der Teilnehmenden gemäß.

Aber als die Dunkel, in die jene Verſammlung ſich zuerſt gehüllt, einigermaßen ſich verzogen, bemerkte man mit Beſtürzung, daß hier keine Spur eines großen architektoniſchen Planes den Verhandlungen zum Grunde liege; der Uranus der alten Zeit, den der Saturn der Revolution entmannt, hörte, gänzlich unfruchtbar, zu zeugen auf, und der allwaltende Zeus, der dieſen vom Thron getrieben, hatte den großen Kampf noch nicht ausgeſtritten. Die Vorſehung hatte ein anderes beſchloſſen, nicht aus dem Verdorrten ſollte von oben herab ein mattes Scheinleben ſich geſtalten, auf anderem Wege ſollte die Idee von unten aus dem friſchen Leben grünend in die Höhe treiben. Darum hatten die Höfe, während die Völker für Freiheit und Unabhängigkeit geſchwärmt, keineswegs dieſen Rauſch geteilt, ſondern klüglich in mancherlei Traktaten ihres Vorteils wahrgenommen, und als es nun zum

Werke ging und die beiden Mächte, die das Schicksal Deutschlands in Händen trugen, vor allem in Eintracht sich gesellen sollten und nun in mildem Ernst und würdiger Festigkeit, selbst Opfer leistend und darum Opfer gebietend, mit Recht und Fug ordnen mit den minder Mächtigen des Reiches Angelegenheiten: da mußten sie, um jene Ansprüche durchzusetzen, fremde Hilfe suchen, und Österreich und Preußen teilten sich in den englischen und russischen Einfluß.

Darum konnte fürder von Deutschland nicht die Rede sein, es hatte sich selbst verloren in Europa; wie Österreich an Italien tat, so Rußland an Polen und England an den deutschen Küsten von der Elbe bis zu den Dünen von Dünkirchen; Preußen, das ebenso an Sachsen zu tun versucht, aber wurde an den Rhein geschoben. Alles andere ergab sich nun von selbst; nach dem Vorgange der Größeren fingen auch bald die Schwächern an, sich der Torheit zu entschlagen, ein einiges und ganzes Reich zu bauen, und nachdem nur erst kleine Anwandlungen eines beklemmenden Gefühls im Angesicht der harrenden und schauenden Zeit überwunden waren, begannen alle Leidenschaften wieder ungescheut ihr altes vielgespieltes Spiel aufzulegen. Hatte vorher der Eroberer den goldenen Reifen der deutschen Kaiserkrone zerbrochen und die Stücke als Dekorationen unter die Vasallen ausgeteilt; so waren die dominierenden Mächte jetzt in die Interessen des Vertriebenen eingetreten, und der Kongreß fand sich keineswegs berufen, aus den zerstreuten Fragmenten eine neue auszuschmieden, und die Höfe ächteten zwar insgesamt den großen Räuber der europäischen Gesellschaft, erklärten aber den Raub als gute Prise und den Stand, den die Handlung herbeigeführt, und den faktischen Besitz zur Grundlage der künftigen Ordnung im Reiche, das also geteilt blieb und vernichtet.

(J. Görres, „Teutschland und die Revolution".)

Im ganzen war, gleich nach dem Befreiungskriege und trotz dem Wiener Kongresse, der das Territorialsystem der modernen Politik hauptsächlich im Auge behielt, ein munteres Leben in Deutschland. Die gebliebenen Helden prangten auf den Erinnerungstafeln in den Kirchen, die verstümmelten trugen Eiserne Kreuze und wurden auch sonst wohl durch Anstellungen möglichst bedacht; die gesunden kehrten munter zurück, voll Lebenslust und Beimischungen französischer Heiter-

keit; man hatte gegenseitig viel zu erzählen, und viele Heiraten zwischen den deutschen Heldenmädchen und Heldenjünglingen gingen vor sich; die Männer drängten sich unter den Tschako und die Mädchen unter die Haube; die Schuljugend war kriegslustig, die Studenten bildeten unter ihrem Generalquartiermeister Jahn eine altdeutsche Genossenschaft, trugen Barette, kurze Röckchen und ihre Haare so lang, als Gott der Herr sie wachsen ließ, sogar die Jungfrauen gingen hier und da in altdeutscher Tracht; das wunderliche deutsche Volk glaubte, durch all dergleichen Apparate die schöne Zeit der Altdeutschen - man wußte nur nicht recht, aus welchem Jahrhundert - zurückgeführt zu haben, und fühlte sich in dieser phantastischen Träumerei innigst befriedigt. Es war damals eine so poetische Zeit, wie wir lange nicht gehabt haben. Die Jugend, die recht wohl wußte, wie auf ihre Herzen und Arme die Hoffnung des Vaterlandes gesetzt werde, fühlte sich altkräftig, und die grauen ehrwürdigen Häupter fühlten sich jung. Dazu hatten Gymnasien und Universitäten ihre Turnstätten, und wenn bei diesen Übungen auch kein griechisches Schönheitsgesetz obwaltete, so machte doch dies Laufen und Springen, Klettern und Ringen, dies Verdrehen der Glieder auf Barren und Recken vielen Spaß; was man früher nur in den Freistunden heimlich betrieben hatte, wurde jetzt vor Lehrern und Predigern und zuschauendem Volke ausgeübt, war privilegiert und stand im Lektionsplane der Unterrichtsgegenstände obenan; der gute Cicero war fortan ein Bagatell und der langweilige Horaz eine Zugabe zu den gymnastischen Übungen. Dazu loderten an jedem achtzehnten Oktober die Erinnerungsfeuer der Leipziger Schlacht von den Hügeln, wo es deren gab, sonst begnügte man sich, wie es eben ging, mit der Ebene. In der Perspektive ruhte die Aussicht auf eine Volksvertretung; aber mit dieser Aussicht, die überhaupt sehr problematisch war, begnügte man sich nicht; die jungen Köpfe waren einmal in Feuer, man wollte aus Deutschland was Rechtes machen, man wußte nur nicht, was? Man wußte nur so viel, daß diese Vielherrschaft untauglich sei; die einen wollten einen mittelalterlichen Kaiser mit Bart, Pickelhaube und Schlitzkrause, die andern eine Republik, so daß aus Bückeburg etwa ein Staat wie Neuyork, aus Sigmaringen ein Staat wie Ohio und aus Frankfurt der Sitz des deutschen Generalkongresses gemacht werden sollte.

(Hermann Marggraff, „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche".)

Churfürchterlich-Häßliches Zopfregiment

1815.

Ach Gott vom Himmel, ſieh darein,
Und laß dich des erbarmen:
Wir müſſen wieder zopfig ſein,
Wir Heſſen, ja wir armen!
Er hängt uns in der Anke feſt,
Dazu ein Schlucker und Droſſelneſt,
Mit Puder über den Rücken.

Wir jagten die Franzoſen fort,
Sollt' beſſer ſein geſchwinder;
Man gab uns viele ſchöne Wort'
Und hieß uns: liebe Kinder!
Jetzt ſind wir wiederum zurück,
Da wend't ſich's um im Augenblick,
Jetzt heißt man uns bald Hunde.

Wer vor ſchon war bald General,
Wird jetzt nur angenommen,
Was er geweſt - ein Korporal -,
Eh die Franzoſen kommen.
Gar mancher auch der ſind't beſetzt,
Da er vom Kriege kommt, ſein Neſt
Kann ſehen, wo er bleibe.

Gott woll' ausrotten alle Zöpf',
Die uns ſo übel ſtehen;
Dazu bekehren alle Köpf',
Die alles rückwärts drehen!
Er woll' uns geben, was uns not,
Nicht Hunger für franzöſiſch Brot,
Daß uns der Tauſch nicht reue!

(Anonym.)

* * *

Als ich mit meinem Vater in Prenzlau eingefahren war, hatten wir auf dem vor dem Steintore befindlichen Turnplatze eine Anzahl Arbeiter beschäftigt gesehen, die verschiedenen auf demselben befindlichen Gerätschaften an Kletterstangen, Barren, Recken usw. abzubrechen und auf bereitstehende Wagen zu verladen.

Nur zu bald erfuhren wir den Grund dieser Zerstörung. Sie war auf Befehl der Regierung geschehen, die sich bewogen gefunden hatte, das Turnen in ganz Preußen zu verbieten und alle Turnplätze der Gymnasien und sonstigen Unterrichtsanstalten aufzuheben.

Das war für mich eine betrübende Nachricht. Mehr als einmal hatte ich bei meinen Besuchen in Prenzlau den Übungen der rüstigen Jugend zugeschaut, und mehr als einmal war ich den Scharen der Turner auf ihren meilenweiten Turnfahrten durch das Land begegnet, wie sie in ihren grauleinenen Turnanzügen, oder in den kleidsamen, schwarzen „deutschen Röcken", die Mützen oder Barette mit grünen Zweigen geschmückt, unter fröhlichen Gesängen daherzogen, und hatte mich auf die Zeit gefreut, wo ich auch einer dieser frischen und fröhlichen Turner sein sollte. Damit war es nun vorbei! Die unselige Tat Sands, der im Jahre zuvor am 23. März den elenden Kotzebue erstochen hatte, war für die deutschen Regierungen und für die von der herrschenden Reaktion gegen die in den Gemütern der deutschen Jugend nachzitternde Bewegung der großen Befreiungskriege in Todesangst hineingehetzten Fürsten der erwünschte Anlaß gewesen, mit schonungslosem Hasse alles dasjenige niederzutreten, was dafür galt, jenen Geist des deutschen Volksaufschwungs zu nähren und wach zu erhalten. Dazu gehörte denn auch das von Jahn in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes gestiftete Turnwesen, das nach 1813 förmlich als Staatssache in den öffentlichen Unterricht aufgenommen war.

Ich fand bei meinem Eintritt in das Gymnasium die gesamte Schülerschaft in voller Empörung über die obenerwähnte Maßregel. Alle waren „Turner" gewesen und hatten in dieser turnerischen Gemeinschaft den Geist derselben mehr oder weniger eingesogen, der in der Begeisterung für Deutschtum und deutsche Nationalität, für das große Gesamtvaterland gipfelte, wie es die Jahn und Arndt, die Schenkendorf und Körner gepredigt und gesungen hatten. Selbst in der Klasse, in welche ich gesetzt worden war, und wo die Mehrzahl

aus Fünfzehn- und Sechzehnjährigen bestand, war der Zorn über die Aufhebung des Turnplatzes und der Turnerschaft äußerst lebhaft und gab sich in Äußerungen kund, die mir teils völlig unverständlich, teils äußerst befremdlich, ja erschreckend waren. Ich hörte reden und singen von „schuftigen Schmalzgesellen", den Verrätern und Unterdrückern des deutschen Vaterlandes und der deutschen Freiheit, die den allverehrten Turnvater Jahn, den „deutschesten Mann", in den Kerker gebracht hätten, und erfuhr auf mein Befragen, daß dieser Schmalz ein Berliner Professor, der ärgste „Demagogenriecher" und Verfolger der turnerischen deutschen Jugend sei, und daß seine Schriften am großen Wartburgfeste vor drei Jahren von der versammelten Burschen- und Turnerschaft feierlich verbrannt worden seien. Ich lernte das Lied kennen, das man dabei gesungen, und dessen letzte Strophe mir noch heute im Gedächtnis geblieben ist. Sie lautete:

„Zuletzt nun rufet Pereat
Den schuft'gen Schmalzgesellen,
Und dreimal, dreimal: Pereat!
So fahren sie zur Höllen!
Auf, auf, mein deutsches Vaterland!
Ihr Brüder reichet euch die Hand
Und schwört: so woll'n wir's halten!"

Daneben vernahm ich hier zunächst Näheres über Sand und seine Tat. In meinem Vaterhause war darüber nur als über eine beklagenswerte Verirrung gesprochen worden. Hier dagegen lautete die Meinung anders. Sand galt der turnerischen Jugend als ein Held, ein Freiheitsmärtyrer wie Harmodios und Aristogeiton, der sein Leben für das Heil des Vaterlandes, für die Bestrafung eines Verräters am Vaterlande eingesetzt habe. Ich sah sein Bildnis in deutscher Tracht mit Federbarett und langem Haar - die Turner und Gymnasiasten trugen damals gleichfalls noch fast alle langes Haar - neben dem Bildnisse Jahns über den Schlafstätten mancher Bekannten aufgehängt und mit Eichenlaub bekränzt, und selber unter den Erwachsenen fand ich in den Familien, in welche ich durch meinen Vater eingeführt worden war, die Stimmung und das Urteil dem Mörder Kotzebues meistens nicht ungünstig. Was den Turnvater Jahn betraf, so war die Rede da-

von, daß zwei unserer Primaner, welche als die Hauptführer deutsch-turnerischen Geistes bei uns in hohem Ansehen standen, entschlossen seien, ihn während der Sommerferien in seiner Festungshaft in Kolberg zu besuchen, um ihm den Ausdruck der Verehrung der aufgehobenen Prenzlauer Turnerschaft zu überbringen - ein Vorsatz, welchen sie später auch, wenn ich nicht irre, wirklich ausführten.

(Adolph Stahr, „Aus der Jugendzeit".)

(„Der Strahlower Fischzug.")

Funfzehnter Auftritt.

Wirrmann (kommt in altdeutschem Kleide von der anderen Seite).

Vorige.

Wirrmann: Guten Tag.

Sattl.: Ergebenster Diener, Herr Wirrmann!

Wirrmann: Üben Sie auch immer noch den sklaventümlichen Gruß? Ihn haßten Teutschlands Freie im sinnigen Mittelalter.

Sattl.: Setzen Sie sich. Wir mußten lange auf Sie warten.

Wirrmann: Ich empfing noch die neueste Zeitung aus Bremen und das Oppositionsblatt, ein tiefes Blättlein, nur tadelnswert, daß es einen unrein teutschen Namen trägt... Die neuesten Stücke waren sehr gehaltreich, machten über die finstern Meinungen der Berliner sich lustig.

Sattl.: Aber, da Sie doch ein Berliner sind, müßte Sie das ja ärgern.

Wirrmann: Ich bin kein Berliner, ein Teutscher.

Sattl.: Hm - das Hemd ist mir doch näher als der Rock.

Wirrmann: Das verstehen Sie nicht, guter Mann! Und wie ich denn gelesen hatte, fiel mir noch ein, zwei Beiträge für jene Zeitschriften aufzusetzen, worin ich ihre Äußerungen bestätigte. Und hierauf dachte ich: nun will ich mich auf ein Schifflein setzen und das Strahlowtum ein wenig erschaun.

Sattl.: So trinken Sie, essen Sie nach Belieben.

Wirrmann: Werde zulangen. Indes sah ich auf dem Schifflein, und sehe nun um so mehr: das Strahlowtum sei flach, platt, so flach und platt die Gegend ist. Wie die Berge hier fehlen, gebricht's an Volkshöhen.

Sattl.: Nu, man sieht ja den Müggelsberg von weiten.

Wirrmann: Das Volk begreift sich nicht.

Sattl.: Ha ha ha! Sehn Sie wohl, da kitzeln sie sich miteinander im Grase.

Wirrmann: Das Volk geht nicht vorwärts zur Freiheit.

Sattl.: O allerhand Freiheiten nimmt sich's hier wohl.

Wirrmann: Das Volk ist zu weise, hat zu viel Tugend.

Sattl.: Hm, das wär' ja recht gut.

Wirrmann: Aber gewissermaßen, nach Schillers Karlos. Es schminkt mit feiger Weisheit seine Ketten aus, und Tugend nennt es, sie mit Anstand tragen.

Sattl.: Ich sehe eben keine Ketten, und mit dem Anstand geht's auch noch hin.

Wirrmann: Das Volk sollte mündig sein und ist es nicht. Der Zeitgeist meint es gut zum Volk, und es verstopft ihm noch für und für die langen Ohren.

Sattl.: Pfui, Herr Wirrmann, Sie sollten auf Ihre Landsleute doch nicht schimpfen.

Wirrmann: Ich nehme nur ihrer mich väterlich an, sie sollen mir Sinn empfangen, klar sein über das Verhältnis. Aber das liest keine Bremer Zeitung, kein Oppositionsblatt.

Sattl.: Ach warum nicht gar! Wär' uns ja wohl eine Schande, wenn uns ein paar fremde Zeitungsschreiber regierten. Haben wir denn nicht selbst gescheute Männer im Lande?

Wirrmann: Leider nein! Die Mark gebiert eitel Finsterlinge. Und hätten sie mindestens noch einiges von ihrem kindlichen Wendentum gerettet, glaubten an Kobolde, ging es noch hin. Auch ein Dichter Goethe sagte es.

Sattl.: An Kobolde glaubt ja mein Gesell nicht einmal.

Samuel: Ne!

Wirrmann: Eben schlimm mit der so unpolitischen Aufklärung, ein Werk unserer Väter, das wir mit dem ganzen Andenken ihrer ruchlosen Zeit austilgen sollten.

Sattl.: Hm - man wird doch nicht seine Vorfahren verachten, Sapperment!

Wirrmann: Hatte man verächtliche, kann man nur sich geachtet machen, indem man sie verachtet.

Sattl.: Das sollte Ihr Großvater hören, der noch den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Der sagt: Die alten Preußen waren Kerls.

Wirrmann: Hört' ich nur nicht mehr das Wort Preußen. Nun ich hoffe, es soll eine Zeit kommen, wo es verschwunden sein wird.

Sattl.: Donnerwetter, sind wir denn nicht alle Preußen?

Wirrmann: Das Land hier ist der teutsche Nord, und besser noch, die teutsche Mitternacht.

Sattl.: Solche Reden könnten mich so ärgern und erzürnen, daß ich - daß ich -

Friederike (leise zu ihm): Ja, lieber Vater, werden Sie recht böse auf ihn.

Sattl.: Halt's Maul! Sie sind von einem vornehmen Mann rekommandiert, dem ich Arbeit geliefert habe. Der sagte auch: Sie wären mit zu Felde gewesen, und sehr tapfer. Ich wär' auch mitgegangen, hätt' ich nicht den dicken Bauch gehabt. So aber stellte ich sechs Freiwillige. Nu, das mußt' ich schon als ein wohlhabender Berliner Bürger, bin auch sonst nicht beutelfaul gewesen. Aber ich begreife nicht, wie man das Land verachten kann, wo man geboren und erzogen ist, und doch Leib und Leben dafür wagen.

Wirrmann: Ich zog, ein teutscher Jüngling, ins eiserne Feld, ein Hermannsenkel wider ein übermütiges Rom.

Samuel: Ja, wenn's erlaubt ist, mitzusprechen, darauf besinn' ich mich. Ich stand mit Herrn Wirrmann bei denselben Freiwilligen.

Wirrmann (blickt stolz zu ihm hin): So? Waren wir Kriegsgefährten?

Samuel: Und wenn wir andern sagten: heute wollen wir einmal recht wie Preußen drauflosgehn, wollt's Herr Wirrmann nicht leiden, sagte, wir wären Deutsche.

Wirrmann: Also tat ich. Hm, es ist mir noch, als sollt' ich Sie kennen, und besinn' mich doch nur halb -

Samuel: Wir hatten einmal einen kleinen Streit zusammen.

Wirrmann: Wo?

Samuel: Sie nahmen einer armen Bauerfrau am Rhein sechs Gänse, und das wollt' ich nicht leiden. Da sagten Sie aber: bei Teutschlands großer Sache ist nichts an sechs Gänsen gelegen.

Wirrmann: Also verhielt sich's auch.

Sattl.: Bei welchen Affären sind Sie denn alles gewesen, Herr Wirrmann?

Wirrmann: Affären. Teutsch, teutsch!

Samuel: Nun, mit Erlaubnis, wenn wir mit dem Feind uns in den Haaren lagen, hab' ich Herrn Wirrmann nicht gesehen.

Wirrmann: Ich wurde häufig versandt, das Volk mit gutem Geist zu beseelen; oft nahm ich auch wahr, daß es um Hilfe von oben not tat, dann begab ich mich an einen entlegenen Ort, um durch Gebet mehr zu frommen, als durch zwei einzelne Hände.

Samuel: Und nicht lange, so blieben Sie im Lazarett.

Wirrmann: Vom Typhus ergriffen. Und genesen, bedurften die übrigen Kranken geistlichen Trost, den ihnen zu spenden Christenpflicht war.

Sattl.: Ach so!

(Julius von Voß, „Der Strahlower Fischzug".)

In seiner Vorlesung am 7. März sagte Jahn: „Wer seinen Kindern die französische Sprache lehren läßt, ist ein Irrender; wer darin beharrt, sündigt gegen den Heiligen Geist; wenn er aber seinen Töchtern Französisch lehren läßt, so ist das ebensogut, als wenn er ihnen die H..... lehren läßt."

Waren schon solche Äußerungen des Franzosenhasses seltsam genug, so übergipfelten sie sich doch zum wahrhaft lächerlichen Unsinn durch den Vorschlag, das Reisen in das Ausland solle verboten werden, damit das Nationalgefühl der Deutschen erstarke. Zwischen Deutschland und Frankreich dürfe nicht die geringste Verbindung stattfinden, deshalb müsse eine Wüste zwischen beiden Völkern angelegt werden, um diese für immer voneinander zu trennen. Schon in Altdeutschland sei ein Stamm und Ort um so berühmter gewesen, je größer und undurchdringlicher der Wald sein Gebiet ummarkt habe, und die alten Deutschen hätten sich gegen ihre Feinde durch eine solche Hamme gehalten. Es sei gar nicht schwer, eine Wildnis anzulegen und dadurch ein Land von dem andern abzusperren und es zu schützen. Freilich müsse der Natur durch Kunst nachgeholfen werden. Ebenso gut wie Menschenhand die Natur verschönern könne, vermöge sie auch eine undurchdring-

liche Wüste hervorzubringen, und dies müsse zum Wohl des Vaterlandes geschehen. So schlägt denn Jahn vor, behufs Hervorbringung einer Wüste solle man Marschen vermorasten, Auen einsumpfen, Höhen versurfen, Niederungen verbruchen, gewässerte Täler durch Wall und Mauern zu Seen stauen. In diese Wüste sollen dann Rot- und Schwarzwild, Elentiere, Auerochsen und zuletzt Raubtiere aller Art hineingesetzt werden. „Aus alten Klöstern entstehen dann Eulenschläge, Adlerhorste aus ausgebrannten Turmzinnen, durch Feuersbrünste ist zu Hyänenbauten vorgearbeitet, unterirdisch aufgebaute Irrgebäude dienen gleich Schneckenbergen zu Werken für Giftschlangen. Die mit einer Doppelreihe von Verwallungen und Dornhecken eingezäunte Wüste ist wenigstens einen Grad breit, kein Leichtfuß kann sie ohne Rast durchhüpfen. Hungrige Wölfe, Bären und dergl. passen Einschleichern, Kundschaftern und Landstreichern auf den Dienst; beginnen die reißenden Tiere sich einander selbst zu verspeisen, so werden sie mit Drehern und Seglern von Schafen, Franzosenkühen, unbrauchbaren Pferden usw. gefüttert, und der beständige Kampf, den die in der Wüste wohnenden Leute mit ihnen zu führen genötigt, ist die beste Vorschule zur Landwehr."

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Der Turner Wanderlied.

Turner ziehn froh dahin,
Wenn die Bäume schwellen grün;
Wanderfahrt, streng und hart,
Das ist Turnerart!
Turnersinn ist wohlbestellt,
Turnern Wandern wohlgefällt;
Darum frei Turnerei
Stets gepriesen sei.

Graut der Tag ins Gemach,
Dann ist auch der Turner wach;
Wird's dann hell, rasch und schnell
Ist er auf der Stell',

Wandert hin zum Sammelort,
Und dann ziehn die Turner fort;
Darum frei usw.

Arm in Arm, sonder Harm
Wandert fort der Turnerschwarm;
Weit und breit ziehn wir heut
Bis zur Abendzeit;
Und der Turner klaget nie,
Scheuet keine Wandermüh';
Darum frei usw.

Sturmessaus, Wettergraus
Hält den Turner nicht zu Haus.
Frischer Mut rollt im Blut,
Deucht ihm alles gut,
Singt den lust'gen Turnersang,
Bleibet froh sein Lebelang;
Darum frei usw.

Stubenwacht, Ofenpacht
Hat die Herzen feig gemacht:
Turnersang, Wandergang
Macht sie frei und frank,
Und dem Turner wohlbekannt
Wird das deutsche Vaterland;
Darum frei usw.

Lebensdrang, Todesgang
Findet einst uns nimmer bang;
Frisches Blut, Männermut
Ist dann Wehr und Hut.
Braust der Sturm uns auch zugrund,
Falln wir doch zu guter Stund';
Darum frei usw.

H. F. Maßmann (1813).

(Berliner Parodie: Turner ziehn
Mit Pantin
Durch die janze Stadt Berlin.)

Turnerlied.

Wir sind gar eine lust'ge Schar
Allhier auf grüner Heide,
So fröhlich schweift kein Felsenaar
Auf hoher Sonnenweide.
Das ist des Turners Gottesmut,
Der in ihm solche Wunder tut:
Gottesmut, Wunder tut. Heisa, heisa juchhei!

Wir üben uns in schwerem Streit,
Als wär'n wir bittre Feinde;
Doch siehst du nirgends, weit und breit,
So treue Freundsgemeinde.
Solch waglich Spiel mit Herz und Hand
Ist all zulieb dem Vaterland;
Herz und Hand, Vaterland! Heisa, heisa juchhei!

Wir tragen in der Felsenbrust
Gar unverzagte Herzen.
Was willst du, Welt, mit deiner Lust,
Was gar mit deinen Schmerzen?
Und stünd' im Weg die Höllenburg,
Ein stolzer Mut geht mitten durch!
Höllenburg, mitten durch! Heisa, heisa juchhei!

Karl Heinrich Hoffmann.

Nicht mit Unrecht mag man Jahn als den Typus der Zeit von 1815–1819 bezeichnen, die halb ein Fastnachtsspiel, halb heiliger Ernst war, aber nie zu Resultaten gelangen konnte, weil sie die neueste Zeit in die Form der alten kleidete und bald über der Form das Ziel vergaß, weil sie durch kleinliche Nebendinge die Würde der deutschen Nationalität wiederherzustellen glaubte. Nichtsdestoweniger bleibt Jahn ein interessanter Charakter. Respektieren könnte man ihn, hätte er nichts weiter geschrieben, als sein „Deutsches Volkstum", das großartiger ist als alle seine Kreuz- und Querzüge durch die französischen

Feldlager und über sichere Straßen, als alle seine kleinen Heldentaten, Listen und Schliche, mit denen er Napoleon bedrohete, als alle seine Wichtigtuerei mit dem Einflusse, den er auf Deutschlands Geschick ausgeübt haben will. Jahns „Deutsches Volkstum" hat, nebst Fichtes „Reden an die deutsche Nation", das Volk aufstehen machen. Jahn war eine breitschulterige, brustbehaarte, gedrungene, kräftige Gestalt, mit langen, herabhängenden Haaren und einem Bart, der jetzt silberweiß geworden sein soll; er ist noch in diesem Augenblicke der glücklichste Mensch, wenn er selbst von sich sprechen oder andere von sich sprechen machen kann; seine Eitelkeit hat seinem Patriotismus nie nachgestanden. Als er die preußische Armee in Lübeck traf, die Verwundeten und Sterbenden auf der Straße erblickte, unter umgestürzten Geschützen, zerschlagenen Gewehren, entkleideten Leichen Tiedges Gedichte fand, als er die Klage über die Schlacht bei Kunersdorf aufgeschlagen sah und Blutflecke die „Buchzeichen" der Stellen machten, da bedurfte es einer Nacht, „um sein dunkles Haar in graues umzuwandeln". Fürwahr! Jahn hätte in der Tat ein tragischer Charakter werden können, hätte er es nicht vorgezogen, in Freiberg, unweit Halle, von seiner Pension zu leben, Tabak zu schnupfen – was sein Unglück war, wie die Liebe der Jeanne d'Arc zu Lionel das Unglück der Jungfrau von Orleans wurde – und den hallischen Studenten bei einem Glase Merseburger Bier die glänzendsten Ereignisse seines Lebens zu erzählen, den „Geleiter", den „Abend in Mattiach", die „Fahrt durch das Gerau zum Jettenbühel".

Jahn ruht von seinen Strapazen des Patriotismus in dem Wirtshause zu Freiberg aus; er hat in der letzten Zeit nichts von sich hören lassen, außer daß er einmal gegen H. Laube in dem Weißenseer Wochenblatt zu Felde zog und durch seine Erzählungen an hallische Studenten, die ich eben angeführt habe, die „Denkniſſe eines Deutschen oder Fahrten des Alten im Bart" veranlaßte, die von Karl Schöppach herausgegeben wurden. Sie sind für Jahns Charakteristik höchst interessant und entwerfen uns auf der anderen Seite ein genaues Porträt von dem Manne, welchen Gutzkow in seinem Literaturblatt zum „Phönix" höchst treffend „den alten Gymnasten und ewigen Gymnasiasten" nennt, den man aber mit demselben Recht den norddeutschen Eremiten von Gauting heißen könnte.

Jahn, dem man einigen Teil an dem Geiſt der Zeit einräumte, hat ſich indes nie einer reformierenden Idee ſchuldig gemacht; er war höchſtens der Korporal des Deutſchtums, der in ſeinem Turnanzug und mit dem „Ger" bewaffnet auf nationale Disziplin hielt, von ſchulmeiſterlichem Pedantismus und germaniſchem Formweſen überfloß und in Wut geriet, wenn man von Viſitenkarten ſtatt „Meldekarten", von Bulletin ſtatt „Heerzettel", von Terrainlehre ſtatt „Feldlehre", von Paſſagier ſtatt „Fahrtner", von Spion ſtatt „Nahderer" ſprach. Das war ſein Verdienſt um Deutſchland. Er würde die Jugend in Felle gekleidet und mit Keulen bewaffnet haben, wenn er freies Spiel gehabt hätte; er würde ſtatt Federbetten Heu und Stroh zum Lager eingeführt, ſtatt maſſiver Häuſer Erdhütten zu Wohnungen eingerichtet haben; er würde den Kaffee verbannt, den Rauch- und Schnupftabak mit einem Fluche belegt haben, wäre Deutſchland ihm gefolgt; dieſe Reſultate hätte man von ihm erwarten können, aber im Leben nicht eine Idee. Da man ihm wehrte, ſo hat er ſich nach Freiberg zurückgezogen und ſchnupft in Verzweiflung Schnupftabak, wie andere Leute ſich in ihrer Troſtloſigkeit auf den Trunk legen. Das iſt ſein tragiſches Schickſal, das iſt das Ende dieſes letzten Germanen. Wir ſehen ihn in der Herberge von Freiberg, er fühlt ſeine Erniedrigung, er ruft der jungen halliſchen Burſchenſchaft, die ihn beſucht, im Bewußtſein ſeiner Schuld entgegen: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Naſe! die iſt das einzige Glied meines Körpers, das ſich dem Dienſte meines Vaterlandes entzogen hat. Dieſe Naſe iſt für die deutſche Freiheit verloren; denn höre, du Wackrer, ich ſchnupfe. Warum? Warum? O ich Jämmerlicher; aber vergib mir, ſonſt bin ich noch immer der Alte."

(Beurmann, „Vertraute Briefe über Preußens Hauptſtadt".)

Ich war nicht wenig begierig, den berühmten Jahn kennen zu lernen, den ich zuerſt im Gaſthof meiner Vaterſtadt begrüßte. Er hatte etwas Rüſtiges und Derbes, was mir wohlgefiel, aber auch etwas Borniertes, was nicht bloß mir auffiel. Beſonders unpädagogiſch war ſein Jähzorn. Er fuhr oft ſeine Turner an, als wenn er ſie freſſen wollte. Wenn er ſein Beil erhob und fürchterliche Augen machte, glich er einem Wilden, und wer ihn nicht ſchon kannte, konnte einen Augen-

blick zweifeln, ob er nicht wirklich den Schädel des unglücklichen Knaben zerspalten würde, mit dem er eben zankte. Dergleichen Szenen wiederholten sich fast täglich. Doch war viel Humor bei seinen Turnerfahrten. Besonders ergötzlich war die Sitte des Entsatzmachens. Wenn nämlich ein Turner etwas ungewöhnlich Dummes sagte, oder sich etwa gar gegen die andern arrogant benahm, so hockten alle andern im Kreis um ihn her, streckten die Finger nach ihm aus und verhöhnten ihn mit einem äh, äh! Das nannte man einen Entsatz, d. h. den Ausdruck des Entsetzens machen. (Damals hatte die Berliner Turnerschaft den letzten, feierlichen Entsatz in Kochelfall im Riesengebirge gemacht vor einer Marmorplatte, auf der in goldenen Buchstaben zu lesen war: „Allhier geruhten Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm III. und ihre Majestät die Königin Luise die Wunder Gottes in allerhöchsten Augenschein zu nehmen.")

(Konrad Menzel, „Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten".)

Von Dr. Ulrich ward ich am Nachmittage zum alten Turn-Jahn gebracht, den ich mich schon in den turnerischen Kreisen Rudolstadts und Jenas als Vater Jahn zu betrachten gewöhnt hatte. Er nahm mich freundlich auf, und war es mir in seiner Nähe gleich dadurch heimisch, daß er, ehe mich Ulrich noch genannt hatte, sagte: „Das ist ein kleiner Leo!" Er hatte mit meinem jüngsten Oheim, dem Vogelsteller, in Jena studiert und meinte, ich hätte ganz dasselbe Gestell. . . . Ohngeachtet einfache turnerische Anzüge in Berlin schon gar nichts Auffallendes hatten, war doch mein phantastischer jenaischer Burschenaufzug eines mit schwarzem Sammet besetzten deutschen Rockes, eines großen, in der Weise eines Weiberkragens gestickten Musselinhemdumschlages und eines geschlitzten Barettes den Leuten etwas so Wunderliches, daß sie, und zumal die Straßenjugend, schon auf dem Wege zu Jahn, der weit oben in der Friedrichstraße wohnte, Ulrich durch ihr Lachen in große Verlegenheit gebracht hatten. Mir, der von Jugend auf sich das dickste Fell gegen Pöbelhohn erworben hatte, war es kaum aufgefallen. Nun aber im Tiergarten ward es Schlottmann zu toll, und er fing an, Jahn Bemerkungen zu machen, daß doch dergleichen närrische Bekleidung nicht vom rechten sei, und daß er mir zureden solle, das phantastische Zeug abzutun. Jahn nahm die Partei

meines Rockes: man solle mich lassen, so phantastische Kleidung sei für junges Volk ganz gut, und um das Straßenvolk brauche ich mich nicht zu kümmern. . . Der Spaziergang machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich; ich lauschte jedem Worte Jahns, als sei es ein Evangelium - und diese Worte alle gaben meinen Gedanken eine neue Richtung. Da war die Rede davon, daß überall für die Bequemlichkeit der fahrenden Klassen der Gesellschaft so viel, für die der zu Fuß gehenden fast nichts getan werde, - mein Herz spann an dem demagogischen Faden innerlich eifrigst weiter. Wir sahen auf dem großen Platze, der gleich rechts vor dem Brandenburger Tore war, eine Zeitlang einer Seiltänzerbande zu, die da in einem Zirkus ihre Künste zeigte: der unterste Teil des Zirkus war nur durch ein gespanntes Seil umschlossen, der zuschauende Pöbel drängte auf das Seil, - Jahn meinte, das Volk sei viel zu zahm, in England oder Frankreich würde es längst das Seil niedergetreten haben. Endlich geschah dies auf einer Seite, ein paar Gendarmen reichten hin, das Volk dennoch so lange in Ordnung zu halten, bis es wieder gespannt war. Neuer Ärger für Jahn, und alles das neue demagogische Fäden für meine Gedanken. Schlottmann und Jahn sprachen mancherlei von künftiger Verfassung, die man damals als doch nicht lange ausbleibend betrachtete: ich verstand davon im Grunde gar nichts, behielt aber alle Äußerungen Jahns, die ich vielleicht sogar noch mißverständlich aufnahm, wie Katechismusworte im Gedächtnis. Vom Turnwesen war die Rede und namentlich, wie dasselbe noch einer großen praktischen Ausbildung fähig sei. Wie wichtig es sei, zwischen eng zusammenstehenden Mauern, wie z. B. in einem Schornstein, ohne andere Hilfe als die der Hände und Füße in die Höhe klimmen zu lernen. Wie wichtig es sei, auf schrägen Flächen, z. B. mäßig geneigten Dächern, mit Sicherheit laufen zu lernen. Wie wichtig es sein könne zuweilen, nicht bloß mit dem langen, sondern auch mit dem kurzen Schwerte umgehen zu können, und daß die Hauptsache bei letzterem (dem Dolche) sei, zuerst scheinbar einen Streich gegen die Augen zu führen; denn instinktmäßig fahre der Angegriffene mit den Händen in die Höhe, um die Augen zu decken, entblöße dadurch die Brust, in die man sofort ungehindert stoßen könne. Wieder bei einer anderen Wendung des Gesprächs erläuterte Jahn, wie er in jedem Orte, wo er gelebt, sofort alle Durch-

gänge von einer Straße zur anderen durch Häuser erkundet habe, und wie wichtig dergleichen werden könne, wenn man sich retten wolle, wenn man sich flüchten müsse, – nur dürfe man nicht vergessen, auch genau zu erkunden, ob solche Durchgänge immer offen oder zuweilen geschlossen seien, sonst könne man sich in ihnen wie in einem Sacke selbst fangen; daran schloß sich überhaupt eine Empfehlung genauester Lokalkenntnis als eine Aufgabe bei allen Reisen. Als uns Schlottmann in der Stadt verließ, drehte sich das Gespräch um diesen als um einen gescheiten Mann, dem nicht gerade alles, dagegen recht zweckmäßig manches zu sagen sei, wovon man wolle, daß es am bestimmten Orte wiedererfahren werde... Dann setzte er mir eine Tasse Schokolade vor in einem Kaffeehause am Gendarmenmarkt und brachte mich nach der Universität, wo ich in den bereits begonnenen Vorlesungen nach seiner Anweisung ein paar Stunden zu hospitieren hatte. Einen eigentümlichen Eindruck machte es auf mich, als wir auf dem Wege dahin zufällig Schmaltz in einiger Entfernung begegneten. Jahn riß mich plötzlich am Arm und sagte: „Siehst du dort den Schuft? Das ist der Schmaltz, der schon dreimal den Galgen verdient hat!" Da ich noch nie ein Wort von Schmaltz gehört hatte, wurde mir ganz schauerlich dabei, und ich dachte mir, der sei in Berlin das, was in meines Vaters Kirchspiel der exkommunierte Totschläger gewesen. Jahn fügte einige Erläuterungen bei, die natürlich Wasser auf das in mir nun einmal in Gang gesetzte demagogische Mühlrad waren.

(Heinrich Leo, „Aus meiner Jugendzeit".)

Da nunmehro über die Burschenschaft und die sie bisher leitenden und mit ihr zusammenhängenden Vereine und Bünde aus den mehrfach über sie geführten Untersuchungsakten hinlängliche Tatsachen sich ergeben haben, welche aufs deutlichste beweisen, daß diese Verbindung, wie entfernt sie auch bei ihrer ersten Bildung von staatsgefährlichen Zwecken zu sein geschienen haben mag, doch sehr bald einen hochverräterischen Charakter und Zweck angenommen hat; so ist es gewiß höchst angemessen, daß die akademische Jugend aktenmäßige Kenntnis und Übersicht der verwerflichen Zwecke erhalte, zu welchen die Burschenschaft errichtet, geleitet und bestimmt worden, damit sie die Gefahren, welchen sie bei der Teilnahme an derselben ausgesetzt war, klar, sowie

die wohltätigen Absichten der Regierung, welche einer solchen Verführung mit Nachdruck vorbeugt, dankbar erkenne, und einen desto tiefern Abscheu gegen jeden Versuch, sie zur Teilnahme an dieser oder ähnlichen Gesellschaften zu verleiten, fasse.

Schon bei ihrem Ursprunge (1817) war, wie jetzt vollständig ermittelt worden ist, die Burschenschaft bloß Mittel zu verborgenen, revolutionären Zwecken, welche bereits damals von einer nicht unbedeutenden Anzahl späterhin völlig entlarvter, verbrecherischer Individuen verfolgt und unter dem Namen der wissenschaftlich-bürgerlichen Umwälzung begriffen wurden. Die auf der Wartburg gehaltenen Reden, die dort entworfenen Punkte und besonders die kurz nachher abgefaßte, zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmte, aber davon durch die inzwischen von den Regierungen zur Sicherung der akademischen Jugend vor der sie bedrohenden Gefahr genommenen Maßregeln zurückgehaltene, jedoch späterhin, obwohl mit Auslassung der besonders aufwiegelnden Stellen, von einem Mitgenossen zum Druck beförderte, öffentliche, ausführliche Erklärung des eigentlichen Zwecks des Wartburgfrevels enthalten darüber die vollständigsten Belege, deren Widerhall in den Verhandlungen der beiden Burschenversammlungen von 1818 unverkennbar zu finden ist. Die fortdauernde Aufmerksamkeit der Regierungen auf diese, dem unbefangenen Auge in ihrem ganzen Umfange vorliegenden, frevelhaften Zwecke hemmte zwar die Frechheit, womit letztere offen verfolgt werden sollten, vermochte aber nicht, die Frevler selbst zur Vernunft, Ehre und Gesetzlichkeit zurückzuführen. Was öffentlich zu erreichen sie nicht vermochten, suchten sie lichtscheu im Verborgenen zu erzielen. Dem ebenso strafbar als wahnsinnig projektierten „großen, offenen Bunde" mußten sie freilich entsagen, teilten sich dagegen aber in eine Menge von, fast durch ganz Deutschland verteilten, kleinern Vereinen, welche wissenschaftliche Zwecke zum Deckmantel ihrer hochverräterischen Arbeiten vorschützten und, als 1819 die Untersuchung wider sie ausbrach, im Begriff waren, mit revolutionären Klubs außerhalb Deutschlands in nähere Verbindung zu treten, welche letztere indessen späterhin erfolgte. Zu den gemeinschaftlichen Zwecken und Vereinigungspunkten aller dieser geheimen Bünde gehörte auch die Verführung und der Mißbrauch der deutschen akademischen Jugend zu jenen verabscheuungswürdigen, in jeder Be-

ziehung empörenden Zwecken, wozu es kein einfacheres Mittel gab, als sie in eine Verbindung zu vereinigen und diese unter die Leitung und Abhängigkeit jener geheimen Bünde zu bringen. Die Untersuchungsakten enthalten hierüber die vollständigsten und unwiderlegbarsten, zahlreichen Belege.

Schon aus den Untersuchungen von 1819 hat sich aktenmäßig klar ergeben, wie sehr die schon damals im Hintergrunde stehenden geheimen Vereine die ganze Burschenschaft lediglich als geeignetes Mittel zu ihren revolutionären Zwecken und zur Verstrickung der akademischen Jugend in dieselben angesehen, und wie sehr sie sich daher bemühet, die Burschenschaft und ihre Mitglieder für diese Zwecke zu begeistern und zu verführen. Wie tief angelegt und fortdauernd durchgeführt dieser Plan gewesen, geht auch aus den spätern Untersuchungen vollständig hervor, und es ergibt sich insonderheit, daß die Burschenschaft von ihrem Ursprunge an bis vor ganz kurzem unter der oberen Leitung ebenderjenigen Verbrecher stand, welche zugleich Vorsteher und Hauptleiter mehrerer frühern, einzelnen, geheimen Gesellschaften und insbesondere des nunmehr vollständig ermittelten, zur Bewirkung einer gewaltsamen Revolution in unserm deutschen Vaterlande im Jahr 1821 gestifteten und nachher weiterverbreiteten, geheimen, hochverräterischen Bundes waren, von welchen hier nur Robert Wesselhöfft und Karl Follenius genannt werden.

Während diese Verbrecher und ihre Genossen so an jeder bürgerlichen Ordnung und der damit unzertrennbar verbundenen bürgerlichen Tugend und Sittlichkeit frevelten, frevelten sie nicht minder an der akademischen Jugend, indem sie dieselbe durch alle Künste verbrecherischer Verführung zur Teilnahme an der Burschenschaft verleiteten und ihnen lehrte als Ideal anpriesen, während sie selbst über dies Ideal gegenseitig ganz anders urteilten. Die Akten enthalten wiederholentlich solche gegenseitige Mitteilungen dieser Hauptradikalen, aus welchen genügend hervorgeht, wie verächtlich sie selbst über die in ihren Stricken liegende Burschenschaft urteilen. Wiederholentlich teilen sie sich die Ansicht mit:

„es sei nichts Lächerlicheres, Abgeschmackteres und, wie einer der Koryphäen sich ausdrückt, Ekelhafteres für den gesunden Menschenverstand, als die elenden Burschenschaften; sie wären aber

zur Erreichung der Verbindungszwecke notwendig, man müsse daher die Toren, die sich verblenden ließen, festhalten, weil man auf diese Art am besten die akademische Jugend leiten und ihr Meister sein könne."

Eben dieses war der Gesichtspunkt bei der 1820 und 1821 erfolgten Wiederherstellung der Burschenschaft; denn aktenmäßig ist der Plan zu derselben hauptsächlich von nichtswürdigen, politischen Verbrechern, deutscher und benachbarter Länder, die zum Teil wegen Hochverrats zum Tode verurteilt gewesen oder wegen hochverräterischer Umtriebe dem richterlichen Erkenntnisse nunmehr im Kerker entgegensehen, oder aus ihrem Vaterlande schimpflich entflohen, ausgegangen und insonderheit der ganze Burschentag in Dresden (1820) von diesen Verbrechern angezettelt und geleitet worden. Daher bestand dieser sogenannte Burschenkonvent teils aus nunmehr vor den Schranken der Kriminaljustiz stehenden Mitgliedern eines hochverräterischen, geheimen Bundes, teils aus schwachen, eiteln und exaltierten, von jenen verleiteten Menschen, welche der Verführung, der ihre Eitelkeit damals unterlag, jetzt mit Recht reuevoll sich schämen und dieselbe, hätte die landesväterliche Gnade sie nicht gerettet, lebenslänglich durch Schimpf und Elend gebüßt haben würden.

Dieses alles ist für die bürgerliche Ruhe und Ordnung und für die akademische Jugend um so gefährlicher, für die Burschenschaft aber um so entehrender, als zugleich aktenmäßig ermittelt worden ist, daß jener geheime Bund, unter dessen aufwiegelnder Leitung die Burschenschaft als dessen blindes und willenloses Werkzeug stand, seinerseits wiederum von der Leitung eines im Auslande befindlichen, aus den berüchtigtsten Subjekten mehrerer Nationen bestehenden Bundes abhing, eines Bundes, der seit Jahren die Wiederkehr und größere Ausbreitung der Revolution beabsichtigte und alle Mittel, sie herbeizuführen, anwendete, der an den Rebellionen in Piemont, Neapel und Spanien, sowie an mehreren einzelnen Empörungen entschiedenen Teil genommen hat und, sie noch weiter zu verbreiten, sich rastlos bemühet, insonderheit seit einigen Jahren auch Deutschland und besonders die deutschen Universitäten zum Gegenstande seiner höchst verwerflichen und strafbaren Tätigkeit ausersehen und letzte aktenmäßig mit Blut und Terrorismus hat beginnen wollen. Von diesem Bunde, dem nämlichen, der an aus-

wärtigen Rebellionen so entschiedenen Anteil hatte, ist nicht allein in Deutschland der hochverräterische, geheime Bund nach gleichen Grundsätzen und nach so übereinstimmender Organisation, daß selbst die Erkennungszeichen die nämlichen sind, bewirkt und die Wiederherstellung der Burschenschaft befördert, sondern auch eine noch tiefere, geheime Verbindung ausgegangen, deren finstere und verbrecherische Spuren durch die Wachsamkeit der Regierung nunmehr ebenfalls entdeckt worden sind.

Es geht aus allen diesen Untersuchungen ganz klar hervor, daß der Plan war, in der akademischen Jugend alle Anhänglichkeit an Fürst, Vaterland und Verfassung auszurotten, ihnen bittren Haß gegen alles Bestehende einzupflanzen, ihnen den Umsturz der vorhandenen Regierungen und Verfassungen als höchst wünschenswert und selbst notwendig anzupreisen und den törichten Irrwahn bis zum Fanatismus zu erhöhen, daß sie dazu berufen sei, die Staaten zu verbessern, kurz, die Gesinnungen und Grundsätze dieser Jünglinge dergestalt zu bearbeiten, daß sie unter dem unmittelbaren Einflusse eines, den vollen Tatbestand des Hochverrats in sich vereinigenden und die gewaltsamsten Mittel zulassenden, geheimen, revolutionären Bundes die tätigen Werkzeuge zur Ausführung ihrer hochverräterischen Zwecke werden und sein sollten.

(„Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft.")

Als ich 1825 die Universität Halle bezog, war im Jahre zuvor die Allgemeine deutsche Burschenschaft ein Gegenstand der härtesten Verfolgung gewesen. Die berüchtigte Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission hatte eine große Anzahl von Mitgliedern derselben prozessiert. Verurteilungen zu den härtesten Kerkerstrafen, oft bis zu fünfzehn Jahren, hatten viele der unglücklichen Opfer getroffen und Trauer und Kummer über zahlreiche Familien verbreitet. Relegationen und Wegweisungen von der Universität waren massenhaft verhängt worden, ja, es war sogar eine preußische Verordnung ergangen, daß auf keiner preußischen Universität ein von einer anderen deutschen Hochschule kommender Student aufgenommen werden sollte, wenn er sich nicht vollständig darüber ausweisen könne, daß er zu keiner Art von burschenschaftlicher Verbindung gehört habe! Und doch war diese Verbindung, welche man in Preußen mit so fanatischem Hasse verfolgte,

dieselbe, welcher ein Menschenalter später ein Gervinus das Ehrenzeugnis ausstellte: „Wohin sich die Burschenschaft ausbreitete, von Freiburg bis Königsberg, haben die besonnensten Männer ihren Mitgliedern das Zeugnis des ehrenhaften Geistes, des wissenschaftlichen Ernstes, der sittlichen Reinheit und Tüchtigkeit des Charakters geben müssen. Der französischen Sittenlosigkeit gram, waren diese Jünglinge wie ihre Lehrer Fichte, Luden, Fries usw. der Voltaireschen Aufklärung und dem herzlosen Rationalismus wie dem lichtscheuen Pfaffenwesen, das die Religion zur Parteisache machte, gleich abgeneigt. Fand diese feurige Kraft und Begeisterung Beschäftigung, Anleitung und selbst nur eine sichere Aussicht, so war sie zu jeder verständigen Richtung und rühmlichen Anstrengung zu gewinnen."

Aber trotzdem, daß sie von dem allen das Gegenteil fand, war die Idee, welche den Lebenskern bildete, doch nicht zu unterdrücken. Verfolgt, verstümmelt, verleumdet und von den härtesten Strafen bedroht, lebte die Burschenschaft auf den meisten deutschen Universitäten, und so auch in Halle, fort, und wenn auch nicht im Lichte vollster Öffentlichkeit, so doch auch nicht im eigentlichen Sinne im geheimen. Denn – und dies darf als eine eigentümliche Signatur der damaligen Zeit gelten – der Reaktion und ihren tyrannischen Befehlen mangelten die zur pünktlichen Vollziehung bereitwilligen Schergen unter den Professoren und Universitätsbehörden. Zwar eine offen organisierte Burschenschaft bestand damals in Halle nicht, während die Gegner derselben, die Landsmannschaften – obschon in dem offiziellen Verbote aller Verbindungen miteinbegriffen – ihre festgegliederten Verfassungen offen zur Schau trugen und tragen durften. Aber Prorektor und Senat wußten, daß eine Art von Burschenschaft fortbestand; sie kannten, genauer oft als viele derjenigen Studenten, welche, wie der Ausdruck lautete, „sich zur Burschenschaft hielten", die Persönlichkeiten, welche, an Zahl gering, aber an Charakter und Tüchtigkeit ausgezeichnet, den Kern und Halt des großen exoterischen Kreises der burschenschaftlichen Gemeinde bildeten, die nach vielen Hunderten zählte. Sie verhandelten sogar zuweilen bei wichtigen Gelegenheiten, wie bei Vorbereitung allerhöchster Geburtstagsfestzüge und anderen Anlässen, mit denselben, um eine Gemeinsamkeit herzustellen oder Zerwürfnisse auszugleichen. Die schwarz-rot-goldenen Bänder und Abzeichen waren ausdrücklich als Embleme

der Burschenschaft von der Regierung geächtet und verpönt; aber trotzdem wurden sie offen getragen, und der Prorektor des Jahres 1825, der alte Staatsrat von Jakob, der mich rezipierte und mir dabei, wie ich oben erzählte, den Handschlag an Eidesstatt abnahm: daß ich keiner verbotenen Verbindung angehöre oder angehören wolle, konnte, da er nicht blind war, auf meiner Brust und an meiner Mütze die schwarz-rot-goldenen Burschenschaftsfarben sehr wohl wahrnehmen, welche bewiesen, daß ich meinerseits ebenso die Unwahrheit sagte, wie er dieselbe wider besseres Wissen als Wahrheit in Empfang nahm.

Daß ein solcher Zustand die Sittlichkeit nicht förderte, und daß solche Heuchelei die Achtung vor den Behörden keineswegs stärken konnte, liegt auf der Hand. Denn es war zugleich eine bekannte Tatsache, daß ebendieselben Behörden, deren übersehende Nachsicht das Fortbestehen der von der Regierung gehaßten und für staatsfeindlich erklärten Verbindung begünstigte, ja eigentlich allein ermöglichte, keinerlei Bedenken trugen, wider die Mitglieder derselben eifrigst mit einer Razzia einzuschreiten, sobald bei irgendwelchem Anlasse ein erneuter Hetzruf aus Berlin erging, dem dann natürlich zahlreiche Opfer fielen, die für jene falsche Nachsicht mit Relegation und nicht selten mit viel schwereren Strafen den Zoll nachzuzahlen hatten.

Ein solches Opfer einer plötzlich von oben herab verfügten Razzia wurde unter zahlreichen anderen auch mein jüngerer Bruder Karl Stahr. Sein Fall, obgleich noch weitaus nicht einer von den härtesten, ist wohl geeignet, von der damaligen Verfahrungsweise der preußischen Regierung wider die studierende Jugend ein sprechendes Bild zu geben. Ich hatte bereits meine Universitätsstudien beendet, hatte promoviert und nach bestandenem Gymnasial-Oberlehrer-Examen eine Anstellung am Königlichen Pädagogium zu Halle erhalten, als er, sieben Jahre jünger als ich, die dortige Universität bezog, um gleich mir Philologie und Geschichte zu studieren. Weil er indessen doch auch das eigentliche Studentenleben kennen lernen wollte, so hatte er sich, nach meinem Vorgange und Rate, „zur Burschenschaft gehalten", da die wilde Roheit des landsmannschaftlichen Verbindungswesens in ungeminderter Wüstheit fortbestand. Er gehörte indessen nicht zu der kleinen Zahl der eigentlichen Burschenschaft, sondern nach dem herrschenden Sprachgebrauche nur zu den „Renoncen"; doch war er Mitglied eines Lesekränzchens

innerhalb der Verbindung geworden, in welchem man neben allerhand historischen Schriften auch gelegentlich Bücher wie Haupts „Burschenschaft und Landsmannschaft", Herbsts „Ideale und Irrtümer des akademischen Lebens" und dergleichen mehr gemeinsam zu lesen pflegte. Auch einige verbotene politische Broschüren mochten gelegentlich dabei mit unterlaufen. Indessen schon mit dem Ablaufe seines ersten Studienjahres hatte er die Teilnahme an diesem Lesevereine, sowie überhaupt seinen Zusammenhang mit der Burschenschaft, der eigentlich nur in dem Besuche der gemeinsamen sogenannten „Kneipe" bestand, gänzlich aufgegeben, da der Ernst, mit dem er seine Studien verfolgte, ihm dazu keine Zeit verstattete. Eine von der philosophischen Fakultät zu Ehren des königlichen Geburtsfestes gestellte Preisaufgabe aus dem Gebiete der klassischen Philologie: die Sammlung aller vorhandenen Fragmente des großen Aristotelischen Werkes der Politien, das heißt der sämtlichen Staats- und Stadtverfassungen des hellenischen Altertums, hatte ihn gereizt, die Lösung derselben zu unternehmen, und es war ihm gelungen, seine Arbeit gekrönt zu sehen. Er hatte sich darauf zum Oberlehrer-Examen gemeldet und bereits die ihm aufgegebenen schriftlichen Arbeiten vollendet, als er plötzlich, drittehalb Jahre nach seinem Austritte aus der Burschenschaft, eines Morgens früh verhaftet und zum Universitätsrichter geführt wurde.

Es war wieder einmal von obenher durch den berüchtigten Kamptz eine Demagogenhetze verordnet worden. Bei einer solchen gab es für die eifrigen Jäger Orden und Beförderung zu verdienen, und der untersuchende Universitätsrichter war nicht der Mann, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen.

Das erste Verhör, welches er mit dem Inkulpaten anstellte, währte über acht Stunden. Zwei Dinge waren es, welche der Untersuchungsrichter als ganz besonders gravierend hervorhob, und das erste derselben war - die Lösung jener zuvor erwähnten Preisaufgabe! Der Angeklagte hatte sich zum Beweise, daß er für die Teilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung keine Zeit mehr gehabt, auf seine angestrengte Arbeit an der Lösung jener von der Universität gestellten Aufgabe berufen. Und was ward ihm geantwortet? Gerade darin, daß er diese Arbeit unternommen, müsse man den Beweis dafür sehen, daß er sein Hauptinteresse politischen Dingen zuwende! Unglaublich und doch wörtlich wahr! Die freimütige Entgegnung des Angeklagten: daß

unter solchen Umständen ja eigentlich die Universitäts-Fakultät, welche den Studierenden jene Aufgabe gestellt habe, als der schuldige Teil, als eine Art Agent provocateur anzusehen sein dürfte, wurde durch eine scharfe Rüge solcher „ungehörigen und respektwidrigen Bemerkung" beantwortet. – Der zweite als gravierend bezeichnete Umstand war – ein seidenes Damenhutband, welches man unter den in Beschlag genommenen Papieren um ein Konvolut von Gedichten meiner eigenen Handschrift und Verfasserschaft gefunden hatte. Der Untersuchungsrichter behauptete, daß es „die Farben einer entdeckten Verbindung zur Mitteilung verbotener Druckschriften" zeige, und inquirierte eifrig nach dem Namen desjenigen, von welchem der Angeklagte es erhalten habe. Zum Glück für mich verschwieg mein Bruder klüglich meinen Namen, weil ich sonst unfehlbar mit in die Untersuchung verwickelt worden wäre, was für mich mindestens zeitweilige Suspension von meinem Amte zur Folge gehabt haben würde, und nannte dafür den eines kürzlich verstorbenen Freundes.

Das Resultat dieser kindischen Verfolgung eines absolut unschuldigen Menschen war: eine Verurteilung zu – fünf Jahren Gefängnishaft und Verlust der Anstellungsfähigkeit im preußischen Staate!

In der Tat saß mein Bruder ein volles Jahr lang in Kerkerhaft auf der Festung Stettin, bis es der persönlichen Verwendung einer vornehmen, einflußreichen Dame gelang, bei Herrn von Kamptz seine „Begnadigung" zu bewirken. Auch die Erlaubnis zur Beendigung seiner Examina und zur Bewerbung um eine Anstellung ward später erteilt. Was aber nicht wiederherzustellen war, das war – die Gesundheit meines Vaters, den die Verurteilung dieses seines jüngsten Sohnes und Lieblings auf das tiefste erschüttert hatte, und der sich von diesem Schlage, welcher ihn getroffen, nicht wieder erholte.

So verfuhr man in Preußen vor vierzig Jahren gegen diejenigen, deren „Verbrechen" darin bestand, an seine Bestimmung und an die Herstellung eines in Kaiser und Reich geeinten Deutschlands geglaubt und den Gedanken und die Begeisterung dafür in ihren jungen Herzen gepflegt zu haben. Und doch sind es die Früchte dieser Begeisterung der deutschen Burschenschaftsjugend, welche in unseren Tagen der Sohn und Erbe jenes feindseligen Verfolgers derselben zu Deutschlands Heil und zu seinem Ruhme zu ernten das Glück gehabt hat.

(Adolph Stahr, „Aus der Jugendzeit".)

Der 18. Oktober des Jahres 1817 war nahe. Wieder rüstete sich das Volk in ganz Deutschland, den Tag der Schlacht bei Leipzig festlich zu begehen. Verband sich doch in jenem Jahre mit dieser Festesfeier eine zweite, die des 300jährigen Jubiläums der Reformation.

In Preußen hatte König Friedrich Wilhelm III. getreu dem religiösen Zuge seines Stammes den Entschluß gefaßt, das Reformationsjubiläum durch eine großartige Schöpfung, durch die Vereinigung der bisher getrennten lutherischen und reformierten Kirche in der evangelischen Union zu verherrlichen.

Der König begab sich mit seinem Hofe nach Wittenberg, um in der historisch wichtigen Stadt den Grundstein zu einem Denkmal für Luther zu legen. In Berlin selbst sollte die Reformationsfeier später begangen werden.

Der Schlachttag von Leipzig wurde in der preußischen Hauptstadt wie gewöhnlich durch eine Turnerfeier und durch viele andere Festlichkeiten verherrlicht. Tausende von Zuschauern waren nach den Rollbergen gezogen, um dort den großartigen Anblick der Oktoberfeuer zu genießen. Alles ging mit höchster Ruhe vor, aber hier und da wurde doch von den Turnern ein kräftiges Wort gesprochen, welches die Berliner Behörden stutzig machte. Am 19. gab es lange Gesichter in den Beamtenkreisen, man hörte harten Tadel über die dreisten Jünglinge, die es wagten, die Institutionen des Staats besprechen zu wollen, vor allem aber gegen Jahn, der mit seinen ungezügelten Reden als ein Jugendverführer geschildert wurde.

Wichtiger als das Turnfest in Berlin und verhängnisvoll für die Freiheitsbewegung in ganz Deutschland war die großartige Feier, welche von der Jenenser Burschenschaft auf der Wartburg bei Eisenach vorbereitet worden war.

An alle deutschen Universitäten waren von Jena aus die Einladungen gegangen, sich bei dem Feste zu beteiligen; eine dreifache Bedeutung sollte diesem gegeben werden: die Feier des Reformationsjubiläums, der Schlacht bei Leipzig und der ersten Zusammenkunft deutscher Burschenschaften aus allen Universitätsstädten.

Von nah und fern zogen die Studenten nach Eisenach, dem Zufluchtsorte Luthers in der Zeit der Gefahr. Die Zahl der Musensöhne, die sich auf der Wartburg vereinigen wollten, betrug wohl gegen 500. Es

gab ein lustiges Fest; unter dem mächtigen schwarz-rot-goldenen Banner, dem Zeichen der deutschen Einheit, zogen am Morgen des 18ten die Studenten im feierlichen Zuge nach der Wartburg.

Ein Jenenser Student, Riemann, hielt nach dem Gesange von Luthers Kernlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" eine feurige Anrede an die Versammelten; er, der auf dem Felde bei Belle-Alliance sich das Eiserne Kreuz erworben hatte, der jetzt aber zum Studium der Theologie zurückgekehrt war, erinnerte an die geistige Befreiung Deutschlands durch Luther, an die Befreiungskriege, an die Schlacht von Leipzig. Dann fuhr er fort: „Vier lange Jahre sind seit jener Schlacht verflossen. Das deutsche Volk hat schöne Hoffnungen gefaßt, sie sind alle vereitelt, alles ist anders gekommen, als wir erwartet haben. Viel Großes und Herrliches, was geschehen konnte und mußte, ist unterblieben, mit manchem heiligen und edlen Gefühle ist Spott und Hohn getrieben worden. Von allen deutschen Fürsten hat nur einer sein gegebenes Wort gelöst, der, in dessen freiem Lande wir das Schlachtfest begehen!"

Das war eine schwere Anklage gegen die Fürsten Deutschlands, eine um so schwerere, als ihre Wahrheit nicht abgeleugnet werden konnte. Sie wirkte mächtig auf die versammelten Jünglinge.

Der Schluß der Rede Riemanns war würdig des bedeutungsvollen Anfangs, er rief einen wahren Sturm der Begeisterung hervor. Nachdem der Redner die Burschen bei den Geistern eines Luther, eines Schill und Scharnhorst, eines Körner und Friesen und aller derer, die ihr Herzblut für Deutschlands Herrlichkeit und Freiheit vergossen hätten, aufgefordert hatte, zu geloben, daß sie fortan eine eherne Mauer gegen alle äußeren und inneren Feinde des Vaterlandes bilden wollten, fügte er die Worte hinzu: „Verderben und Haß der Guten allen denen, die in niedriger und schmutziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergessen, die ein knechtisches Leben einem Grabe in freier Erde vorziehen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihre Stimme erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unserer heiligsten Gefühle spotten, Begeisterung und vaterländischen Sinn und Sitten für leere Hirngespinste, für überspannte Gedanken eines krankhaften Gemüts ausschreien! Ihrer sind noch viel; möchte bald die Zeit kommen, wo wir sie nicht mehr nennen dürfen!"

Die Rede des jungen Mannes machte einen unauslöschlichen Eindruck auf alle Anwesende, auch die Professoren wurden tief ergriffen. Fries gab in wenigen herzlichen Worten diesem Gefühl einen Ausdruck.

Die Rede Riemanns allein würde sicherlich genügt haben, um gegen das Fest auf der Wartburg den Unwillen der gesamten reaktionären Partei in Deutschland, aller Fürsten und Fürstendiener heraufzubeschwören; wieviel mehr mußte dies geschehen, als sich am Abende nach Beendigung des eigentlichen Festes, nachdem schon ein Teil der Gäste mit den Professoren sich entfernt hatte, plötzlich ein nie dagewesenes Schauspiel entwickelte.

Eine Anzahl Studenten zog mit einem Korbe gedruckten Papiers lachend zu demjenigen der angezündeten Scheiterhaufen, der mit der höchsten Flamme emporloderte. Schnell sammelte sich hier der Kreis der Studenten, jeder wollte Zeuge des seltsamen, sich entwickelnden Schauspiels sein. Maßmann von Berlin, ein begeisterter tüchtiger Turner, trat vor, er hielt eine Rede an die Versammlung, er erinnerte daran, daß dereinst Luther die päpstliche Bulle verbrannt habe, und nach dem Beispiele des großen Reformators forderte er auf, ein gleiches Gericht über die Schandschriften der letzten Zeit zu üben.

„So tretet denn heran zu dem zehrenden Fegefeuer", rief er, „und schaut, wie Gericht gehalten wird über die Schandschriften des Vaterlandes. Möge das höllische Feuer sie alle verzehren und vernichten, wie arge Tücke oder die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit sie eingab!"

Und nun wurde der Korb ausgepackt, sein reicher Inhalt ward den Flammen übergeben. Ancillons Schrift über „Souveränität und Staatswissenschaft" begann die Reihe, dann folgten viele andere, unter ihnen der Kodex der Gendarmerie des Preußischen Geh. Rats von Kamptz, die schlechten Bücher von Jarke und Schmalz, eine Reihe reaktionärer Schriften usw.

Jede Schrift wurde einzeln in die Flammen geworfen, ihre Verbrennung wurde begleitet durch einen auf den Inhalt bezüglichen Kernspruch. Ancillon erhielt den Rat: „Fröne du fortan dem Zwingherrn der Hölle!" – „Pfui über dich, du Zwingherrnprediger!" wurde Jarke zugerufen.

Den Schriften folgten die Attribute der Reaktion und der Verweichlichung; ein Zopf, ein Korporalstock und eine Schnürbrust wurden auf dem Scheiterhaufen mitverbrannt.

Die Feier des Wartburgfestes machte in ganz Deutschland einen außerordentlichen Eindruck; günstig wirkte sie auf den Universitäten, indem sie die Burschenschaft überall befestigte, und im Volke, welches laut über die Verbrennung der reaktionären Bücher jubelte; desto ingrimmiger aber waren die Anhänger der Hofpartei und die geschmähten Schriftsteller, deren Geistesprodukte dem Feuer überantwortet worden waren. Sie führten laute Klagen, sie schilderten das Fest als den Anfangspunkt einer werdender Revolution, sie forderten Genugtuung und strenge Strafen.

Besonders wütend zeigte sich der Preuße von Kamptz, der nicht nur eine geharnischte Schrift gegen die verwilderten Professoren und verführten Studenten schrieb und eine Beschwerde an den Großherzog richtete, sondern auch zu bewirken wußte, daß König Friedrich Wilhelm III. den Fürsten Hardenberg eigens nach Weimar entsandte, um den Tatbestand getreu zu prüfen. Auch von österreichischer Seite kam ein Botschafter zu gleichem Zwecke in das Großherzogtum.

Es zeigte sich zwar bald genug, daß eigentlich nichts geschehen sei, trotzdem aber wußten die Bevollmächtigten der beiden Großstaaten zu bewirken, daß auch in Weimar Maßregeln gegen die freie Presse ergriffen wurden.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Da sandte der Kaiser Alexander den Kotzebue, und wenn jeder Anflug von Begeisterung schon die feige Zeit in Angst und Zittern setzt, so war dieser, der schon bei seinem ersten Auftreten in der Jugend mit einem Kapitale von Verruchtheit angefangen, womit andere Bemittelte wohl zu enden pflegen, und der seither zum Kaiser alles Pöbels, aber zum Abscheu aller Wohlgesinnten sich erhoben, dieser war der Mann, wie ihn sich die Zeit gewünscht, und während Zensuren und Gerichte jedes Wort bewachten, das dem Frommen Teutschlands gegen das heillose Unwesen der Zeit geredet wurde, durfte er sich in der Mitte des Landes niedersetzen und ungestraft höhnen alles, was dem Volke wert und ehrwürdig geworden. Ihn hatte der Kaiser aller Wahrscheinlichkeit nach in unschuldiger Absicht ausgesendet, daß er ihm ein Beobachter und Deuter dessen sei, was sich in diesem Lande voll schwer verständlicher Richtungen und Bestre-

bungen bewege. Aber indem er die unglücklichste aller Wahlen zu diesem Vorhaben getroffen, mußte ein böser Argwohn von dem Manne dieser Wahl auf den Zweck der Sendung sich verbreiten.

Nur allzusehr wurde dieser Verdacht bestärkt, als jener mißbrauchend seinen Auftrag rechtliche Männer verleumdete, und als die Bosheit sich entdeckt, die Ahndung des Gesetzes nicht gegen den Verleumder sich richtete, sondern, was kaum zu glauben, gegen die Verleumdeten, weil sie das Werk der Finsternis ans Tageslicht gezogen. Noch schärfer wurde die erzürnte Spannung, als die an sich nicht übelgemeinte, später mit schamloser Frechheit als offiziell erklärte Schrift Stourdias in einer Weise von den Teutschen und ihren Institutionen sprach, die kein Volk von einem Franzosen sich bieten lassen darf. Der allgemeine Unwillen über diese Schrift und mehr noch der sichtbare Eindruck, den sie in den höheren Regionen gemacht; die Entrüstung, dasselbe Ausland, dem die Meinung die Vernichtung so mancher Erwartungen längst zuzuschreiben sich gewöhnt, nun auch auf eine so empörende Weise die Schwäche mißbrauchend ins Innere eingreifen zu sehen, mußten besonders bei der Jugend, deren Freiheiten, den letzten ärmlichen Rest eines früheren besseren Zustandes, man so frevenlich anzutasten gewagt, tiefen Eindruck machen. Und so viel raschen jungen Leuten, deren ganzes Herz und alles Sinnen und Trachten dem öffentlichen Leben zugewendet, mußte beinahe unausbleiblich ein Funken dieser so unvorsichtig angeschürten Feuersbrunst zündend in das Reich dunkler Gewalten, die des Menschen Brust umschließen, herniederfahren und die Schlafenden aus ihrer Ruhe wecken, daß der höher und höher sich hebende, täglich gereizte Grimm endlich übertrat. In Sand mußte der Durchbruch des Damms zuerst geschehen, und das Verderben mußte natürlich den am ersten treffen, der seither am geschäftigsten ihn zu unterwühlen bemüht gewesen. Der Jüngling nahm es über sich, sich selbst den Vollmachtbrief zur Tat zu schreiben und sie mit eigner Hand auszuführen; und weil sein Maß gefüllt war bis zum Rande, und bereit, es über sein Haupt auszugießen, wurde der, den er gesucht, in seine Hand gegeben; er selbst aber gab der erzürnten Nemesis das eigene Leben zur Sühne hin, nach alter Lehre, die Blut um Blut gebietet.

Wie ein Blitz schlug die Tat ins Volk; seit den Jahren der Erhebung war nichts mehr geschehen was es ergriffen hätte; was lange

unverständig nach Verständigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige Tat war wieder der Punkt geworden, an dem aller Gedanken sich versammelten, und die Meinung war schnell über das Ereignis einverstanden: Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, erneutes Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes hergeworfen und erneute lebendige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten waren die Resultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgte. Die Meinung hatte ein großes Stufenjahr zurückgelegt, ein tiefer Ernst war über die Zeit gekommen, die seither mehr spielend mit den Ereignissen sich abgegeben.

(J. Görres, „Teutschland und die Revolution.)

Des Lustspielfabrikanten Kotzebue Mutter war eine sehr würdige Frau von stoischem Charakter, immer sehr unzufrieden mit dem Leben und Treiben ihres Sohnes; sie prophezeite ihm immer, daß es ein sehr schlechtes Ende mit ihm nehmen werde. - Sie hat den Sohn überlebt. - Nachdem Kotzebue ermordet war, erinnerte sie daran, wie sie immer ein schlechtes Ende vorausgesagt habe. Sie kam nach Eisenach zu Frau von Schwendler und verlangte, auf die Wartburg geführt zu werden - auch das Fremdenbuch zu sehen, was damals verboten war, der vielen Bemerkungen wegen, die vom Wartburgfeste her darin standen. Die Erlaubnis wurde bewirkt. Die alte Frau Kotzebue betrachtete lange die Zeilen, die Sand hineingeschrieben hatte, und schloß dann das Buch mit den Worten: „Das ist nicht die Handschrift eines Bösewichts." -

(Bernhardi, „Lebenserinnerungen".)

Sands Abschied vom Leben.

(23. März 1819.)

Zum letztenmal geht mir die Sonne nieder,
Zum letztenmal, es ist vollbracht!
Lebet wohl auf ewig, meine Brüder,
Lebet wohl und eine gute Nacht!

Dieſes Leben, eine Handvoll Erde,
Himmel, nimm es nun zum Danke hin!
Zürne nicht, daß ich mein Mörder werde,
Du gabſt mir ja dieſen Freiheitsſinn.

Zürne nicht, daß, ſchon im Jugendkeime,
Dieſe Hand ihr junges Leben bricht!
Zürne nicht, daß ich jetzt ſchon erſcheine,
Ehe du mich rufſt, o zürne nicht!

Jenſeits liegt das Weltbuch aufgeſchlagen,
Dort reicht kein ſterbliches Auge hin.
Nur der Einzige kann es mir ſagen,
Ob ich Engel oder Teufel bin.

Ohne Prieſter trägt man meine Bahre
Einſam hin zum ſtillen, finſtren Grab;
Kein Gebet tönt dort am Hochaltare,
Ohne Mitleid ſenkt man mich hinab.

Eine Träne ſchenket nur mir Armen,
Der vielleicht vor Gottes Thron jetzt ſteht.
Gott im Himmel hat vielleicht Erbarmen,
Wenn ein Freund für mich um Gnade fleht.

(Anonym.)

Bei Auflöſung der Burſchenſchaft in Jena.

(26. November 1819.)

Wir hatten gebauet
Ein ſtattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten ſo traulich,
So einig, ſo frei,
Den Schlechten ward es graulich,
Wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, ſie ſuchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't,
Die Einigkeit erregte
Bei Guten ſelbſt Verdacht.

Man ſchalt es Verbrechen,
Man täuſchte ſich ſehr;
Die Form, die kann zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr.

Die Form iſt zerbrochen
Von außen herein,
Doch, was man drin gerochen,
Iſt eitel Dunſt und Schein.

Das Band iſt zerſchnitten,
Was ſchwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geiſt lebt in uns allen,
Und unſre Burg iſt Gott.

Auguſt von Binzer.

Demagogenverfolgung.

Eines der trübſten Kapitel der Biedermeierzeit iſt das des Strafvollzugs, der Unterſuchungshaft, des Gefängnisweſens. Und mit ihnen ſind ja faſt alle Intelligenzen der Zeit in Berührung gekommen – ſind mehr oder minder durch ſie geſchädigt worden. Durch Reuters „Ut mine Feſtungstid“ und durch Reuters Briefe ſind dieſe Dinge bis heute bei dem deutſchen Volk unvergeſſen geblieben.

Die Gefängniſſe, deren der Staat für Ausübung der Strafen und zur Aufrechterhaltung dieſer ſeiner „Ordnung“ ſich bedient, ſind ebenſo charakteriſtiſch wie der Inhalt ſeines ganzen Strafſyſtems. Die Stadtvogtei, der Aufenthaltsort für die Polizeigefangenen und ſolcher Verbrecher, welche nicht zum eximierten Gerichtsſtand gehören, iſt ſeiner Natur nach unendlich erbärmlicher als das Kriminalgefängnis, welches die Hefe des Volkes ſelten und nur vorübergehend in ſeinen Mauern umſchließt. Die engen, finſteren Löcher der Stadtvogtei dienen den ſämtlichen Gefangenen, ſoviel auch noch jede Nacht in einer Stadt wie Berlin eingebracht werden mögen, gleichmäßig zum Aufenthalt. In der Stadtvogtei herrſcht die einzige Art Gleichheit im Geſetz. Gleichviel ob die Armut und das Verbrechen der Beſitzloſigkeit die Urſache der Verhaftung iſt, gleichviel ob oder welche Exzeſſe jemanden in das Quartier geführt, gleichviel ob er der Willkür eines hochmütigen Beamten zum Opfer gefallen und ſchon nach einigen Tagen wieder entlaſſen werden muß: hier herrſcht völlige Gleichheit in einer ſcheußlichen, ekelhaften Unſauberkeit. In einem Gemach liegen oft mehr als zehn Perſonen beiſammen auf dem Fußboden, und der neu Eintretende wird wohl tun, vorſichtig nach einem Platz zu ſuchen, damit er nicht auf menſchliche Leiber trete, welche ſich dann voll Zorn gegen ihn erheben. Höchſtens wird ein Holzklotz oder eine Pritſche zur Unterlage gegeben, was übrigens bei weitem nicht allen zuteil wird. Die Höhlen ſelbſt

sind voller Ungeziefer, so daß die Rückkehrenden ihre Wäsche gewöhnlich gar nicht zu reinigen vermögen; auf den Gängen und in den Gemächern herrscht ein pestilenzialischer Geruch, vor welchem selbst die Gefängniswärter bei der Morgeninspektion den tiefsten Ekel empfinden. Für die Bedürfnisse der sämtlichen Gefangenen ist ein einziger großer Nachteimer bestimmt, welchen der zuletzt Angekommene hinauszutragen hat.

Auf der Hausvogtei sind die Gefängnisse nur für diejenigen etwas bequemer eingerichtet, welche vorübergehend eine kürzere Strafzeit hier auszuhalten haben; die Untersuchungsgefangenen dagegen und namentlich die Kriminalgefangenen der untern Klassen sind nicht minder der abscheulichsten Behandlung preisgegeben. Der Inspektor hat das Recht, allerlei Schikanen unter der Rubrik Strafe für angebliche Kontraventionen und Unehrerbietung auszuüben. Die Strafgefangenen erhalten gewöhnlich zwei und zwei ein Zimmer, – vorausgesetzt jedoch, daß sie es bezahlen können. Jeder Brief, den ein Gefangener, und wäre er auch des geringsten Vergehens wegen bestraft, an seine Angehörigen absendet, geht erst durch die Hände des Inspektors, der ihn erbrechen und nach Willkür damit verfahren kann; die Freistunden und kleinen Freiheiten, sogar das Öffnen der Fenster in den Gefängnissen, um frische Luft einzuatmen, kann der Inspektor der Hausordnung nach den Gefangenen entziehen. Leute aus den ärmeren Klassen, welche ihre Wohnung nicht besonders bezahlen können, werden zusammen fünf bis sechs Mann hoch in ein Gemach gesperrt. Sie bekommen nur mittags Gemüse und zweimal in der Woche Fleisch, und müssen dafür die härtesten Arbeiten im Hause verrichten. Am abscheulichsten sind die Untersuchungsgefangenen bedacht. Der verstorbene Kriminaldirektor Dambach hat bekanntlich zur Zeit der Demagogenriecherei unter anderen Torturen des heimlichen Inquisitionsverfahrens auch jene Einrichtung erfunden, welche unter dem Namen der Blechblenden eine Berühmtheit erlangt hat, die ein ewiges Brandmal für den Erfinder, für den Staat und das „gebildete" Jahrhundert sein wird. Das Elend und die Verzweiflung, welche hinter diesen scheußlichen Käfigen vor der Welt verborgen liegen, der Fluch, welcher bei der bloßen Erinnerung an diese vereinzelten, dem Wahnsinn preisgegebenen Menschen jedem entsteigen muß, mögen das Denkmal jenes Mannes sein, welcher an diesen Rachetaten Ergötzen fand, – mögen es aber auch für den Staat und das

Jahrhundert sein, in denen diese heimliche, langsame Todesqual noch immer verübt werden kann. Wir vermögen wohl nicht zu empfinden, was ein Mann, der so in der Einsamkeit, dem Menschenverkehr entrissen, in ewigem Dunkel sitzt, in seiner Trostlosigkeit denkt und fühlt, aber die Schilderung dieser Torturanstalten mag auch den in der Freiheit Lebenden einen schwachen Begriff dieser Empfindungen geben. Diese Blechblenden gehen von der unteren Fensterwand schräg hinauf bis über die Fensterhöhe; durch den oben entstandenen offenen Raum fällt das Tageslicht auf eine Stelle des Gemachs von der Größe eines Quadratfußes, und der Gefangene, welcher weder die Dächer der benachbarten Gebäude noch ein Menschenantlitz sehen kann, sitzt in diesem grauenhaften Halbdunkel *vereinsamt, ohne Beschäftigung, seinen Gedanken überlassen!* Will er lesen (vorausgesetzt, daß man es ihm gestattet hat), so kann er das Buch nur an jene schmale erhellte Stelle bringen; das Zwielicht jedoch macht gewöhnlich einen längeren Versuch dieser Art unmöglich, und der Gefangene ist immer seinen eigenen tödlichen Gedanken überlassen. Welcher Art diese Gedanken und Empfindungen des aus dem Menschenverkehr ausgestoßenen Unglücklichen sein können, wie sie die langsam hinrollende Zeit hier ausfüllen, das mögen nur diejenigen selbst wissen, welche den Aufenthalt, wenn auch noch so kurze Zeit, hier genossen. Das qualvolle Leben ertragen die meisten nicht lange. Sehr häufig kommt es vor, daß sie selbst ihrer Verzweiflung ein Ende machen; und die Leiber der Unglücklichen, welche sich nur durch Selbstmord vor dem langsamen Staatsmord zu retten wußten, werden dann gewöhnlich in der Stille der Nacht begraben. Diejenigen, welche so „glücklich" sind, daraus entlassen zu werden, kommen mit Krankheit und in dem elendesten Zustand, mit Schwindsucht, Lungenhusten daraus hervor. Dieser Art ist die Rache des Staates, welche er an Personen nimmt, welche durch seine eigene Unordnung diesem Verfahren anheimfallen!

(Ernst Dronke, „Berlin".)

Arnold Ruge, der Historiker, der ausgiebiger als sonst ein Schriftsteller die Bekanntschaft mit deutschen Gefängnissen gemacht hat und doch ungebrochen aus dem Kampf mit den Behörden hervorging, gibt ein anschauliches Bild der politischen Lage in den letzten Jahren vor der Revolution und von den führenden, politischen Dichtern dieser Epoche.

Am andern Morgen packte man mich und meinen Koffer wieder auf einen Wagen und fuhr mich nach Berlin in das große Stadtgefängnis zurück, wo ich in ein schauerliches Loch geworfen wurde. In der Wand waren große dicke Eisenringe, um die Einwohner dieser Zelle gelegentlich daran festzuschließen; das Fenster war so hoch, daß man es nicht erreichen konnte und stand offen, schiefe Bretter, durch die man nur den Himmel sah, und Eisenstäbe verwehrten es; ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett waren die Ausstattung dieser neuen Behausung. Als es still wurde, kam eine Ratte aus einem Loch am Fenster vor und fraß an dem Talglicht, das im Fenster stand, das Glasfenster war herausgenommen, auf den Boden gesetzt und an die Wand gelehnt. Ich hob es auf und besah es. Da fand ich den Namen meines Freundes „Heinrich Geßner" auf die Scheibe geritzt.

Also Heinrich, den freien Schweizer, haben sie auch holen lassen und in dies abscheuliche Loch geworfen? Hm! so teilte ich denn doch nur ein allgemeines Menschenlos, und es war mit dieser schnöden Wohnung nicht einmal auf eine Strafe abgesehen; es mochte reiner Zufall sein, daß ich hineingeraten war.

Wie dem auch sei. Die Sache wurde schlimmer, als ich mir's hätte vorstellen können. Kaum war ich zu Bett gegangen und warm geworden, so fielen Wanzen in solcher Menge und mit solchem Heißhunger über mich her, daß ich erwachte und sehr bald in Verzweiflung aus dem Bett sprang. Da stand ich im Hemde, im Dunkel der kalten Zelle! Was konnte ich tun? Ich rückte mir den Wachstuchtisch in die Mitte des Zimmers, setzte mich darauf und hüllte mich in meine Kleider ein, um mich dort vor den scheußlichen Tieren zu sichern. Ich schlief auch ein. Aber die Wanzen krochen in dickem Geschwader an den Wänden hinauf, an der Decke entlang, ließen sich von der Decke auf mich herabfallen und bissen mich bald wieder wach. Da saß ich nun und verteidigte mich, so gut ich konnte, gegen meine zahlreichen unermüdlichen Feinde, diese widerwärtigen Bundesgenossen der beleidigten Staatsgewalt, und hörte alle Viertelstunden das verwünschte Glockenspiel, das auf einem der benachbarten Kirchtürme im Gange war und mir diese grauenvolle Nacht mit unerbittlicher Pünktlichkeit in kleine, mir aber unendlich lange Viertelstunden teilte.

Wenn ich einnicken konnte, war es gut; wenn ich aber wach sein

mußte - und dies war immer die längste Zeit - um das Glockenspiel und das Niederkleckſen der Wanzen zu hören, die bei mir vorbeiſchoſſen, dachte ich teils an den armen Heinrich Geßner, der vor mir in dieſem Höllenneſt ebenſo gequält worden war, teils auf Mittel, wie ich mich der böſen Feinde erwehren könne. Ich hatte gehört, ſie könnten den Geruch vom Kampfer nicht vertragen. Als daher der Wärter mit dem Frühſtück kam, ließ ich mir einigen Kampfer kaufen und ſtreute das Bett damit aus, um es den Tag über recht davon durchziehen zu laſſen.

Es half aber nichts. Kein Kampfergeruch ſchützte mein hochverräteriſches Blut gegen dieſe königlich geſinnten Wanzen. Ich mußte mich noch einmal auf den Tiſch flüchten, und diesmal war ich ſo müde und erſchöpft, daß die Leute mich des Morgens feſt eingeſchlafen auf dem Tiſche ſitzen fanden.

(Arnold Ruge, „Aus früherer Zeit".)

Forſtpolizei.

Im Wiener Walde ging ich jüngſt ſpazieren,
Nachſinnend einem deutſchen Leichenkarmen;
Da ſah ich mir vorübertransportieren
Einen Gefangenen von zwei Gendarmen.

Was hat der Mann, ſo fragt' ich ſie, verbrochen? -
Baumfrevel, Herr! Seht dort die junge Eiche;
Dem Stamm hat er die Wurzeln abgeſtochen,
Die Krone umgehauen, Bubenſtreiche! -

Und ſeine Strafe? - Fünfzehn Jahre Eiſen,
Prügel zum Willkomm und zum Abſchied Prügel.
Vergnügten Abend, Herr! - Und weiter reißen
Sie ihn am Strick und ihren Gaul am Zügel.

Gemächlich ſchritt ich nach und ſtillen Geiſtes,
Ein Verslein aus der Bibel in den Ohren:
„Wenn das am grünen Holz geſchieht", ſo heißt es, . .
Und weiter weiß ich's nicht, ich hab's verloren.

Baumfrevel gibt es. Ob auch - Menſchenfrevel? -
Für dieſen welche Strafe? Wo der Rächer? -
Mich fror. Im Weſten floß wie Feur und Schwefel
Das Abendrot auf Neu-Gomorrhas Dächer.

Franz Dingelſtedt.

In dit Gefängnis kemen wi in deſe bitterkolle Nacht herin. Allens noch as ſüs, äwer kolt, kolt, bitterkolt! Allens was noch ſo as ſüs; äwer up dat Beddgeſtell hadd en Strohſack legen, de fehlte ditmal. - „Na, Kapteihn, denn helpt dat nich!" - Wi läden uns up de Delen, en Stück Dings unner den Kopp, mit den Mantel taugedeckt, un ſtats tau ſlapen, früren wi de Nacht hendörch, denn dat Lock was lang nich dörchwarmt. Den annern Morgen ſlot de Entſpekter de Dör up un frog recht fründlich, woans wi ſlapen hadden; wi deden, as wenn wi ſine ſpöttſche Reden nich markten, un verlangten för den Fall, dat wi noch 'ne Nacht hirbliwen ſüllen, en Bedd, tau'm wenigſten doch en Strohſack. Doräwer, meinte hei, künn hei nich beſtimmen, hei wull 't äwer den Herrn Kriminaldirekter Dambach ſeggen; im äwrigen hadden wi däglich ſiw Sülwergröſchen tau vertehren. - Ik antwurt'te em, wi wiren doch up de Reiſ', un unner ſo'ne Umſtän'n wir dat doch Satz, dat wi twintig Sülwergröſchen kregen. - Dat hadd de Herr Kriminaldirekter ſo beſtimmt, ſäd hei un gung dormit ut de Dör.

As hei weg was, kamm denn de Slüter un frog, wat wi geneiten wullen. Wi wiren dörchfroren bet up de Knaken un lepen in unſen Kaſten 'rümmer, as de willen Dier, blot üm warm tau warden; wat was denn nu natürlicher, as dat uns nah 'ne warme Taß Koffe verlangen ded? Alſo twei Potſchonen Koffe! - Wi kregen den Koffe, äwer de Potſchon koſt'te vier Sülwergröſchen, uns blew noch ein Sülwergröſchen för den ganzen äwrigen Dag. Wat ſüllen wi dorför köpen? Natürlich Brod. Alſo en Brod tau'm Sülwergröſchen för jeden, un wi wiren mit unſ' ſiw Sülwergröſchen dörch.

As wi gegen Abend ok mit unſ' drög' Brod dörch wiren un in'n Düſtern herümme hukten, kamm de Herr Entſpekter wedder, üm uns gaude Nacht tau wünſchen. - Dat was denn nu nicks wider, as de nichtswürdigſte Spott, ik let mi dat äwer nich marken, wo ingrimmig dat in mi towte, un frog em, ob wi denn ok deſe Nacht noch ahn Bedd

oder Strohſack ſlapen füllen; wenn uns von wegen de Husvagtei-Verwaltung kein Lager gewen warden künn, ſo hadd ik noch 26 Daler un de Kapteihn noch 21 Daler Provatgeld, wat de beiden Schandoren ut M . . . mitbröcht un hir afliwert hadden, un dorvon künnen jo de Koſten för en Bedd betahlt warden. - De Entſpekter makte mi en höflichen Diener un ſäd, dat wir allens recht gaud, äwer de Herr Kriminaldirekter hadd beſtimmt, wi füllen uns irſt von unſ' ſiw Sülwergröſchen ſo vel tauſamenſporen, dad wi uns en Bedd meiden künnen. -

Dat was denn nu doch apenbore Niederträchtigkeit, wenn wi däglich von unſ' erbärmlich Traktement einen Sülwergröſchen afſtöddden, denn müßten wi döртig Dag' up de blanken Delen liggen von des Abends Klock ſiwen bet des Morgens Klock achten in'n Düſtern, ihre wi den Daler tauſam hadden, den dat Bedd för't Monat koſten ded, müßten Hunger un Kummer liden, un weswegen? Hadden wi up't friſch denn wedder wat verbraken, dat ſei ſo mit uns in't Gericht gahn kunnen? - Ik verlangte denn alſo den Herrn Kriminaldirekter perſönlich tau ſpreken. - De Antwurt was, de Herr Kriminaldirekter let ſik üm deſe Tid nich ſpreken, un dormit würd de Dör wedder tauſlaten, un wi legen de Nacht wedder up den Fautbodden un früren.

Den annern Morgen datſülwige: wedder warmen Koffe un en Sülwergröſchenbrod. - Ik wull nu den Herrn Kriminaldirekter ſpreken, as Husvagt was dat ſine amtliche Schüllichkeit, Klagen von de Gefangen antaunemen, un wi hadden tau klagen. De Antwurt was: de Herr Kriminaldirekter wull uns äwerall gor nich ſpreken. Ik ſet'te mi alſo dal un ſchrew an em, ik verlangte einen Protokollführer, wil dat ik mi äwer em bi't Kammergericht beſweren wull. - Ik kreg kein Antwurt. - Den Abend wedder den fründlichen Gaude-Nacht-Wunſch von den Entſpekter un dat harte Lager up de Delen.

De drüdde Morgen kamm un bröchte datſülwige, äwer hei bröchte einen Dag, an den ward ik tidlewens denken, denn uter dat anner Ungemack, wat uns all ſo mör makt hadd, bröchte hei 'ne nige Angſt un en niges Elend. Min oll Kapteihn würd krank. 'ne grote Unrauh, 'ne jagige Haſt kamm äwer em, hei grep hirhen un dorhen. 'ne Bibel lagg in unſ' Gefängnis, hei namm ſei, hei leſ', hei ſmet ſei weg, hei leſ' wedder, hei ſmet ſei wedder weg un lep in't Gefängnis 'rümmer, rod, blaudrod in't Geſicht, un ſmet ſik denn wedder up de

harten kollen Delen dal. - Ik weit 't, hir hett hei den Grund tau en por swere Lungenkrankheiten leggt, de em nahsten in ein' Johr up de nige Festung beföllen. -

'ne Bibel in en Gefängnis is 'ne schöne, minschenfründliche Sak, un de Mann, de tauirst dorför sorgt hett, hürt tau jenne uterwählten Minschen, de nich allein dat swacke Minschenhart, ne, ok unsen Herrgott sine allbarmherzigen Affichten richtig verstahn hewwen. Männig steinern Hart mag weik worden sin vör Gottswurt; männig Verbreker mag dordörch tau de richtige Insicht un tau Gott kamen sin; äwer wi wiren keine Verbreker, wi wiren Sünner alltaumal, eben so'ne Lumpenhun'n as de, de up ehre twei Beinen fri herümmerlepen, äwer in unsen Fall hadden wi nicks verbraken, un dorin stunnen wi rein vör Gott, un nich uns' Herrgott drop uns hir mit Jammer un Elend, ne! de Niederträchtigkeit von Minschen, de ehr grausam Gelüst an uns utlaten wullen, de nicks mit unsen Herrgott, desto mihr äwer mit den Düwel tau dauhn hadden.

„Lat dat Bauk liggen, Kapteihn, uns' Herrgott drop di nich, sin lichtes Afbild hir up de Irb' hett di blot en por Stein' in den Weg smeten! Lat dat Bauk liggen, Kapteihn, mak di nich tau'm Mitschuldigen von de Gottslästerer, de maudwillig Elend äwer de Lüd' bringen un denn Gottswurt tau'm Trost dorför henleggen!"

Ik kloppte an de Dör un würd up den Gang herutelaten; dor drop ik en ollen Kammergerichtsbaden, de mi ut frühere Tiden bekannt was, Heubold heit de Kirl, hei sall nahsten wegen Unnersleif up de Festung kamen sin, wat ik äwer nich verbürgen kann. Wenn hei dorhen kamen is, denn hett 't de Hallunk allein all för den Hohn verdeint, den hei mi mit sin grinsiges Gesicht entgegensmet, as ik em frog: „Heubold, wissen Sie nicht, wie lange wir hier noch bleiben müssen?" - Dor stunn hei vör mi mit dat olle weike, witte, upgedunsene Gesicht, mit dat olle slappe Lachen üm dat breide Mul, mit de olle vossige Prük, un langsam kamm de Antwurt herute: „Sie bleiben immer hier. Glauben Sie, daß der König alle diese großen Gebäude hier leer stehen lassen will? Nein, Sie bleiben hier, und Ihre Kameraden kommen alle nach."

De Schuft wüßt dat beter: hei wüßt recht gaud, dat wi wider reis'ten, hei wüßt recht gaud, wo elendiglich wi hir hollen würden, hei wüßt recht gaud, wo vull Sorgen uns tau Maud was; äwer 't kettelte

den Hallunken doch, uns ok noch en Fauttritt mit up den Weg tau gewen; einer kunn em de entfamtige Luft von't Geficht herunner leſen, mit de hei ſprok: „Nein, Sie bleiben hier."

Ik kann 't un will 't nich ſtriden, dat ik mi von de gründliche Gemeinheit von deſen Kirl in't Buckshürn jagen let - ſo'n Gefangen is gor tau zag, un drei Dag' Water un Brod, dat Liggen up den Fautbodden un de bittere Küll maken grad' ok nich vel Kuraſch' - ik glöwte, hei red'te de Wohrheit, un ik verfirte mi dägern doräwer, vel mihr as dunnmals, as ſei mi min Dodsurtel ſpraken hadden. Dat was en Ogenblickſak, un dit was 'ne lange, lange, allmähliche Dodquäleri. 't giwwt man wenig Minſchen in de Welt, de en Begriff dorvon hewwen, wat dat heit, wenn einer up Staatskoſten langſam tau Dod' quält ward. Mäglich was 't, de Anfang was jo all makt, un worüm füllen ſei de Sak nich wider bedriwen. - Ach! mi was ſlicht tau Sinn; äwer dat vulle Unglück füll irſt losgahn: min olle leiwe Kapteihn hadd de ganze Geſchicht mit anhürt, un wat för mi 'ne jammervulle Qual was, kunn för em tau en döblich Gift warden.

As wi wedder inſlaten wiren, felen wi uns einanner in de Arm', un lang' mägen wi woll ſo ſtahn un Schutz un Troſt aneinanner föcht hewwen, - wo lang weit ik nich mihr - äwer dat weit ik noch as hüt, dat min oll brav' Kapteihn ſtrack un ſtramm in dat Lock herümmergung un ſine Krankheit äwerwunnen hadd, un dat in mi en allmächtigen Trotz upbegehrte: de Düwel müßt mit den Düwel verdrewen warden.

Ik kloppte an de Dör; ik wull en Protokollführer hewwen! Ik wull mi bi't Kammergericht beſweren! - Richtig! nah en por Stun'n kamm en Kirl herinner, ſo'n oll binnen un buten ſmeriges Wurm von Referendorius, von de Ort, de ehr Richterexamen nich farig krigen känen un ehr Lewenlang as Schauhputzer bi de höhern Gerichte vernutzt warden.

„Sie wollen ſich beim Kammergericht beſchweren?" - „Ja!" - „Am beſten wäre es denn wohl, wenn Sie ſelbſt Ihre Beſchwerde aufſetzten." - Ne, ſäd ik, dat wull ik nich, *hei* wir dortau ſet't, un *hei* müßt dat, *hei* müßt mi dat ok betügen, dat wi all drei Nacht up de blanken Delen legen un den Dag äwer von Water un Brod lewt hadden. Mit Hängen un Wörgen kamm hei dortau; äwer de Redens-

orten, de ik äwer den Herrn Kriminaldirekter makte - sin wiren sei just nich - de wull hei nich in sin Protokoll upnemen.

Natürlich müßt wi dese Nacht noch wedder up den Fautbodden slapen; wi legen tausam, min oll brav' Kapteihn lagg in minen, ik in sinen Arm; dat Unglück smäd't de Minschen hellschen dicht tausam.

Den annern, den vierten Morgen ümmer datsülwige! Min oll Kapteihn blew still up sin hart Lager liggen, ik gung up un dal un stellte mi endlich vör den Bleckkasten hen, wo de grage Wintermorgen twei Hän'n breid von baben herinne sach. - Leiwer Gott! un hir noch fiwuntwintig Johr

Min oll Kapteihn was upstahn, hei grep wedder nah dat Bibelbauk. „Lat dat Bauk liggen, Kapteihn! Unf' Herrgott helpt blot den, de sik sülwen helpt. - Wi will'n uns wehren, Kapteihn!"

Ach, du leiwer Gott! wi stunnen tausamen in en halwdüster Lock, insiaten, nicks up un nicks in den Liw, un wullen uns gegen de Welt wehren!

Mäglich, dat mi einer von de sogenannten Framen deswegen verachten deiht, dat ick dat Bibelbauk taurüggsmeten heww, ik kann ehr äwer de Versicherung gewen, dat en helles, frisches Gottvertruen ahn Bibellesen un Beden äwer mi kamen was, un tau'm Pris un Ruhm von unsen Herrgott will ik 't hir seggen: „Dat hett mi nich bedragen!"

De Dör würd upslaten, un in de Dör stünn de Schandor Ref', de mi för siw Johren so oft tau'm Verhür bi den Herrn Kriminalrat brächt hadd. Hei was en ollen, langen, drögen Mann, sin Gesicht was von Pockennoren terreten un von Sommersprutten bemalt, en kümmerlich gris' Hor hung em von baben dal, un ut jeden Nas'lock hung em „Friedrich Wilhelm der Dritte" as en grises Talglicht herute - hübsch was hei nich, äwer dennoch! - wenn mi einmal unf' Herrgott in mine Dodsstun'n en Erlösungsengel schicken will, denn sall hei mi den ollen Schandoren Ref' schicken.

Dor stunn hei in de Dör in sine königlich preußsche Engelsuneform un rep herinne in unf' Jammerlock: „Meine Herren, machen Sie sich bereit; in einer halben Stunde reisen wir."

Ach, Kapteihn! Charles douze! Wat was 't för 'ne Freud'! - Weg! - Weg! - Wohen? - Wi wüßten 't nich; äwer man weg! - Weg! von den Kirl, de uns up Lewenstid unglücklich makt hadd! Weg! von

den Kirl, de sine Freud' doran hatt hadd, uns ahn Ursak bet up't Blaud tau quälen!

Awer, ward männigein' seggen, dat hewwen doch anner un vel beter Lüd' noch düller utholln müßt. - Denkt doch an de Landwehren von achtteihnhunnertdrütteihn! - Ja, 't is wohr, äwer de Lüd' hewwen nich blot leden, sei hewwen ok wat dahn. Un dat is de Sak! - Wi jungen Lüd', in de jede Atentog von Dauhn un Wirken red'te, wi süllen blot von Liden un von Dulden reden; wi süllen uns von so'n Graf H... un en Kriminaldirekter Dambach nah Gefallen tau Water riden laten? -

Ja, Schandor Ref' un unf' Herrgott erlösten uns dunnmals ut unse Qual, un ik will den Herrn Kriminaldirekter Dambach dat nich anreken, ebenso as ik äwer sine annern Quälerien, de hei in den Unnersäukungsarrest gegen mi utäuwt hett, ok en dicken Strich maken will; äwer in eine Hinsicht sall hei mi Red' stahn - hei is all dod, up dese Ird kann hei 't nich mihr -, äwer up Jensid sall hei sik verantwurten, worüm hei minen ollen Vader, de grad' in desen Dagen in sine hartliche Leiw' för sinen einzigsten Sähn nah Berlin kamen was, üm wat för sin Frikamen tau dauhn - worüm hei minen ollen Vader de twintig Schritt tau min Gefängnis nich wis't hett, dat de Sähn doch an Vaders Bost sik mal utweinen künn. - Dorför sallst du mi Red' stahn! -

(Fritz Reuter, „Ut mine Festungstid".)

Die Presse.

Zensur, Das Junge Deutschland.

Die hier zusammengestellten Dokumente über Zensur, Presse und Junges Deutschland sprechen für sich selbst und bedürfen keiner weiteren Erläuterungen. Viele Dinge, wie z. B. das Gedicht Hoffmanns von Fallersleben haben bis heute für Zeitungen nichts an Berechtigung verloren. Die Beispiele für Schikanen der Zensur und für den Haß, den man dem Zensor entgegenbrachte, der ja in Österreich noch viel härter seines Amtes waltete als in Preußen, ließen sich ins Endlose vermehren. Wie weit das Spionagesystem nach verbotenen Schriftwerken sich in Österreich erstreckte, darüber belehrt uns eine Episode aus den Meißnerschen Memoiren.

Wie ist doch die Zeitung interessant!

(28. Mai 1841.)

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen –
Bald werden sie alle zusammenkommen –
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borden,

Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden –
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Hoffmann von Fallersleben.

Zeitschriften.

Die zwei alten und vielgelesenen politischen Blätter – die Spenersche und Vossische Zeitung – vermögen auf einen ausgezeichneten Wert wahrlich nicht Anspruch zu machen. Man hat ihre Novitäten nicht tage-, nein oft wocheniang vorher im Hamburger oder im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland und in andern guten Blättern des großen Vaterlandes bereits gelesen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Herren Spener und Voß (eigentlich: Lessing) sich auswärts regelmäßige Korrespondenten halten, und wenn es der Fall, müßten wir sie bedauern, als Leute, die ihr Geld zum Fenster hinauswerfen.

Nehmen sich die Redakteure jener Herren auch einmal die Mühe, interessante Artikel aus gallischen oder englischen Blättern zu übersetzen, so werden diese Übertragungen so mangelhaft und schlecht geliefert, daß man sie ihnen gern erlassen hätte, und dennoch prosperieren diese beiden Zeitungen vortrefflich, bestimmt viel besser, als manches andere, gehaltvollere Blatt; man ist einmal seit Jahren daran gewöhnt, des Spener und Voß' aufgewärmte Gerichte zu sich zu nehmen, und – consuetudo est altera natura.

Der neue Berliner Moniteur – wir meinen die „Staatszeitung" – machte unter der Redaktion des übrigens geistvollen Herrn Präsidenten Stägemann wenig Glück, eine Privatunternehmung, wäre das Institut längst zugrunde gegangen. Nun besorgt der geheime Hofrat Herr Heun (dem gebildeten deutschen Publikum unter dem Namen: Clauren von einer sehr vorteilhaften Seite als Schriftsteller bekannt) die Redaktion des Blattes. Man kann aber ein vortrefflicher Humorist, ein glücklicher dramatischer Dichter und ein angenehmer Erzähler sein, ohne deshalb einen gewissen Takt zu besitzen, der dem politischen Zeitungsschreiber: „conditio sine qua non" ist.

Wollten die Herausgeber der hiesigen belletristischen Blätter sich

vereinigen, am letzten Tage des Jahres ihre Makulatur auf einer und derselben Stelle in die Spree zu werfen: der kleine Strom würde seine Ufer sicher übertreten, denn die Zahl jener Zeitschriften heißt in ihrer Art Legion.

Der alte „Freimüthige" wird seit einer Reihe von Jahren vom Dr. A. Kuhn redigiert. Dem Herausgeber wohnen allerdings richtiger Takt und, wenn auch derber, doch zuweilen treffender Witz bei, allein seit einiger Zeit scheint das Blatt an seinem Werte bedeutend verloren zu haben.

Des Professors der Holzschneidekunst, Herrn Gubitz' „Gesellschafter" zeichnet sich durch recht artige und mannigfaltige Holzschnitte, aber auch nur – durch diese vorzüglich aus. Als Künstler hat sich der Mann fürwahr unvergängliche Verdienste erworben, allein als Dichter, als Schriftsteller, als Übersetzer aus dem Neugriechischen und Erfinder einer neuen Orthographie vermögen wir, bei dem besten Willen, ihn nicht sehr hoch zu schätzen, sondern sehen uns im Gegenteil veranlaßt, ihm aus voller Überzeugung das alte: „Ne sutor ultra crepidam" zuzurufen.

Der martialische Geheimschreiber Herr Symanski ist von einer Journalistenmanie im eigentlichen Sinne des Wortes besessen; der Mann ist nicht ohne Talent, allein sein Glück ist geringer als sein Dünkel. Schon in Königsberg sah er vor mehreren Jahren eine von ihm redigierte Zeitschrift untergehen, in Berlin trat er mit einer „Leuchte" hervor, deren Licht schnell verlöschte, dann folgte der „Freimüthige für Deutschland", welcher eines Aufsatzes demagogischer Tendenz halber von der Regierung unterdrückt wurde, und in der neuesten Zeit ist Herr S. mit einem „Zuschauer" ans Licht getreten, dem man kein Prognostikon stellen will. – Das nenne ich mir doch Konsequenz.

Der quiesizierende Professor Herr Wadzeck gibt ein Wochenblatt heraus; er füllt seine Blätter mit alten Anekdoten, mit physikalischen, geographischen und historischen Notizen, mit wässerichten Gedichten und Parabeln und endlich mit erbärmlichen prosaischen Rätseln. Außerdem ist dieser Professor ein edler Mensch; beinahe ohne allen Fonds hat er, durch des Publikums regste Teilnahme tätig unterstützt, ein Erziehungshaus für arme Kinder gestiftet. Von pedantischer Scharlatanerie vermag sich übrigens Herr W. nicht loszumachen, und der

witzige Professor H. behauptet: „W. könne im 60sten Lebensjahr den ehemaligen Kurrendeführer noch nicht verleugnen."

Das schon seit 19 Jahren bestehende skurcilische Wochenblatt: „Der Beobachter an der Spree", von welchem jeden Freitag gegen 4000 Exemplare abgesetzt werden, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist ursprünglich eine Nachahmung der alten berühmten englischen Wochenschrift, genannt The spectator, und wenn es schon hinter seinem Vorbild weit genug zurückbleibt, so tat ihm Kotzebue dennoch zu viel, wenn er es die Kloake der deutschen Literatur nannte, wie denn der selige Theaterdichter überhaupt in vieler Hinsicht zu manchem unheilbringenden Extreme sich hinneigte.

Zwar ist es wahr, der „Beobachter" liefert zuweilen, sein größtes Publikum beachtend, Nuditäten der höchsten Potenz und gehaltlose Gemeinheiten, oft auch beleidigende Personalitäten, wohl gar im unfeinen Volksdialekte. Allein zuweilen findet auch ein blindes Sch . . . n eine reife Eichel, und dieses ist nicht selten des Beobachters Fall.

Unwillkürlich griff ich neulich in einer Weinstube nach dem vor mir liegenden berüchtigten Volksblatte. Ich las eine Satire über die Freundschaft, deren sich ein Juvenal, ein Boileau, ein Swift zu schämen nicht nötig gehabt hätte.

Zufällig saß ein alter berühmter Lokalgelehrter neben mir; ich reichte ihm das Blatt, indem ich voll Erstaunen fragte: Aber wie verlor sich denn dieser Demant in die Pfütze? Der Mann erwiderte lächelnd: Das will ich Ihnen sagen; der „Beobachter" honoriert prompter als manche feinsinnige Zeitschrift, ja er bezahlt auch wohl gleich brauchbare Manuskripte in Pausch und Bogen, und dieser Umstand liefert ihm oft Aufsätze aus den Federn genialer Menschen, die gerade am gewöhnlichsten in augenblickliche Geldverlegenheit geraten. Nun aber ist es leider wahr, daß Genies oft dann am genialsten sich äußern, wenn sie dieses am wenigsten bezwecken, wie Figura zeigt: ich selbst, endete der Gelehrte, verschmähe nicht, dem Berüchtigten hier und da ein Schärflein mitzuteilen, denn der Beobachter ist: - Ultima ratio scriptorum berolinicorum.

(Adolph von Schaden, „Berlins Licht- und Schattenseiten".)

Worte der Zueignung.

Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten. Ein jeder Schriftsteller sollte nur gleich von vornherein erklären, welchem Deutschland er sein Buch bestimmt, und in wessen Händen er dasselbe zu sehen wünscht. Liberal und illiberal sind Bezeichnungen, die den wahren Unterschied keineswegs angeben. Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiströse alte Deutschland, aus welchen Bestandteilen dasselbe bekanntlich zusammengesetzt ist. Wer aber dem jungen Deutschland schreibt, der erklärt, daß er jenen altdeutschen Adel nicht anerkennt, daß er jene altdeutsche, tote Gelehrsamkeit in die Grabgewölbe ägyptischer Pyramiden verwünscht, und daß er allem altdeutschen Philisterium den Krieg erklärt und dasselbe bis unter den Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze unerbittlich zu verfolgen willens ist.

Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüts nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen. Ich hielt sie als Vorlesungen auf einer norddeutschen Akademie, hoffe aber, sie werden den Geruch der vier Fakultäten nicht mit sich bringen, der bekanntlich nicht der frischeste ist. Ich war noch von der Luft da draußen angeweht, und der Sommer 1833 war der erste und letzte meines Dozierens. Universitätsluft, Hofluft und sonstige schlechte und verdorbene Luftarten, die sich vom freien und sonnigen Völkertage absondern, muß man entweder gänzlich vermeiden oder nur auf kurze Zeit einatmen. Riechflaschen mit scharfsatirischem Essig, wie ihn z. B. Börne in Paris destilliert, sind in diesem Falle nicht zu verachten. Lobenswert ist auch die Vorsicht, die man beim Besuch der Hundsgrotte beobachtet – sonderlich wenn's in die Hofluft geht – man bücke sich nicht zu oft und zu tief. Abschreckend ist das Beispiel von Ministern und Hofleuten, die des Lichtes ihrer Augen und ihres Verstandes dadurch beraubt worden sind und schwer und ängstlich nach Luft schnappen.

Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, dem bräunlichen wie dem blonden, welches letztere mich umgab und die Muse war, die mich zweimal in der Woche begeisterte. Ja, begeisternd ist der Anblick aufstrebender Jünglinge, aber Zorn und Unmut mischt sich in die Be-

geisterung, wenn man sie als Züchtlinge gelehrter Werkanstalten vor sich sieht. Sklaverei ist ihr Studium, nicht Freiheit. Stricke und Bande müssen sie flechten für ihre eigenen Arme und Füße, dazu verurteilt sie der Staat. Die Unglücklichen, wie haben sie mich gesucht und geliebt, als ich ihnen die Freiheit wenigstens im Bilde zeigte.

Preußen trägt sich mit dem Plan, die alten Universitäten umzuschmelzen. Immerhin, und mag das gelehrte Deutschland auch Blut über den Frevel schwitzen. Ich traue freilich dem neuen Gusse nicht, weil ich nicht einsehe, woher Preußen das rechte Metall dazu nehmen will, es wäre denn preußisch-evangelisches Kanonen- und Glockengut. Aber auch dieses halte ich für besser als die alte tonlose Mischung, die selbst unter Thors Hammerschlägen keinen Klang mehr von sich geben würde.

Zur Zeit der Reformation waren die Universitäten Stützpunkte für den Hebel des neuen Umschwungs. Gegenwärtig bewegen sie nichts, ja sie sind Widerstände der Bewegung und müssen als solche aus dem Wege geräumt werden.

Zu warnen aber sind junge Männer von Kraft und Talent, sich nicht unbeachtet jener edlen Täuschung hinzugeben, als ob sich dennoch ein zeitgemäßer und volkstümlicher Wirkungskreis für sie auf unsern Universitäten erschwingen lasse. Glaubt mir, ihr hebt den Fluch nicht auf, den die Zeit über jene alten Gemäuer ausgesprochen hat, ihr setzt euch hingegen der Gefahr aus, mit demselben Fluche auf euern eigenen geistigen Schwingen belastet zu werden. Zittert vor der greisen alma mater, die als Ahnfrau unserer Universitäten ihr faltenreiches, mottenzerfressenes Gewand auf dem Boden der Aula umherschleift und ihre alten Liebhaber-Pedanten durch junge und frische zu rekrutieren sucht. Zittert vor ihrer dürren Umarmung, vor dem Kuß ihrer gespenstischen grauen Lippen; denn sie saugt euch das Blut langsam aus den Adern und schrumpft die Hochgefühle eurer Brust zu jenem Minimum zusammen, das etwa einem alten ausgedörrten Wilhelm Traugott Krug oder Christian Daniel Beck kaum verschlägt, um damit den letzten Atemzug für den Himmel zu bestreiten. Denkt daran, daß alle große Deutsche der neueren Zeit nur zu ihrem Unglück deutsche Universitätslehrer geworden sind, daß ein Fichte, Schelling, Niebuhr, Schleiermacher, geborene Tribunen des Volks, für das Volk und ihren eigenen höheren

Ruhm verloren gegangen ſind. Fichtes Reden an die deutſche Nation verhallten nicht bloß deswegen in den Wind, weil die Nation taub war, ſondern weil zwiſchen ihr und ihm eine Scheidewand aufgerichtet war, die ſelbſt Fichtes eherne Stimme nicht zu durchdringen vermochte.

Nun denn, junges Deutſchland, mit Gott! Wir leben ja noch einen Tag zuſammen, und wer weiß, ob unſer Hort und Führer uns ſo lange durch die Wüſte ziehen läßt, wie Moſes die Iſraeliten.

Iſt aber eine Silberlocke unter deiner Schar, ein Greis mit jugendlichem Herzen, ich küſſe ihm Auge und Stirn und wünſche auch mir einen warmen Frühling unter der Eisdecke künftiger Jahre.

(E. Wienbarg, „Äſthetiſche Feldzüge".)

Dem Zenſor.

Unſeliger Eunuche du,
Der unſres Geiſtes Hauch bewacht
Und ſich für ſeines Sultans Ruh'
Zum gottverfluchten Knechte macht!

Du haſt mein bloßes Wort verdammt,
Weil's nicht in eure Küche paßt: –
Hat minder drum dies Herz geflammt
Und minder dich und ihn gehaßt?

O glaub' den Geiſt nicht unterjocht,
Wenn du vom Leib ein Glied getrennt!
Du Sklave putzeſt nur den Docht,
Damit das Licht noch heller brennt.

Georg Herwegh.

(Dienstag, den 31. Januar 1843.)

In dem Augenblicke, da ich Dir dieſes ſchreibe, iſt der letzte entſcheidende Streich gefallen. Die „Rheiniſche Zeitung" iſt vernichtet, und ſo hat durch den Fall der drei mächtigſten Organe der öffentlichen Meinung, der „Deutſchen Jahrbücher", der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" und der „Rheiniſchen", die jugendliche Volkspreſſe den Todesſtreich empfangen! Glück zum neuen Jahre! Nun gibt's im ganzen deutſchen Vaterlande kein Blatt mehr, in welchem der Kampf des

Prinzips gegen das Prinzip gefochten, kein Blatt mehr, in welchem ein Freiheitsruf gehört werden kann. Nur durch die Presse allein kann das Volk aufgeklärt werden, die Presse aber ist vernichtet. O! in der Geburt erwürgen! Was hat all die Lernerei geholfen - wozu Kant, Fichte, Schelling, Hegel? wozu die Bildung? Die „Augsburger Allgemeine", dies stets in gutem und modischem Zustande gehaltene Bordell, hat aus Berlin den Beamten sagen lassen: nicht die Resultate der Philosophien sind es, die der junge Mann von den Universitäten in das praktische Leben herübernimmt (denn mit so unabweisbarer Gewißheit diese auch dargestellt werden, so unterliegen sie doch in zehn Jahren schon der Veränderung und dem Wechsel), sondern nur Übung im Denken und Scharfsinn! Das sind die preußischen Gedanken, das preußische Programm, so treu und so richtig, als ob Du das Zeug selbst eines guten Morgens in Berlin gehört hättest. Jawohl! alles nur Flausen - höchstens Übung der Denkkräfte, sonst muß alles fein beim alten bleiben! -

Die Reaktion ist im vollen Zuge, und ihre terroristische Periode wird auch nicht mehr ferne sein, das zeigen die dunkeln Gewitterwolken, die sich am Himmel zusammenziehen. - Einzelnes: Die Jahrbücher sind verloren, Ruge kann nichts, Wigand will nichts mehr tun. Er will ein Land verlassen, wo die Konstitution keine Wahrheit ist. Wer kann es ihm verdenken? Es ist nichts, gar nichts mehr zu machen und zu hoffen! Daß Prutz, dessen Existenz bei diesen Vorgängen auf dem Spiele steht, den Schlag tief fühlt, kannst Du Dir denken. Wohin soll er sich wenden? Du bist den Verhandlungen der Sächsischen Kammer gefolgt, die sich für Öffentlichkeit und Mündlichkeit mit Männerwort und Männersinn erklärt hat. Was ist daraus geworden? Flausen! Wenn Gott, der wirklich und wahrhaftig lebt, dessen Dasein der Pulsschlag des Lebens von uns allen ist, der die Welten atmen läßt oder zerschlägt, wenn er, in den alle Wesenheit ausmündet, nicht unseren Fürsten das Wort des Lebens, die heilige Freiheit ins Ohr ruft, dann ist die Erniedrigung unseres Vaterlandes gewiß! Oder sollen wir nicht weiterkommen, steht der deutsche Geist auf seinem Markstein heute, wie der der Griechen und Römer zurzeit auf dem ihrigen standen? Sollen wir bloß zerlumpt und verwittert werden - und soll das Gefäß, dessen zerschlagenen Seiten der Inhalt entrollt, andern

die gewonnenen Schätze zum Erbe überlassen? - Prutz ist noch immer hier, seine Frau erwartet ihre Niederkunft im April. Jetzt ist sie hier erkrankt. Die Folge ist, daß Prutz nun nicht weiß, was er machen soll - er muß nach Jena, weil ihn das Stadtgericht seiner Zensurhändel wegen schon zum zweiten Male aufgefordert hat, zu erscheinen. Den „Moritz von Sachsen", den er hier fertigmachen wollte, läßt er liegen; das sei keine Zeit, meint er, für Kinderpossen und Verseschweißen. Die Gemeinheit der Gesinnung ist so groß, daß ihn hier sogar unabhängige, reiche Privatleute zum Abendessen einzuladen unterlassen, weil sie sich fürchten!! O der Schande! Und was hat dieser edle, harmlose Mensch getan, oder, um im Sinne der Beamten zu reden, welche Demonstration hat er erfahren? Du hast keinen Begriff von der schwülen Atmosphäre, die wir hier einatmen. Mir ist, obschon ich gar nichts tue, nichts sage, nichts hinwerfe, obgleich ich mich über die Maßen zusammennehme, so zumute, als würde ich eheften Tages in der „Staatszeitung" verboten werden. - Und dennoch kann man nicht verzweifeln; dies lerne ich aus Försters Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, im I. Bande der „Pandora". Wenn man diese wunderbaren Geschichten aus Wien, Berlin und Dresden liest, so lernt man die Fürsten und das Volk kennen: Das Volk kann alles, was es will. Aber - der Impuls wird wieder von Westen kommen, wenn dort zwei alte Augen sich schließen. Mögen wir uns dann wenigstens etwas aus dem Schmutze herausgearbeitet haben, um nicht von dem Strome mitfortgerissen zu werden. Das wird keine Juli- sondern eine Pöbelrevolution geben, weil der Pöbel gegen den Mittelstand dieselben großen historischen Evolutionen vornehmen wird, die dieser weiland gegen den Adel durchsetzte.

Durch Schul- und Universitäts- und Literaturnarrheiten fortwährend getäuscht, hingehalten durch die deutsche exklusive chinesische Wirtschaft mit ihrer Schlafmütze der organischen Entwicklung, wonach alles sich von selbst macht, ohne unser Machen, hatte man den Mut fast verloren, an einen völlig freien Staat zu glauben; den werden die Franzosen bilden, diese ewigen Vorläufer europäischer Geschichte - und es ist ganz angemessen, daß es gerade der romanische, tiefer von der Kultur durchfurchte Volksgeist ist, der ihn bilden wird! Es ist nicht wahr, was man uns gelehrt hat, daß wir den romanischen Volksgeist

überwunden. Stumpfe Barbaren sind wir gegen sie, das ist alles! – Heute habe ich im „Courrier français" Lamartines Rede gelesen. Welche Dummheit und barbarische Selbstfertigkeit, welches Huronenpathos am Ontariosee, das Phrasen zu nennen. Hier sind wir wieder betrogen! Die Phrasen sind gerade die Hauptsache, und was nicht Phrase ist, ist keinen Pfennig wert. Der politisch gebildete Franzose (das ist er – und alle Bildung ist nur politisch), sowie das Wort an sein Ohr schlägt und ihn erleuchtet, sieht mit der Schnelligkeit des Gedankens zugleich alle die Realitäten miterhellt, deren ideelle Abbreviatur in der Phrase fixiert ist, und braucht nicht wie Michel sich den ganzen Dreck hererzählen und nennen und angeben zu lassen. Unsere ganze sogenannte solide Betrachtungsweise ist, hiergegen gehalten, nichts als pure gute Unmündigkeit.

(Ludwig Geiger, „Aus Adolph Stahrs Nachlaß".)

Freie Presse.

Festen Tons zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wißt ihr, soll es losgehn, und zum Schießen braucht man Blei!
Wohl, wir haben unsre Schriften: – Morgen in die Reihn getreten!
Heute Munition gegossen aus metallnen Alphabeten!

Hier die Formen, hier die Tiegel! Auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, daß uns niemand stören kann.
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr setzt und preßt!
Helft mir, auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!"

Spricht's und wirft die ersten Lettern in den Tiegel frischer Hand.
Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln Perl und Diamant;
Brodeln Kolonel und Korpus, hier Antiqua, dort Fraktur,
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Zensur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glühnde Masse dann,
So die ganze Herbstnacht schaffen schweigend diese zwanzig Mann;
Atmen rüstig in die Kohlen; schüren, schmelzen unverdrossen,
Bis in runde blanke Kugeln Schrift und Zeil' sie umgegossen.

Wohl verpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrat an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!

Eine dreiſte Morgenzeitung! Wahrlich, gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entſchwirren dieſer alten Offizin!

Und der Meiſter ſieht es düſter, legt die Rechte auf ſein Herz:
„Daß es alſo mußte kommen, mir und vielen macht es Schmerz!
Doch – welch Mittel noch iſt übrig, und wie kann es anders ſein? –
Nur als Kugel mag die Töpe dieſer Tage ſich befrein.

Wohl ſoll der Gedanke ſiegen – nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn ſchnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladſtock laßt euch rammen!
Auch in ſolchem Winkelhaken ſteht als Kämpfer treu beiſammen.

Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und ſchwingt euch, troß'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, ſchlagt die Söldner, ſchlagt den allerhöchſten Toren,
Der ſich dieſe freie Preſſe ſelber auf den Hals beſchworen.

Für die rechte freie Preſſe kehrt ihr heim aus dieſem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus!
Gießen euch aus ſtumpfen Kugeln wieder um in ſcharfe Lettern.
Horch! ein Pochen an der Haustür! Und Trompeten hör' ich ſchmettern!

Jetzt ein Schuß! – Und wieder einer! – Die Signale ſind's, Geſellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gaſſen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln, hier die Büchſen! Raſch hinab! – Da ſind wir ſchon!"
Und die erſte Salve praſſelt! – Das iſt Revolution!

Ferdinand Freiligrath.

Am 19. April morgens um 6 Uhr, da ich, ſpät zu Bette gegangen, noch im Schlafe lag, von drei Polizeibeamten überfallen worden, die mich aufſtehen und alle meine Schriften zur Einſicht vorlegen hießen. Anfangs glaubte ich, den Verdacht eines wichtigen Staatsverbrechens auf mich geladen zu haben; endlich zeigte es ſich, daß die

ganze Untersuchung sich auf die sogenannte Ludlamshöhle bezog, eine Versammlung froher Menschen, in der ich erst seit acht Wochen her einige Abende zugebracht hatte. Zum Scherze gewählte Abzeichen und Gesellschaftsnamen, einige Verhaltungsregeln, die man niedergeschrieben und mit Geldstrafen belegt, hatten die Aufmerksamkeit eines .... auf sich gezogen, und die Gesellschaft ward als eine verbotene geheime aufgehoben. 32 Kommissäre, um Mitternacht aufgeboten, erbrachen den Versammlungsort im zweiten Stocke eines Wirtshauses und verteilten sich sodann in die Wohnungen der vornehmsten Mitglieder, d. h. derjenigen, die als Schriftsteller bekannt waren. Untersuchung, Verhör, Hausarrest bis abends. Gerade weil sie nichts Verdächtiges gefunden, werden sie genötigt sein, um ihre Dummheit zu bemänteln, etwas herauszusuchen. Wie ich höre, will man die Untersuchung als gegen eine schwere Polizeiübertretung anhängig machen. Wer mir die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurf macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist ermattet. Wie, um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel mehr übrigbleibt, als sich unempfindlich zu machen, wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Zensur anstößt, und die Arbeit aufhört, ein Vergnügen zu sein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei meinem letzten Stücke „Ottokar" der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Zensur herumgebalgt hatte, endlich vor und nach der Aufführung wohlbekannte Personen notorisch die böhmischen Studenten zur Unzufriedenheit, als über einen der böhmischen Nation zugefügten Schimpf, aufreizten. ...

... Gestern vormittags ließ mich der Polizeiminister zu sich entbieten. Um zwei Uhr ging ich hin. Ich hatte früher schon vernommen, daß der Kaiser sich höchst günstig über den „Treuen Diener seines Herrn" ausgesprochen; ich machte mich daher auf eine Belobung gefaßt. Doch war ich schon zu oft in der Höhle gewesen, zu der viele Fußtapfen hinführen, wenige aber zurück, als daß sich nicht unheimliche Besorgnis in meine Stimmung gemischt hätte. Ich trat ein. - Seine Majestät, hieß es, hätten mein Stück mit großem Wohlgefallen gesehen und befohlen, mir deren volle Zufriedenheit anzukündigen. Nur hegten Sie in bezug

auf dasselbe noch einen Wunsch. - Welchen? - Das Stück ausschließlich zu besitzen. - Ich war wie vom Donner gerührt. - Ich möchte angeben, welche Vorteile ich mir von der Aufführung außer Wien, von dem Honorar für den Druck erwartete, Seine Majestät seien bereit, mir jeden Schaden zu vergüten. Sodann aber würde die Handschrift in Dero Privatbibliothek aufgestellt werden, keine Kopien genommen, nirgends außer Wien aufgeführt, niemanden mitgeteilt, der Druck bis auf weiteres untersagt. In Wien selbst werde es in längern und längern Zwischenräumen wiedergegeben werden, dann aber allmählich verschwinden. Nicht Zensurrücksichten verlangten dies, denn da brauchte man ja nur geradezu zu verbieten, sondern - es sei der Wunsch Seiner Majestät, alleiniger Besitzer dieses ihm wohlgefallenden Stückes zu sein. - Meine erste Einwendung brachte die Antwort, daß es sich hier nicht um das Ob handle, sondern nur um das Wie. Ich möchte meine Bedingungen nicht ängstlich ansetzen. Seine Majestät seien zu Opfern bereit. Sie hätten sich mit väterlicher Güte über mich und mein Stück geäußert, das Ihnen sehr gefallen; aber Ihr Wunsch bleibe derselbe. Man gab mir einen Tag Bedenkzeit, und ich ging. Das ist die mildeste Tyrannei, von der ich noch gehört.

Was sollte ich tun? Die Erfüllung verweigern? In ihren Händen waren alle Mittel, sie zu erzwingen. Ich schrieb daher einen ostensiblen Brief an den Polizeiminister, indem ich alles anführte, was Menschlichkeit und Billigkeit gegen einen solchen Wunsch einwenden können. Ich setzte, nachdem ich beteuert hatte, die freie Schaltung über mein Werk jedem erdenklichen Gewinne tausendmal vorzuziehen - die Entschädigung so hoch an, daß die bekannte Sparsamkeit des Kaisers davor zurückschrecken konnte. - Sie wollten mich doch nicht plündern, hoffte ich! - Ich erklärte, daß, wenn der Kaiser auf seinem Verlangen bestünde, nur der Gedanke, daß nach dem Vorübergehen gebietender, mir verborgener Umstände die Bekanntmachung meines Werkes ohne weitere Umstände werde erfolgen können, mich zu einer notgedrungenen Einwilligung bewegen könnte. Und so gab ich das Blatt heute dem Minister in die Hände. Er schien zufrieden, und fand die angesetzte Entschädigungssumme mäßig. Begreife das, wer kann! Ich muß nun abwarten, was erfolgt. Endet die Sache aber auch wie immer, die unsichtbaren Ketten klirren an Hand und Fuß. Ich muß meinem Vaterlande

Lebewohl sagen, oder die Hoffnung auf immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen. Gott! Gott! wird es denn jedem so schwer gemacht, das zu sein, was er könnte und sollte!

(„Grillparzers Briefe und Tagebücher.")

Der Dichter Grillparzer aus Wien macht mir die traurigste Schilderung des dortigen Geistesverkehrs, alles ist erstarrt oder erlahmt; er findet keinerlei Anregung dort, im Gegenteil, alle mögliche Unterdrückung: „Man will gar nicht, daß bei uns jemand Literatur treibt, und etwanige Sukzesse gereichen zum Vorwurf." Seine dortigen Aussichten sind ganz verdorben; er meint, zeitlebens würde er diese schlechten Verhältnisse, in denen er einmal zur Regierung stehe, nicht ausgleichen. Er ist ein biederer, schlichter Mensch, der auf Wahrheit und Echtheit geht. Dabei liebt er seine Vaterstadt Wien ungemein und möchte sie mit Berlin, das ihn wegen Geistesbildung und Literatur ganz entzückt, doch nicht vertauschen. Auch beurteilt er das österreichische System noch billig genug und sagt selbst vom Fürsten von Metternich, derselbe sei persönlich nicht so schlimm, sondern nur durch seine Stellung, diese zwinge ihn zu manchem; z. B. daß er Grillparzern wegen dessen Gedicht auf das Campo Vaccino befeindet und verfolgt, während er doch selbst in Italien mit hohem Wohlgefallen über Tisch, wo auch Grillparzer mitaß, mehr als 100 Verse von Byron, und zwar die stärksten, als Childe Harold, auf Italien bezüglichen, auswendig hergesagt, ein Zug, der übrigens Grillparzern noch jetzt angenehm in der Erinnerung ist. Gestern am 18. war Grillparzer abends bei uns.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußischen Geschichte".)

Vor allen Dingen muß ich aber berichten, daß wir hier Zensur haben, und zwar preußische Zensur. Merke jeder, preußische Zensur. Darin liegt das Geheimnis. Was hier gedruckt wird, kann daher nur nach unserem Patriotismus, unserer Weltanschauung, unseren Morgengedanken riechen. Sonst wird es unbarmherzig gestrichen. Die ganze Geschichte hat nur einen Knäuel, einen Kulminationspunkt, einen Zweck; und der ist für unsere Zensoren - Preußen. Was noch da draußen vorgeht, wird ignoriert, ist ja nur ein Mittel zum Zweck. Wo-

zu existiert z. B. Frankreich anders, als um uns in ihm eine Revolutionsvogelscheuche vorzustellen und unsern Patriotismus durch sie anzublasen? Wozu Süddeutschland anders, als damit seine Bücher und Zeitschriften verboten werden können? Wozu Sachsen, als damit es in unsern Zollverband eingeschlossen, wozu China, als damit ein Preuße dorthin in das Missionsinstitut geschickt werde? Ja, der liebe Gott ist unsertwegen da, und Fouqué hat es schon bewiesen, daß er eigentlich ein Preuße ist. Von der preußischen Philosophie haben Sie doch gewiß gehört? Nun, wir haben auch eine eigene Taschenspielkunst; denn Herr Döbler ist Hofkünstler geworden. Man darf also in unsern Zeitungen keine objektiven Darstellungen der Weltbegebenheiten erwarten, in denen die Entwickelung des Weltgeistes vor sich geht; sondern man bekommt eine subjektive, philisteriöse und engbrüstige Zusammensteliung von factis, die in ihrer löblichen oder verwerflichen Tendenz den preußischen Leser anfeuern oder zurückschrecken sollen. Wie würde man sich wohl dieses Philistertum personifizieren, wie würde man es wohl auszudrücken suchen, daß es stets auf sich blickt, sich über alles und alle stellt und recht spießbürgerlich die ganze Geschichte für Rekrutenmanöver hält? Der Adler paßt hier schlecht; er müßte etwa Schlafrock und Pantoffeln anhaben und gerade an der Kolik leiden. Male sich jeder dieses Bild recht lebhaft aus und setze es als Emblem über alle unsere Zeitungen, die meiner Meinung nach uns bei der Nachwelt in ein sehr seltsames Licht bringen werden. Man nehme den „Österreichischen Beobachter" zur Hand. Das Blatt hat doch eine Tendenz, es weiß doch, was es will, und verficht seine Weltanschauung, so gut es kann. Ob diese gut oder verwerflich - das kümmert uns hier weiter nicht. Genug seine Redaktion hat einen festen Standpunkt, von dem aus sie die Dinge betrachtet. Man lese sich vier Wochen in die obengenannte Zeitung ein, und man wird wissen, woran man ist, was man zu erwarten hat. Man wird entweder in seiner Überzeugung bestärkt oder wankend gemacht. Und beides ist gleich gut, beides führt zur Klarheit. Das elendeste Blatt in Deutschland, Frankreich und England hat doch eine Farbe, eine Tendenz, die die Aufmerksamkeit zwischen den Zeilen sehr bequem zu lesen imstande ist. Unsere Zeitungen haben samt und sonders keine Farbe als schwarz und weiß, welches zugleich unsere Nationalfarbe ist. Es sieht alles in ihnen entweder so aus, als ob wir

gar nicht in medias res versetzt wären, als ob wir droben im Monde säßen und mit einem Fernrohre die Weltbegebenheiten anschauten, die uns noch weniger als ein Puppenspiel die Engel des Himmels interessieren; oder es ist alles so gestellt, als ob Preußen, der Staat, auf dergleichen Torheiten und Albernheiten wie die Revolutionen in Frankreich und Polen mit Indignation und einem gewissen vornehmen Lächeln blicken könne, das deutlich sagt: Geschieht euch schon recht, daß es euch so geht. Warum habt ihr eine Konstitution gegeben.... ... Als nach den Freiheitskriegen im Vaterlande der Drang sichtbar wurde, die alten Verhältnisse über den Haufen zu werfen und die neue Zeit in sich aufzunehmen, da meinten viele unserer einsichtsvollsten Männer: jetzt wäre für Preußen die Epoche gekommen, in der es seinen weltgeschichtlichen Zweck erreichen müßte, wenn es als progressiver Staat dem konservativen Österreich entgegentreten, die Ideen der Freiheit emanzipieren, sich Frankreich anschließen und die fortstrebenden kleinen deutschen Länder sich verbinden würde. Opposition gegen Österreich, gegen seine Richtung, gegen seinen Einfluß auf den deutschen Staatenbund habe durch den Siebenjährigen Krieg erst Preußen auf den politischen Schauplatz gebracht und ihm eine welthistorische Wichtigkeit gegeben. Vermöge seiner natürlichen Lage, seiner Grenzen und des freien Sinns seiner Bewohner, sei es auch jetzt auf diese Stellung angewiesen, könne nur in ihr und durch sie Bedeutung eines Staates vom ersten Range festhalten und fortführen und finde nur in diesem Kampfe seinen Zweck und seinen Nutzen. Ein Anschließen an Rußland, damit etwa die germanischen Elemente sich in das slawische Leben verpflanzen, führe uns zuweit von unserm Zwecke ab; ja der Trieb nach Selbsterhaltung und die schauerliche Ahnung, daß, nachdem das germanische Völkerleben abgestorben, eben jene Slawen die welthistorische Nation werden würden - eben diese Ahnung müsse uns jenen Horden so schroff als möglich entgegenstellen und sie als unsere furchtbarsten Feinde betrachten lassen. Anschließen an Frankreich, Emanzipation des konstitutionellen Systems und mit ihm zugleich Opposition gegen Österreich - hierin liege unsere Aufgabe und Bestimmung.

Die meisten meiner Leser werden mir zugestehen, daß, wenn Preußen nur im geringsten die Erwartungen befriedigte, welche damals die

Besseren in Deutschland von ihm gehegt, es jetzt in einer engverbündeten Koalition mit den konstitutionellen Staaten des Vaterlandes stehen und in ihnen eine Macht aufzuweisen haben würde, die ihm mehr als die russischen Bajonette Ruhm und Anerkennung gebracht hätte. Ja, es gab einst eine Zeit, wo die edelsten deutschen Herzen von Preußen aus den Aufschwung und die Richtung für das neuerwachte deutsche konstitutionelle Leben erwarteten, und wo der Gedanke an einen deutschen Staatenbund oder Staatsverband unter Preußens Protektorat gar nicht so fern lag. Aber es war anders beschlossen - zum Heile der Freiheit und der Völker. Man kennt die Karlsbader Beschlüsse und den Anteil, den Preußen daran genommen; man weiß, wie dieser Staat infolge der demagogischen Umtriebe die deutschen Verhältnisse auffaßte, und man ist seitdem dahin gekommen, Preußen mit Österreich in eine Kategorie zu stellen und von ihnen den Kreuzzug wider das konstitutionelle Deutschland zu erwarten. Jetzt hat sich der deutsche Freiheitsschwan durch sich selbst aus den trüben Wellen hervorgerungen und sieht einer festen, gediegenen Zukunft entgegen; ohne allen Stützpunkt an Preußen, ja in ihm einen Gegner findend, ist seine Kraft im Bewußtsein der Heiligkeit seiner Sache erstarkt und teilt sich allen Bruderstämmen begeisternd und erweckend mit, so daß zwischen Preußen und Österreich, denen bisher de facto die Leitung der Angelegenheiten in die Hände gegeben, sich unmerklich eine dritte um so gefährlichere Nebenbuhlerin gestellt hat, je mehr der Zeitgeist, das Bedürfnis und der Wunsch der Völker auf ihrer Seite steht. Denn, wenn es den Regierungen des konstitutionellen Deutschlands mit ihren gegebenen Garantien wirklich ernst ist, so wird eine Koalition unter seinen Staaten gegen die absoluten eine baldige, notwendige Erscheinung werden und dem zukünftigen deutschen Leben die Richtung geben. Ob dann Preußen und Österreich die Freiheit in Süddeutschland auszurotten imstande sein, oder ob sie mit dem Strome fortgezogen und einem neuen, schönen Tage entgegengehen werden - das liegt vielleicht näher, als man glaubt.

Unsere hiesigen Dunkelmänner und ihre Gönner, die Aristokraten, haben sich von jeher bemüht, das, was seit der Julirevolution in Deutschland vorging, als ein niederländisches Viehstück in französischer Affenmanier darzustellen und dem plumpen Hans Michel eine Hauptrolle

zu geben. Ganz nach dieser Tendenz handelt die „Staatszeitung". Wenn irgendeine Prügelei in Rheinbayern, irgendeine Unart von übersprudelnden Köpfen begangen worden ist, gleich tischt sie unsre Zeitung auf und weiß die Worte so zu stellen, daß Prügel und Unarten auf Kosten des konstitutionellen Systems kommen. Als die Herren Coremanns und Fleischer sich privatim in Nürnberg Nachtspottmusiken brachten, wie emsig war da das preußisch-offizielle Blatt hinterdrein und erzählte uns drei Tage hintereinander von der albernen Geschichte, die doch am Ende nicht mehr bedeuten will als weiland unsere Schneiderrevolution. Die Skandale bei Hambach fanden ihren reichlichen Platz, aber das schöne Fest bei Wilhelmsbad wurde kaum erwähnt[1]). Warum? - weil es groß und lobenswert dastand, weil echte deutsche Biederworte auf ihm ertönten, und weil man bei uns diese nicht hören will. Von dem mächtigen, zum Bewußtsein gekommenen Geiste der Freiheit in Süddeutschland weiß unsere Zeitung kein Wort; sie hält sich an das Zufälligste, läßt die „Oberpostamts-" oder „Karlsruher Zeitung" sprechen, ignoriert Herrn von Rotteck und den „Freisinnigen", reißt einzelne Begebenheiten aus dem Zusammenhang und macht sich dadurch lächerlich, daß sie eine heilige Sache lächerlich machen will. Was liegt einem deutschen Zeitungsleser wohl näher, als daß er erfahren will, wie seine deutschen Mitbürger in München, Hannover usw. das deutsche Wort auf der Tribüne handhaben? Aber wie gab unsere Zeitung die bayerischen oder Badener Kammerhandlungen? - Ein paar servile Brocken von königlichen Kommissären und dazu, wenn es hoch kommt, ein paar Oppositionsnamen - und das ist alles. Wahrhaftig - wenn jemand, ohne die übrigen deutschen und die „Augsburger Allgemeine Zeitung" zu lesen, bloß aus unserem Blatte sich über die deutschen Angelegenheiten unterrichten wollte, er würde jene braven Vorkämpfer für unser künftiges Heil samt und sonders für Schulbuben halten, die der Zuchtrute entlaufen sind.

(J. Jacoby, „Bilder und Zustände aus Berlin".)

---

[1]) Ging doch das Gerücht, daß durch einen Befehl vom Zensurkollegium es allen hiesigen öffentlichen Blättern untersagt worden sei, je wieder etwas von deutschen Volksversammlungen zu berichten.

Zensur.

Um diese Zeit, da die Politik alle Gemüter in Anspruch nahm, wurde ich Augenzeuge eines kleinen Ereignisses, das meinem Gedächtnisse für immer eingeprägt bleiben sollte. Es war im ersten Frühjahr, um die Mittagszeit, die Mutter stand in der Küche, ich neben ihr. In der Bratröhre schmorte ein mächtiger Kalbsbraten und wurde unter der Mutter Anleitung von der Köchin fleißig mit Fleischbrühe begossen. Da stürmt jemand die Treppe hinauf; es ist der Vater, der kurz zuvor ausgegangen war. Einige Minuten darauf schießt er, sehr aufgeregt, den Arm mit Makulatur beladen, in die Küche und stößt in größter Hast das bedruckte Papier in den Küchenherd, daß die Flammen hoch auflodern. Gleichzeitig erscheint von der Hofseite her ein sogenannter „Grenzjäger" mit Militärkappe und Gewehr und springt auf den Ofen los, um die hineingeworfenen Papierstöße hervorzuziehen.

Das will ihm der Vater wehren, und es gibt einen wilden Auftritt. Den Grenzjäger verleitet seine Aufregung zur größten Unvorsichtigkeit, er greift mitten hinein in die Flammen, zieht aber beide Hände schrecklich verbrannt zurück. Der wilde Angreifer windet sich jetzt vor Schmerz und jammert ganz erbärmlich. Den Vater hat auch der Zorn verlassen, er leert eine Flasche Olivenöl auf einem Teller und beginnt, dem Manne die verbrannten Hände zu salben, die Mutter ist hinausgelaufen und bringt aus dem Nähzimmer Watte herbei. Das alles sieht der erschrockene Knabe durch den Qualm, den die brennenden, auf den Steinfliesen rauchenden Papierstöße erzeugen. Endlich läuft der Grenzjäger mit den verbrannten, eingewickelten Händen jammernd davon.

Was bedeutete dies alles? Mein Vater war ein Abonnent des – natürlich verbotenen – „Nürnberger Korrespondenten". Allwöchentlich brachte Kuhmann die Nummern; von diesem holte sie mein Vater, um sie auf einsamem Spazierwege zu lesen. Aber längst war er schon dieser Gesetzesübertretung verdächtig.

(Meißner, „Geschichte meines Lebens".)

Erste Sturmzeichen.

Griechenversammlungen, Julirevolution, Schneiderrevolution.

Von außerdeutschen politischen Ereignissen, die ihren Einfluß auch in Deutschland geltend machten, ist der Befreiungskampf der Griechen und die Pariser Julirevolution von 1830 zu nennen. Die Flutwellen der Julirevolution hatten sich für Deutschland soweit verebbt, daß es nur in Braunschweig zu einem Aufstand und zur Vertreibung des Herzogs Karl kam, während in Berlin die sogenannte Schneiderrevolution unblutig verlief und nur Stoff zur Satire gab.

Die Griechenversammlungen greifen immer kräftiger durch ganz Deutschland, überall bilden sich Vereine, überall sprechen sich Gesinnungen aus, und die öffentliche Meinung, nachdem ihr ein Ausbruch gegönnt worden, wächst unaufhaltsam und breitet sich gewaltig aus; diese Flut ist nicht mehr zu beschränken! Vergebens strebt die österreichische Politik noch entgegen, ihre Anhänger können nur noch seufzen; denn was will es sagen, daß Herr von Kamptz, der sich bitter ärgert über den erlaubten Eifer, etwa von dem Kultusministerium ein Zirkular an die sämtlichen Professoren der hiesigen Universität ausgehen läßt, worin diesen nochmals eingeschärft wird, daß die Griechensammlungen nur allein für die Notleidenden, aber nicht für die Kämpfenden zu verstehen seien? Das war ja schon zur Genüge gesagt. Für die Entwickelung des öffentlichen Geistes in Europa macht diese neue Art von tätiger Teilnahme und Äußerung einen wichtigen Abschnitt und wird nicht ohne große Folgen bleiben. – Tiedge hat bei Brockhaus in Leipzig ein heftiges Griechengedicht drucken lassen, das die stärksten Ausfälle gegen die Politik der Mächte enthält. Der Abdruck wurde hier nicht erlaubt, wohl aber ist es bis jetzt der Verkauf. Bei völliger Preßfreiheit könnte hierin nicht mehr geschehen sein als gegenwärtig unter der noch fortdauernden Herrschaft der, wie man sieht, oft ganz ohnmächtigen Karlsbader Beschlüsse. Auch in den hier gedruckten

Griechenliedern der Frau Generalin von Helwig ſtehen unglaublich kühne Stellen gegen die Regierungen. Die Sache bricht ſo von allen Seiten herein, daß ſie den Behörden ganz über den Kopf wächſt. – Herr von Maltitz, im Bureau des Großfürſten Konſtantin angeſtellt, ſchreibt aus Warſchau die dreiſteſten Äußerungen über die dort herrſchende Tyrannei, Langeweile uſw. Da er ſonſt ſehr vorſichtig iſt, ſo muß es wohl dort allgemeine Sitte ſein, ſich ohne Bedenken ſo zu äußern.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Aufſtand in Braunſchweig.

(6.–7. September 1830.)

Der Herzog Karl von Braunſchweig,
Der iſt auch fortgejagt;
Er hat ja Land und Leute
Lang hart genug geplagt.

Als von Paris er kame
Mit einer Schauſpielrin,
Die ſein' Geliebte ware,
Und fuhr zum Schloſſe hin:

Da ſtand viel Volk, das ſchriee:
Fort mit dem Herzog, fort!
Wir brauchen keinen Tyrannen
Mit ſeiner Hure dort!

Die Steine wütig flogen,
Es gab ein' großen Alarm;
Der Herzog floh zum Schloſſe,
Es ward ihm ſchwül und warm.

Am andern Tag, da hielte
Das Militär ums Schloß
Und ſollt' aufs Volk frei ſchießen –
Das aber ging nicht los.

Herzberg, der Generale,
Der sprach: „Das darf nicht sein!
Es könnte leicht auch kosten,
Herzog, das Leben dein."

Am Abend wollte stürmen
Das Volk das Schloß aufs neu,
Da wischte fort der Herzog
Und floh nach Hildesheim.

Das Schloß ging auf in Flammen,
Man dacht', er wär' noch dort
Und drinne mit der Liebsten –
Die aber warn schon fort.

Er hatte seine Schätze,
Sein Gold und Edelstein,
Wert viele Millionen,
Gleich auch gesackt mit ein.

Es ist sein Bruder Wilhelm
An seine Stell' gesetzt;
Ob der es besser machet,
Das wird sich zeigen jetzt. (Anonym.)

Kleidermachermut.

Und als die Schneider revoltiert,
Courage, Courage!
So haben gar grausam sie massakriert
Und stolz am Ende parlamentiert:
Herr König, das sollst du uns schwören!

Und drei Bedingungen wollen wir stelln:
Courage, Courage!
Schaff' ab, zum ersten, die Schneidermamselln,
Die das Brot verkürzen uns Schneidergesellen;
Herr König, das sollst du uns schwören!

Die brennende Pfeife, zum andern, ſei,
Courage, Courage!
Zum höchſten Ärger der Polizei,
Auf offner Straße uns Schneidern frei!
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören!

Das dritte, Herr König, noch wiſſen wir's nicht, –
Courage, Courage!
Doch bleibt es das Beſt' an der ganzen Geſchicht',
Wir beſtehn auch darauf bis ans Jüngſte Gericht;
Das dritte, das ſollſt du uns ſchwören!

Adelbert von Chamiſſo (1831).

Nie hat ein Faktum ſo gewaltig und erſchütternd auf mich gewirkt als dieſes," ſchreibt er am 15. Auguſt 1830, „es berührte mich wie ein Wunder, und ich habe in dieſen Wochen vor Aufregung noch zu keiner Arbeit kommen können. Daß ſich nach all dem Sturm und Blut von 40 Jahren die Revolution wiederholt, nur noch impoſanter als das erſtemal, iſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte und zeigt die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Die Franzoſen haben recht, wenn ſie die Kataſtrophe eine einzige nennen, denn ſie iſt nicht, wie gewöhnlich, aus einer eigentlich phyſiſchen Not, ſie iſt vielmehr aus einem geiſtigen Bedürfnis, und aus dem Drange, ſich in ſeinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen. In dieſer Begeiſterung für etwas Überſinnliches hat das Ereignis für mich Ähnlichkeit mit der religiöſen Bewegung des Mittelalters, und vielleicht iſt auch das Agens unſrer Zeit das Politiſche, wie der Glaube damals.

Man kann dem Takte, der Sicherheit, dem Scharfblicke, womit bisher die Kammer und die übrigen Machthaber ſich benommen haben, Achtung und Ehrfurcht nicht verſagen. – Daß ſie ſich ſelbſt die Vollmacht ſchrieben in dem Augenblicke, wo alle früheren Vollmachten erloſchen waren, und auch keine Gewalt exiſtierte, welche man hätte aufſtellen können (denn 30 Millionen Menſchen konnte man doch nicht berufen, und dieſe und nur dieſe allein wären die einzige legale Behörde im ſtrengen Sinne des Wortes geweſen), wird ihnen in der Geſchichte zum Ruhm gereichen. Sie hatten das Recht, ſich als die Elite

des Geiſtes von Frankreich zu betrachten, und dieſe iſt nach dem göttlichen Rechte der Natur in ſolchen Kriſen allein befugt, zu ſehn, ne quid detrimenti res publica capiat. – Auch daß ſie die Bourbons bis zu den Unmündigen hinab geächtet haben, finde ich notwendig begründet; es gibt Geſchlechter, die von allen Göttern verlaſſen ſind, und die man exſtirpieren muß. – Dazu gehörten die Stuarts und gehören die Bourbons. – Auch wäre mit dem Kinde die Konſequenz des alten Prinzips ganz von ſelbſt wieder eingetreten, und dieſes zu vertilgen, war ja eben der Sinn der ganzen Bewegung."

(Guſtav zu Putlitz, „Karl Immermann, ſein Leben und ſeine Werke".)

In der letzten Woche war ein ernſtlicher Streit im Vogtlande (im Invalidenhauſe), wobei Soldaten von Handwerksburſchen geſchlagen und ſelbſt die Torwache gefährdet wurde, es waren gegen 1500 Menſchen im Getümmel; der Streit hieß Landwehr und reguläre Truppen. – Üble Nachrichten über Geiſt und Stimmung am Rhein, man verhandelt allgemein Gegenſtände von Gewalt, Mord uſw. . . .

. . . Der König hat durch Kabinettsbefehl die ſtrengſte und ſchleunigſte Unterſuchung der neulichen Vorfälle im Invalidenhauſe anbefohlen; das Kammergericht hat aber die Sache nicht für höhere Staatsgefährde erkennen wollen, ſondern als Privatſchlägerei an das Stadtgericht gewieſen; dies erregt neue Unzufriedenheit bei den jetzigen Oberleitern des Miniſteriums. Die Wache iſt damals allerdings überwältigt worden, und gegen 6000 Menſchen waren verſammelt. Es wurde auch geſchrien: Es lebe die Freiheit und Napoleon! . . . .

Den 22. April 1820.

. . . Die Schlägerei vor Oſtern war am Invalidenhauſe und Oranienburger Tore, die Torwache konnte wenig Widerſtand leiſten, eine ganze Kompagnie des 2. Garderegiments mußte anrücken. Die Handwerksburſchen hatten Pfähle aus einem Zaun geriſſen und ſchlugen damit; ein Ulane iſt an ſeinen Wunden geſtorben, viele Verwundete von beiden Teilen liegen noch in der Charité, auch dadurch verzögert ſich die Unterſuchung. Man macht aus dem ganzen Vorfalle dem König ein Schreckbild, und gewiß mit großem Unrecht.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte".)

Während des ganzen August des Jahres 1830 herrschte in der Residenz eine eigentümlich gereizte Stimmung unter der Bürgerschaft. Die Regierung erkannte dies wohl, sie bereitete sich auf ernste Unruhen vor. Von welcher Seite diese aber ausgehen würden, zu welchen Zielen sie führen sollten, davon hatte weder die Regierung noch die Bürgerschaft die geringste Ahnung.

Die Veranlassung zum Ausbruche war so sonderbar, daß wir fast geneigt sein möchten, zu glauben, Größeres sei im geheimen vorbereitet, aber rechtzeitig unterdrückt worden, wenn nicht übereinstimmende Berichte aller Zeitgenossen dies ableugneten. Es liegt trotzdem ein gewisses Dunkel auf jenen Tagen, welches auch heut noch nicht vollständig aufgehellt ist und vielleicht niemals aufgehellt werden wird, weil sie zu unbedeutend sind, um zu einer eingehenden historischen Forschung herauszufordern. Als geschichtliches Material können vorläufig nur die Akten der Behörden und die offiziösen Berichte der Zeitungen dienen, denn andere als solche durften die Berliner Blätter nicht bringen.

Vergeblich sucht man in der „Vossischen" und „Spenerschen" Zeitung nach eingehenden wahrheitsgetreuen Schilderungen der eigentümlichen Vorgänge. Während am 16. September die ersten unruhigen Auftritte stattfanden, schwiegen doch beide Zeitungen so lange, bis die „Staatszeitung" sich äußerte, und auch dann wagten sie nur den Artikel des amtlichen Blattes abzudrucken. Sie konnten nicht anders, denn jede selbständige Meinungsäußerung hätte der dienstbeflissene Zensor unweigerlich gestrichen.

Am Freitag den 24. September endlich, nachdem schon am 18. die Unruhen vollständig aufgehört hatten, brachte die „Spenersche Zeitung" einen längeren Artikel über die Revolution, der den Stempel seines offiziösen Ursprungs offen an der Stirn trägt. Er lautet folgendermaßen:

„Es ist das gewöhnliche Los der Begebenheiten, bald vergrößert, bald verkleinert oder sonst auf irgendeine Weise entstellt, vorgetragen zu werden. Nicht unwillkommen mag daher folgende Mitteilung über die neuesten Vorgänge in Berlin sein, welche ein unbefangener Augenzeuge teils aus eigener Wahrnehmung, teils aus sorgsam geprüften Äußerungen anderer zuverlässiger und wohlunterrichteter Personen schöpfte. Am 15. September hatte man einen Schneidergesellen verhaftet, der, unter seinen Zunftgenossen Neuerungen predigend, von

diesen selbst der Behörde war angegeben worden. Dies mochte wohl einen Polizeibeamten dazu geführt haben, am folgenden Tage ohne gehörige Prüfung einige andere Gesellen als arbeitslose Herumtreiber zu verhaften, die es nicht waren. So beklagenswert das Verfahren dieses Beamten auch sein mag, so konnte es selbstredend den übrigen Gesellen niemals weder ein Recht noch eine Veranlassung geben, die Loslassung ihrer Gewerksgenossen eigenmächtig bewirken zu wollen, die nur dem prüfenden Urteil der Behörde zusteht, welche jederzeit Untersuchung und Bestrafung des schuldigen Teils ungesäumt anordnet und auch hier schon angeordnet hatte. Dessenungeachtet erfolgte am Abend des 16. September in der zehnten Stunde ein Zusammenlauf von Gesellen auf dem Köllnischen Markt, welche mit Geschrei die Loslassung der Verhafteten verlangten. Diese Unordnung veranlaßte das Herzuströmen der Neugierigen in nicht geringer Menge, wodurch der ganze Schloßplatz gefüllt wurde. Schnell erschienen die Behörden, deren Amtspflicht das Einschreiten in solchen Momenten gebietet. Ihre einfache Ermahnung genügte, die Neugierigen zu zerstreuen. Einige der Unruhestifter und solche Personen, welche sich auf die geschehene Ermahnung nicht entfernten, wurden verhaftet, und um 11 Uhr war auch auf diesen Plätzen die völlige Ruhe zurückgekehrt, die schon in den angrenzenden Straßen und im ganzen übrigen Teile der Stadt nicht einen Augenblick war unterbrochen worden. Am 17. abends zwischen 7 und 8 Uhr lockte die Neugier, ob die gestrigen Vorgänge sich wiederholen würden, eine Menge Müßiggänger auf den Köllnischen Markt und den nahen Schloßplatz. Ohne ihr Erscheinen würde es kein Ruhestörer gewagt haben, sich heute zu zeigen; doch in der Menge versteckt, erlaubten sie sich ein unziemliches Geschrei und insultierten durch mehrfache Steinwürfe die Polizei und die Gendarmerie, die einen solchen Unfug nicht dulden durften und nun nach diesen geschehenen Tätlichkeiten, und da sie nicht anders zum Weichen zu bringen war, ohne weiteres die ganze Masse zerstreuen mußten; nur die Widersetzlichen zogen sich gefängliche Haft oder Verwundung zu durch flache Säbelhiebe, von denen in der Dunkelheit und im Gewühl manche scharf gefallen sein können. Um 10 Uhr war auch hier Ruhe und Ordnung hergestellt, die, so wie am vorigen Abend, in keinem andern Teile der Stadt auch nur auf Augenblicke gestört wurde."

Betrachten wir diese Darstellung näher, so ergibt sich uns ein eigentümliches Bild jener Tage: Ein Schneidergeselle wird verhaftet, weil seine Zunftgenossen ihn als Prediger der Unordnung denunzieren. Daraus nehmen Polizeibeamte Veranlassung, einige beliebige andere Schneidergesellen als arbeitslose Herumtreiber einzusperren, obgleich diese gar nicht arbeitslos und gar keine Herumtreiber waren.

Die Verhaftung ist der Funke, der ins Pulverfaß fällt. Berlin muß sein Revolutiönchen haben, wie alle anderen größeren Städte Deutschlands. Der längst erwartete Ausbruch findet jetzt statt und verpufft natürlich so jämmerlich, wie die ganze Farce begonnen hatte.

Tumultreich genug ging es übrigens an jenen Abenden in Berlin zu. Der Skandal war hinreichend groß, um sowohl der Bürgerschaft als der Regierung ernste Besorgnisse einzuflößen.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Der Zollverein.

(1834.)

Ach, deutscher Michel, freu' dich,
Jetzt kannst du lustig sein!
Wir haben uns nun leidlich
Geeint im Zollverein.

Man hat dich lang turbieret
Mit Maut und Zoll aufs best',
Den Sack dir visitieret
In jedem Rattennest.

Man zog dir aus die Hosen,
Ob nichts akzisbar drein,
Guckt gar in deinen Bloßen
Mit der Latern' hinein.

Das hat nun aufgehöret,
Du knöpfst die Jacke zu,
Kein Teufel mehr durchstöret
Dir Hosen, Hemd und Schuh.

O Deutschland, rost'ge Hechel!
Dein ewiges Geropf
Strich deinem guten Michel
Das beste Haar vom Kopf.

Jetzt kann er doch verschnaufen,
Geht er durchs deutsche Land:
Wir sind ein großer Haufen
Und kriegen nun Verstand.

Ach, wüchs' der nur ins Schaffen,
Daß gegen alle Feind'
Wir stünden in den Waffen
Also, wie hier vereint!

Mehr wolln wir heut nicht bitten,
Ob wir vom Ziel gar weit;
Gelitten und gestritten -
Hat alles seine Zeit.

(Anonym.)

Deutscher Patriot.

Was ist, ihr Herrn, ein deutscher Patriot?
An alle Fakultäten diese Frage - ? -
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage."

Was will, ihr Herrn, ein deutscher Patriot? -
„Für sich ein Ämtchen, Titelchen und Bändchen,
Für seine - ehelichen - Kinder Brot
Und legitime Fürsten für sein Ländchen."

Wie denkt, ihr Herrn, ein deutscher Patriot? -
„Wenn's hoch kommt, wie die Allgemeine Zeitung;
Vom Franzmann spricht er nur mit Haß und Spott
Und schwärmt für Preußens Gaslichts-Welt-Verbreitung."

Was kann, ihr Herrn, ein deutscher Patriot? -
„Rezepte, Akten und Kompendien machen,

Laut klagen über seines Volkes Not
Und heimlich in sein sichres Fäustchen lachen."

Hinaus zum Tempel, deutscher Patriot! -
- Eh du dich ins Sanktissimum geheuchelt,
Und eh dein Kuß, Judas Ischariot,
Die Freiheit, den Messias, rücklings meuchelt!!

Franz Dingelstedt.

Den 21. Juni 1826.

Die Sache wegen des Namens „Fräulein" wird sehr ernsthaft genommen. Alle Ministerien müssen ihr Gutachten darüber abgeben, man sucht eine Kabinettsorder, durch die der König den Gebrauch jenes Wortes schon früher für adlige Mamsells vorbehalten haben soll, kann sie aber nicht finden; wahrscheinlich verwechselt man damit einen Befehl, den allerdings der König einmal erlassen hat, daß auf den Komödienzetteln die versuchte Einschwärzung von „Fräulein" statt „Mlle." nicht fortdauern soll. Auch erinnert man sich, daß beim Einzuge der Kronprinzessin die 50 weißgekleideten Bürgermädchen in einem Aufsatze, den der Magistrat dem Könige eingereicht, Fräulein genannt waren, und gleich bei der ersten, der Tochter des Oberbürgermeisters Büsching, der König jenes Wort gestrichen und dafür „Demoiselle" hingesetzt, worauf denn freilich der Magistrat lieber jede Bezeichnung wegließ und gleich die Taufnamen anfangen ließ. Der Adel ist ordentlich in Bewegung, um diesen Sieg davonzutragen. Dagegen fehlt es nicht an andern Stimmen: Wie denn die Regierung es unternehmen dürfe, das Volk im Gebrauche seiner eignen Sprache zu hindern? Ob wir denn Chinesen werden und Sprachgebrauch, Gewohnheit und Sitte des Umgangs durch Gesetze bestimmt werden sollen? u. dgl. m. - Ganz in demselben Geiste will mir Herr General von Müffling zum Verbrechen machen, daß ich in meiner Biographie Blüchers nicht Armeekorps, Division, Reserve, Kavallerie usw., sondern Heerteil, Abteilung, Rückhalt, Reiterei usw. sage, jene Ausdrücke, bemerkt er bedeutend, seien von des Königs Majestät eingeführt oder angenommen, und niemand dürfe davon abgehen! Auch ziemlich chinesisch! - Noch ein Fall ähnlicher Art! Ein adliger Major in Preußen

schreibt an einen bürgerlichen Regierungsdirektor „Wohlgeboren", dieser, hierdurch verletzt, schreibt jenem ebenso zurück, und nun macht der adlige Offizier seinerseits Lärm; die Sache ist an das Staatsministerium gekommen. Der Justizminister hat geäußert, er finde nirgends eine gesetzliche Vorschrift, welche bestimme, daß einem Edelmann oder Offizier das „Hochwohlgeboren" gehöre, auch hier sei es bloßer Gebrauch, wie bei den höheren Staatsbeamten bürgerlichen Standes. Ein älteres Kurialien-Reglement in Mylius bestimmt, ein Minister und Generalleutnant erhalte das Prädikat Exzellenz, ein Generalmajor und Oberst aber Hochwohlgeboren; von den andern wird geschwiegen.

(Varnhagen, „Blätter aus der preußischen Geschichte".)

Friedrich Wilhelm IV.

Tschechs Attentat. Bis 1848.

Bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. nahm die öffentliche Unzufriedenheit noch stärkere Formen an. Schon die Berufung Hassenpflugs, des verhaßten hessischen Ministers, trug neuen Zündstoff zu dem alten Unwillen. Mit dem schlesischen Weberaufstand (1844) rückte zum erstenmal für Deutschland die soziale Frage in den Vordergrund der Debatte. 1844 kam es zu dem tschechschen Attentat, das bald in satirischen Spottversen besungen wurde. Die politische Lyrik, mit Herwegh und Dingelstedt, mit Saillet und Heine, verdrängte die harmlosere unpolitische Dichtkunst. 1847 kam es schon zu einer Hungerrevolte, zur sogenannten Berliner Kartoffelrevolution. In Bayern empörte sich das Volk gegen den Einfluß der Lola Montez, einer schönen, schottischen Abenteurerin, die sich als Kreolin einen romantischen Anstrich gab und den König beherrschte. Sicherlich war sie besser und amüsanter als ihr Ruf und hatte eine blendende Schönheit für sich ins Feld zu führen. Endlich bildet sie doch eine reizende Episode, ein echtes Stück Biedermeier in einer Zeit, die leider schon zu ernst war, um dafür noch das Verständnis aufzubringen.

Wie aber stand es mit der politischen Richtung des Königs? Man brachte in Berlin in Erfahrung, daß die Vorliebe Friedrich Wilhelms IV. für mittelalterliche Adelsprivilegien ihren Ausdruck in einer Kabinettsorder gefunden habe, welche jede Beschränkung der Patrimonialgerichtsbarkeit, dieses verhaßten Vorrechtes der Rittergutsbesitzer, untersagte. Das war schlimm genug, aber schlimmer war die Berufung eines Mannes, der gehaßt wurde wie wenige deutsche Staatsmänner, des früheren kurhessischen Ministers Hassenpflug nach Berlin an den höchsten Gerichtshof des Landes, zum Obertribunal.

Als das Gerücht von der Berufung sich zuerst verbreitete, wurde es kaum geglaubt. Das sei zu viel, das sei unmöglich, solch gehässiges Gerücht sei erfunden von Böswilligen, welche dem Könige seine Popularität erschüttern wollten! Und doch bestätigte sich diese unglaubliche Nachricht. Hassenpflug, der in ganz Deutschland den bösartigen Spott-

namen „von Haß und Fluch" trug, der Frömmler, Absolutist und Bureaukrat zugleich war, der als Hessischer Minister auf das gröbste die beschworene Verfassung verletzt hatte, wurde wirklich an das Obertribunal nach Berlin berufen, und zwar, obgleich er der jüngste Rat desselben war, mit doppeltem Gehalt. Die Kabinettsorder, welche seine Anstellung befahl, begründete diese durch die „bewährte Gesinnung" des allverhaßten Mannes.

Das Aufsehen, welches die Berufung Hassenpflugs in Berlin machte, ist schwer zu schildern. Es herrschte in der Residenz eine fast fieberhafte Aufregung, welche sich selbst in Kreise verpflanzte, die der Politik bisher unzugänglich gewesen waren. Was wußten die Berliner Handwerker, die selten einen Blick in die Zeitungen warfen, von Hassenpflug und seiner Vergangenheit? Der Name war ihnen ganz unbekannt; jetzt aber plötzlich erhielt er eine traurige Berühmtheit. Man erzählte merkwürdige Geschichtchen von dem neuen Obertribunalsrat, der fortan in Preußen das Recht wahren sollte, erfundene und nicht erfundene. Die meisten liefen darauf hinaus, daß die persönliche Ehrenhaftigkeit des Mannes von bewährter Gesinnung, seine Begriffe über die Befugnisse hoher Beamter, sich persönliche Vorteile durch ihr Amt zu verschaffen, stark verdächtigt wurde.

Es war damals die Zeit des Deutsch-Enthusiasmus; politische Verwickelungen, deren weitere Ausführung nicht unserer Spezialgeschichte angehört, ließen einen Krieg mit Frankreich befürchten. Man glaubte, daß die Franzosen Gelüste auf die Rheingrenze hätten, und das ganze deutsche Volk erhob einmütig seine Stimme, um von den Regierungen den kräftigsten Widerstand zu fordern. Das an und für sich ziemlich unbedeutende Beckersche Rheinlied:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,

wurde mit wahrem Enthusiasmus begrüßt, am freudigsten vom Volke Berlins, welches seine echt deutsche Gesinnung nie verleugnet hat.

In allen Gesellschaftskreisen wurde das Rheinlied gesungen, im Saale des reichen Bankiers ebensowohl als in der Handwerkerstube; man hörte es in den Bierkellern und auf den Straßen. Im Konzertsaale mußte es das Orchester auf Verlangen des Publikums, auf den

Höfen der Leierkaſten ſpielen. Dieſes allgemein geſungene und geſpielte Rheinlied benutzte der Berliner Witz zu einer Parodie. Folgendes Gedicht wurde plötzlich in vielen tauſend Abſchriften in Berlin verbreitet; bald war es in jedermanns Hand, und es wurde geſungen wie das Rheinlied

Wir wollen ihn nicht haben,
Den Herrn von Haſſenpflug,
Den eine Schar von Raben
Zu Preußens Adlern trug!

Scheinheiliger Geſpiele
Im frommen Knechtlingstroß
Der Rochow, Stolberg, Thiele,
Der Radowitz und Voß.

Den ſtets die Zwingherrn rufen,
Den ſtets das Volk verſchmäht,
Sei auch auf Thronesſtufen
Dein Richterſtuhl erhöht.

Wenngleich mit Kreuz und Bändern
Man ſchwarz und rot dich ſchmückt,
Du kannſt den Titel ändern,
Uns haſt du nicht berückt.

Solang uns Richter ſchützen,
Durch Mut und Geiſt erhellt,
Und frei im Rate ſitzen,
Der frei ſein Urteil fällt;

Solang ſtatt andrer Wehre
Ein Lied iſt unſer Schild,
Gefühl für Recht und Ehre
Uns für Verfaſſung gilt;

Geſchichte wird geſchrieben
Mit unentweihter Kraft,
Solang ein Mann geblieben
Aus Preußens Ritterſchaft:

So wollen wir nicht haben
Den Herrn von Haß und Fluch,
Den Holland, Heſſen, Schwaben
Verdammt mit einem Spruch!

Das Lied fand ſeinen Weg auch in das Königliche Schloß. König Friedrich Wilhelm IV. hörte von demſelben, er wollte es ſehen, leſen, der Miniſter von Rochow ſelbſt mußte es herbeiſchaffen. Der König las es; er war tief bewegt. „Dies iſt der erſte ſchmerzliche Tag meiner Regierung!" ſo ſoll er endlich ausgerufen haben.

Bisher hatte der König faſt nur von dem Jubel gehört, der alle ſeine Worte begleitete; er war ſtolz geweſen auf ſeine Volksbeliebtheit. Daß dieſe im Schwinden ſei, ahnte er nicht, denn ſeine höfiſchen Umgebungen hüteten ſich wohl, ihn von der Stimmung, welche in Berlin herrſchte, zu unterrichten. Das Haſſenpfluglied öffnete ihm plötzlich ſchmerzvoll die Augen.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Die ſchleſiſchen Weber.

Im düſtern Auge keine Träne,
Sie ſitzen am Webſtuhl und fletſchen die Zähne:
„Deutſchland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt -
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unſer Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groſchen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erſchießen läßt -
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falſchen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt –
Wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webſtuhl kracht,
Wir weben emſig Tag und Nacht –
Altdeutſchland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, und weben!"

Heinrich Heine.

Am Morgen des 26. Juli 1844 wollte König Friedrich Wilhelm IV. eine Reiſe nach Erdmannsdorf und von dort nach dem Bade Iſchl antreten. Der Tag der Abreiſe war dem Volke bekannt geworden, und wie es zu geſchehen pflegt, wenn die Berliner Tag und Stunde der Abreiſe Sr. Majeſtät vorher genau kennen, ſo hatte ſich auch an jenem Morgen ſchon in aller Frühe eine ſchauluſtige Menge im Schloßhofe verſammelt, um den König und die Königin zu ſehen.

Unter den Zuſchauern befand ſich ein älterer Mann, der den Nebenſtehenden dadurch auffiel, daß er trotz des warmen Sommertages einen weiten großen Mantel trug. Er ging unruhig im Schloßhofe auf und nieder. Mehrmals verſuchte er es, ſich durch die Menſchenmenge ſo nah als möglich nach der Stelle zu drängen, wo der königliche, bereits zur Abreiſe bepackte und angeſpannte Wagen ſtand. Obgleich er verſchiedene Male von den wachehabenden Krongardiſten fortgewieſen wurde, kehrte er doch ſtets wieder zur ſelben Stelle zurück.

Gegen 8 Uhr erſchien der König und die Königin. Die Königin kam zuerſt vom Schloſſe herab.

Nachdem die Königin in den Wagen geſtiegen war, folgte ihr der König, der eines der Fenſter herabließ. Der Wagen ſetzte ſich eben in Bewegung, da trat plötzlich jener ältliche Mann an das Wagenfenſter, er warf den Mantel zurück, mit einer Doppelpiſtole zielte er auf den König. Zwei Schüſſe fielen unmittelbar nacheinander.

Der erſte Schuß hatte den König getroffen, die Kugel war durch die zufälligerweiſe mehrfach übereinanderliegenden Falten des Man-

tels sowie durch den Überrock gedrungen, dadurch aber in ihrer Kraft geschwächt worden, so daß sie nur eine leichte Quetschung auf der Brust verursacht hatte. Die zweite Kugel war dicht über dem Haupte der Königin fort in das Holzgestell des Wagens geschlagen; wie es später hieß, hatte sie das Unterfutter des Hutes der Königin zerrissen.

Die unerhörte Tat erfüllte für einen Augenblick das umstehende Volk und die Wachen mit solchem Schrecken, daß alle starr standen, daß selbst der Krongardist und die Wachen nicht wußten, was sie tun sollten. Im nächsten Augenblick aber schon stürzten sich alle auf den Verbrecher, er wurde umringt, zu Boden gerissen und nach der Schloßwache geschleppt. Nur mit Mühe gelang es einigen ruhigen Männern, ihn vor den äußersten Mißhandlungen zu schützen.

Der König, der sich schnell von dem Schrecken erholt hatte, befahl dem Kutscher zuzufahren, die Equipage rollte aus dem Schloßhofe heraus. Vor dem Schloß jedoch befahl der König, zu halten; er fühlte, daß er unverletzt sei, und wünschte, daß dies noch vor seiner Abreise das Volk von Berlin erfahren sollte. Deshalb stand er im Wagen auf; mit großer Freundlichkeit begrüßte er das Volk, welches sich schnell versammelt hatte.

Nachdem der König auf diese Weise das Publikum beruhigt hatte, gab er den Befehl zum Weiterfahren, und schnell rollte der Wagen von dannen. Friedrich Wilhelm trat seine Reise an.

Die Nachricht von dem Attentat verbreitete sich in wenigen Stunden über die ganze Stadt hin bis in die entlegensten Straßen, und wie es nicht anders sein konnte, mit vielen Übertreibungen. Man erzählte, der König sei schwer getroffen, nur mit Aufbietung seiner letzten Kraft habe er, um das Volk zu beruhigen, sich diesem im Wagen gezeigt, dann sei er bewußtlos zusammengesunken; jetzt liege er zum Tode verwundet im Schlosse Schönhausen, dorthin habe man ihn auf einem Umwege gebracht, jeden Augenblick könne man seinen letzten Atemzug erwarten.

Um der Verbreitung falscher Gerüchte vorzubeugen, erließ das Staatsministerium noch an demselben Tage eine Proklamation, welche an die Straßenecken angeheftet wurde. Über den Attentäter selbst heißt es darin:

„Der Verbrecher wurde auf frischer Tat ergriffen und mit Mühe vor der Volkswut gesichert, der Wache abgeliefert, demnächst zum

Kriminalgefängnis abgeführt. Daſelbſt gab er ſich als der vormalige Bürgermeiſter Tſchech an und wurde als ſolcher anerkannt. Derſelbe iſt 56 Jahre alt, war früher Kaufmann, demnächſt mehrere Jahre Bürgermeiſter zu Storkow in der Kurmark und nahm im Jahre 1841, nach einer ſehr tadelnswerten Dienſtführung, ſeinen Abſchied. Seitdem hielt er ſich größtenteils in Berlin auf und ſuchte bei den Behörden um Anſtellung im Staatsdienſte nach, die ihm aber, da er aller Anſprüche entbehrte, nicht zuteil werden konnte; auch von des Königs Majeſtät wurde er mit dem gleichen Geſuch im vorigen Jahre zurückgewieſen. Er war als ein ſehr heftiger, im hohen Grade leidenſchaftlicher Mann bekannt.

Bei ſeiner erſten polizeilichen Vernehmung hat er ſich zu dem Attentate unbedingt bekannt und als den Grund der Freveltat die Abſicht angegeben, ſich wegen der ungerechten Zurückweiſung ſeiner Anſtellungsgeſuche zu rächen, zugleich aber ausdrücklich verſichert, daß er das Verbrechen aus eigenem, freiem Antriebe begangen und niemand ſeine Abſicht mitgeteilt habe. Die Kriminalunterſuchung iſt ſofort eingeleitet."

Eine fieberhafte Aufregung herrſchte am 26. Juli 1844 in Berlin. Auf allen Straßen und freien Plätzen ſah man dicht gedrängte Gruppen von Menſchen, welche ſich um irgendeinen Erzähler ſcharten, der etwas Näheres über den Vorfall und über die Perſon des Mörders wußte oder wiſſen wollte.

Ein Attentat auf die geheiligte Perſon des Königs! Wer hätte in Berlin je an ein ſolches Verbrechen, welches bisher unerhört in der preußiſchen Geſchichte war, gedacht! Die alte, faſt eingeſchlummerte Liebe zum Könige erwachte von neuem mit ganzer Kraft. Überall in den auf den Straßen zuſammengelaufenen Volkshaufen hörte man Verwünſchungen gegen den Mörder und ſo feurige Lobpreiſungen des Königs, daß man ſich in die ſchönſte Zeit des Jahres 1840 zurückverſetzt glauben konnte.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geſchichte".)

Tſchechs Attentat.

(26. Juli 1844.)

Wer war wohl je ſo frech,
Als der Bürgermeiſter Tſchech?
Denn er ſchoß ein ganz klein wenig

Vorbei an unſerm guten König.
Ihm ging's durch'n Mantel
Ihr ging's durch'n Hut,

*

Dunker hat es gleich erraten,
Daß er wollte attentaten,
Als er kam ſo grau bemäntelt
Über'n Schloßplatz her gewentelt.

*

Und er ſchoß in blinder Wut
Unſerer Königin durch den Hut,
Der verfluchte Attentäter,
Königsmörder, Hochverräter.

*

Wir kamen ſo bei einem Haar
Um unſer edles Königspaar.
Hieraus nun jedermann erſieht:
Trau' keinem Bürgermeiſter nicht!
uſw.
(wurde in vielen Variationen geſungen.)

An Karl Buchner.

London, 12. Februar 1848.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich eine Antwort auf Ihre lieben beiden Briefe! Sie ſind gut und nachſichtig, daß Sie die Schreibfaulheit eines Vielbeſchäftigten ſo mild beurteilen und durch ſo angenehme Aufregungsmittel, wie zweite Briefe nach unbeantworteten erſten es ſind, zu kurieren ſuchen. Dafür (wie für alles andere, was Sie Ihren Freunden lieb und teuer macht) ſoll Ihnen der liebe Gott heute auch einen frohen, glücklichen Geburtstag ins Haus ſtiften, dem bis zum 12. Febr. 49 ein ganzes glückliches Lebensjahr folgen möge. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und werde heute abend einer Flaſche Sherry auf Ihr Wohl den Hals brechen. Einſam mit Ida! Das iſt nun wohl ein angenehmes Trinken, zumal ich mich quantitativ ſehr gut dabei ſtehe – eine Flaſche Rheinwein in Ihrem Kreiſe wäre mir aber doch noch lieber! Ida müßte aber auch dabei ſein . . . .

Nun hab' ich ſchon ſo viel von andern geſchwätzt und noch kaum von mir ſelbſt. Und doch hab' ich das Wichtige zu vermelden, daß ich England (ſo gut wie ſicher) bald ſchon verlaſſen und mit meiner Familie (die lawinengleich bei jedem neuen Umſchwunge ein Stück angeſetzt hat) nach Amerika gehen werde! Der Schritt wird mir ſchwer, Gott weiß es, und doch iſt er notwendig! Details ſchreibt Ida – hier nur ſo viel, daß ich hier, bei gänzlichem Dranſetzen aller meiner Zeit und aller meiner Kraft, doch nicht einmal des Lebens Notdurft verdienen kann, auch keine Ausſicht habe, je etwas Genügendes in England zu finden. Dagegen wollen mir meine amerikaniſchen Freunde (den guten Longfellow, auch einen Siebengebirgler von damals, an der Spitze) einen geiſtigen, mir in jeder Hinſicht kongenialen Wirkungskreis verſchaffen, der mich überdies in alle Wege pekuniär ſicherſtellt. Dieſe Anträge, nobel und würdig geſtellt, trafen, ohne allen Anlaß von meiner Seite, gerade ein, als hier auch das letzte Ankerſeil riß! So ſei es denn! Im Mai oder Juni iſt Deutſchland, iſt Europa transatlantiſch für uns geworden! Wie geſagt, das Herz blutet mir bei dieſem Immerweiterziehen – aber es muß ſein, und Gott wird helfen! Nächſtens mehr über dieſe Plane, die Sie einſtweilen noch nicht in die Öffentlichkeit wollen gelangen laſſen.

In Italien geht es ja prächtig jetzt! Erſt die Schweiz, nun Neapel – wo die Revolution auftritt, da ſiegt ſie! Wäre nur auch erſt Deutſchland ſo weit. Ohne Revolution geht's nicht. Mit ihr – ça ira!

Schreiben Sie doch bald wieder! Wir ſind ja bald um ein gut Stück Weges weiter voneinander.

(Wilhelm Buchner, „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen".)

Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters.

Weib, gib mir Deckel, Spieß und Mantel,
Der Dienſt geht los, ich muß hinaus.
Noch einen Schluck .... Adies, Mariandel!
Ich hüt' die Stadt, hüt' du das Haus!
Nun ſchrei' ich wieder wie beſeſſen,
Was ſie nicht zu verſtehen wagen,
Und was ſie alle Tag' vergeſſen:
Uht! Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen!

Schnarcht ruhig fort in euren Nestern
Und habt auf mein Gekreisch nicht acht!
Die Welt ist akkurat wie gestern,
Die Nacht so schwarz wie alle Nacht.
Auch welche Zeit will niemand wissen;
's gibt keine Zeit in unsern Tagen.
Duckt euch nur in die warmen Kissen,
Die Glocke, die hat nichts geschlagen!

Laß keiner sich im Schlaf berücken
Vom (vulgo Zeitgeist) Antichrist,
Und sollte wen ein Älplein drücken,
Dankt Gott, daß es nichts Ärgres ist!
Das Murren, Meistern, Zerrn und Zanken,
Das Träumen tut es freilich nicht,
Drum schluckt sie 'runter, die Gedanken,
Bewacht das Feuer und das Licht!

Auch wackelt nicht im bösen Willen
An eurem Bett und räkelt nicht,
Die Zipfelmütze zieht im stillen
Zufrieden übers Angesicht.
Der Hund im Stall, der Mann beim Weibe,
Die Magd beim Knecht, wie Recht und Pflicht,
So ruht und rührt euch nicht beileibe,
Auf daß der Stadt kein Schad' geschicht!

Und wann die Nacht wie alle Nächte
Vollendet hat den trägen Lauf,
Dann steigt, doch stets zuerst das rechte
Bein aus den Federn, sittsam auf!
Labt euch an dem Zichorientranke
Und tretet eure Mühlen gern,
Freut euch des Lebens voller Danke
Und lobt, nächst Gott, den Landesherrn!

Franz Dingelstedt.

Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris.

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?"

Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Köllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief am Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Uberkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren:
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende die ganze Zensur.

Heinrich Heine.

An Georg Herwegh.

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zunichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren. - Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

Heinrich Heine.

(Königsberg,) den 4. Dezember 1842.

Mein bester Schatz!

Ich komme hier kaum zur Vernunft, zur Gesundheit gar nicht. Glaube mir, ich werde froh sein, wenn ich wieder ein paar Tage ruhig bei Dir zubringen kann. Daß es nur ein paar Tage sind! Daß man erst die verfluchten Pfaffen und tausend andere Geschichten nötig hat, um sich heiraten zu dürfen. Warum soll ich Dich nicht gleich mit mir nehmen? Ist auch Verstand darin? Es wird keine zehn, keine drei Jahre mehr dauern, und es wird eine Menge kleiner Gemeinden geben, die offen ihren Austritt aus dem Christentum und Judentum erklären werden und, da sie nicht länger Heuchler sein wollen, Taufe, Abendmahl und kirchliche Ehe abschwören. Ich kenne z. B. hier schon die Menschen, die das in kürzester Frist zu tun entschlossen sind.

Vorgestern fand mir zu Ehren und zum Schrecken des hiesigen

Oberpräsidenten, der in allem Ernste glaubte, sein Schloß solle gestürmt werden, ein großes Festmahl (von zirka 150 Personen; soviel eben Platz hatten) statt, an dem anfänglich auch die Frauen teilnehmen sollten und wollten, was jedoch später unterblieb.

Verse und Prosa die Menge, im ganzen ein guter Geist und der Philister hingerissen. Crelinger begrüßte mich mit einer guten, furibunden Rede, Professor Lengerke mit einem Gedichte. Die Musikanten in königlicher Uniform spielten die Marseillaise, und die Patrioten sind sehr zufrieden. Es soll dies das erste politische Diner gewesen sein, und als solches ist es wirklich gut ausgefallen. Die Polizei hat Respekt bekommen und befohlen, während meiner Anwesenheit niemand zu arretieren, wenn es auch Exzesse geben sollte. Auch Dein Schatz hielt eine Rede und trug die Lerche vor; man war höchlich erbaut und begeistert. Auf Dich fielen gleichfalls Toaste: den besten lege ich Dir bei und habe Auftrag, Dich von dem Verfasser bestens zu grüßen. Wie es mich freut, daß man überall auch Deiner gedenkt! Tausenderlei Gerüchte zirkulieren nun natürlich über dieses Diner. Jacobi brachte einen Toast auf den Bund der freien Männer, und nun wollen die Esel schon von einer geheimen Verbindung etwas wissen.

In Danzig finde ich hoffentlich einen Brief von Dir poste restante vor. Morgen will ich an die See. Mittwoch reise ich von hier ab und bin Samstag in Stettin, wo ich ebenfalls einen Brief vorzufinden hoffe, poste restante. Vielleicht schreibe ich Dir Mittwoch noch einmal von hier aus, jedenfalls aber von Stettin, um Dir den Tag meiner Ankunft in Berlin zu melden. Von Zürich habe ich Briefe erhalten, noch enthalten dieselben aber keine Antwort auf meinen letzten Brief, denn sie sind zehn Tage unterwegs geblieben. Allerlei Vermutungen dagegen und Anspielungen.

Laß mich in Danzig und Stettin nicht vergebens nach einem Brief fragen.

Bleibe mir gut, behalte mich lieb!

Grüße alle!

Dein Georg.

Sonntag früh. Kann ich besseren Gottesdienst halten, als Dir schreiben?

(„Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut.")

Das Lied vom Haſſe.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenrot entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein Jüngſt Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laß uns keck erfaſſen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen.

Wer noch ein Herz beſitzt, dem ſoll's
Im Haſſe nur ſich rühren;
Allüberall iſt dürres Holz,
Um unſre Glut zu ſchüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutſchen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich haſſen!"

Bekämpfet ſie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unſer Haß
Als unſre Liebe werden.
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Georg Herwegh.

Ergebung.

Und wollten ſie mein Aug' auch blenden,
Verfinſtert drum die Sonne ſich?
Und wenn ſie mich zum Kerker ſenden –
Die Freiheit ſiegt, auch ohne mich.

Und wenn ſie mir die Hand auch binden,
Weil ſie die Feder ſchwang als Schwert –
Es wird ſich Hand und Feder finden,
Solang ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob ſich auch in Finſterniſſen
Mein Wort, des Gotteshauch verlor –
Den einen Ton wird man nicht miſſen
Im tauſendſtimmigen Donnerchor.

Nicht wird ſofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil ihr mit tölpelhaften Händen
Erſchluget eine Nachtigall.

Friedrich von Sallet.

Im April 1847 hatte die Not der arbeitenden Klaſſe den Kulminationspunkt erreicht. Obgleich die Regierung eifrig beſtrebt war, kräftige Maßregeln zur Linderung des herrſchenden Elends zu ergreifen, gelang ihr dies doch nicht.

Mit jedem Markttage wurde die Stimmung der Arbeiter bedrohlicher, es gab oft heftige Wortwechſel zwiſchen Käufern und Verkäufern, bei denen die ihrer Zungen- und Schimpffertigkeit wegen ſeit alters her berühmten Hökerinnen in dem Glauben an den Schutz der Polizei häufig genug die hungernden Käufer, die um den Preis der Kartoffeln handeln wollten, frech verhöhnten. War einmal der Markt ſchwächer als gewöhnlich durch auswärtige Verkäufer beſucht, dann benutzten die Hökerinnen ſofort den glücklichen Umſtand zu einer plötzlichen Steigerung des Preiſes, und ſie wurden dabei getreulich durch die Bauern unterſtützt, welche natürlich für ihre Kartoffeln ſo hohe Preiſe als irgend möglich zu erzielen ſuchten.

So geschah es auch am 21. April auf dem Gendarmenmarkt. Eine Hökerin, welche beim Beginn des Marktes noch die Metze Kartoffeln mit 3 Silbergroschen verkauft hatte, schlug plötzlich den Preis bis zu 4 Silbergroschen auf. Ihr Beispiel fand bei den nächstsitzenden Bauern sofort Nachahmung.

Ein wilder Tumult erhob sich. Der unerschwingliche Preis erregte den tiefsten Unwillen der Käufer, die Kartoffeln haben mußten, um die Kinder zu Hause zu sättigen, und sie doch nicht bezahlen konnten. Anfangs gab es nur Schimpf- und Drohreden, die von den Hökerinnen und Bauern derb erwidert wurden, dann aber riß den Arbeiterfrauen, die an ihre hungernden Kinder dachten, der zu straff gezogene Faden der Geduld. Eine Frau war es, die zuerst das Signal zur Gewalttat gab; mit einem scharfen Messer schnitt sie einen der zum Verkauf ausgestellten Kartoffelsäcke auf, die Kartoffeln rollten auf den Boden, und sofort warf sich jubelnd und schreiend die Menge über dieselben. Jeder suchte zusammenzuraffen, was er finden konnte, niemand dachte mehr ans Bezahlen.

Die Verkäufer schimpften und tobten, sie versuchten, ihr Eigentum zu retten, aber sie wurden zurückgestoßen und mißhandelt.

Wer dachte jetzt noch an das Kaufen! die Kartoffelsäcke und Brotschragen wurden geplündert, und die ohnmächtige Marktpolizei mußte tatenlos zuschauen; denn die wenigen Polizisten vermochten nichts gegen die wütende Menge auszurichten.

Männer, Frauen und Kinder beteiligten sich mit gleicher Energie bei dem Raubwerk, ja die Frauen waren am kühnsten und rücksichtslosesten.

Auf dem Molkenmarkt hatten sich zu gleicher Zeit ähnliche Exzesse zugetragen. War es infolge einer Verabredung geschehen? Schwerlich! Dieselbe Ursache hatte an verschiedenen Orten dieselbe Folge gehabt.

Mit der Plünderung auf den Märkten war der Skandal nicht beendet, er begann mit derselben vielmehr erst. Die Arbeiter rotteten sich zusammen. Eine wilde Schar, welche zum großen Teil aus Weibern bestand, zog durch die Straßen, um die Bäcker- und Fleischerläden zu plündern. Jenes hauptstädtische Diebsgesindel, welches sich sonst am Tage in seinen Schlupfwinkeln zu verbergen pflegt und nur in den entlegensten Vorstädten haust, ergriff freudig die Gelegenheit, um Beute

zu machen. Es verband sich mit den vom bittren Hunger zum Verbrechen Getriebenen, und wo diese nur Brot und Fleisch für die Kinder daheim raubten, stürmten jene die Konditor- und Zigarrenläden. Geld war ihnen lieber als Ware, sie erbrachen die Ladenkassen in einzelnen Geschäften.

Erst spät am Abend gelang es dem energischen Einschreiten der Polizei, die Ruhe wiederherzustellen.

Schon früh am Morgen des 22. April wiederholten sich die Straßenskandale in verstärktem Maße. Aus den Vorstädten zogen singend und jubelnd große Massen zerlumpten Gesindels nach dem Alexanderplatz, wo Markt abgehalten werden sollte. „Wir wollen nach der Revolution!" schrien sie den Arbeitern zu, die ihnen auf der Straße begegneten, und forderten sie zur Teilnahme auf.

„Nach der Revolution!" Dies war das Losungswort an jenem Tage. Der Polizeipräsident und die städtischen Behörden hatten Proklamationen erlassen, in welchen sie mit ernst mahnenden Worten das Volk von Berlin zur Aufrechterhaltung der Gesetze aufforderten und darauf hinwiesen, daß die Gewalttaten nur dazu dienen könnten, die Verkäufer von den Märkten fernzuhalten und dadurch die Preise zu erhöhen. Alle solche Ermahnungen aber waren fruchtlos.

Was fragten die Hungernden nach dem Gesetze? Die Leidenschaft machte sie blind, und das Diebsgesindel, welche sich ihnen angeschlossen hatte, welches am zweiten Tage der sogenannten Kartoffelrevolution den Hauptbestandteil der Ruhestörer ausmachte, war naturgemäß jeder Ermahnung unzugänglich.

Auf dem Alexanderplatze wiederholten sich die Szenen des gestrigen Tages. Der Aufruhr gewann sogar einen so gefährlichen Charakter, daß die Ladenbesitzer in vielen benachbarten Straßen die Geschäfte schlossen und die Türen verrammelten, um sich vor Überfällen zu sichern. Den Bäckern nutzte dies nichts, denn ihre Läden wurden trotzdem erstürmt, auch einige andere Geschäftslokale wurden geplündert.

Der Tumult gewann eine solche Ausdehnung, daß Militär einschreiten und die Königsstraße sperren mußte. Während dies aber hier geschah, wurden in anderen Stadtgegenden die Läden ungestört geplündert. Zwar gelang es den immer schnell zum Schutze herbeieilenden Militärpatrouillen, eine große Anzahl von Verhaftungen zu bewirken,

aber das bedrohte Eigentum der unglücklichen Bäcker und Schlächter vermochten sie nur in seltenen Fällen zu retten; es war geraubt, ehe sie kamen.

Auch am folgenden Tage, dem 23. April, würde sich der Tumult wiederholt haben, denn wieder kamen die Vorstädter in dichten Scharen zu den Toren herein, sie fanden die Stadt aber so vollständig von Militär besetzt, daß sie keine Plünderung wagen durften. Die ganze Garnison war aufgeboten und nach einem durchdachten Plan über die Stadt so verbreitet worden, daß überall im Augenblick jeder Angriff abgeschlagen werden konnte. Es war dies um so leichter möglich geworden, als die Exzedenten von der Bürgerschaft naturgemäß nicht die geringste Unterstützung erhielten.

Auch die Dörfer in der Nähe Berlins wurden durch Militär geschützt, denn man hatte in Erfahrung gebracht, daß sich ein Haufen des hauptstädtischen Gesindels zu einem Raubzuge auf das Land begeben wollte. Alle Maßregeln waren mit solcher Umsicht getroffen worden, daß sogar auf dem Neuen Markte der Wochenmarkt ungestört abgehalten werden konnte. Die städtischen Behörden ließen dort eine bedeutende Quantität Kartoffeln für den Preis von $2^1/_2$ Silbergroschen die Metze verkaufen. Natürlich erhielt jeder einzelne Käufer nur so viel, als eben zum Familienbedarf notwendig war, denn die Höker sollten nicht zu einem gewinnbringenden Geschäft herangelockt werden.

Die Kartoffelrevolution, diesen Namen hat der unglückliche Aufstand des Proletariats in der Berliner Geschichte erhalten, war mit dem 22. April beendet. Sie hatte nicht den geringsten politischen Hintergrund und dennoch eine Bedeutung, denn sie zeigte, daß in der sonst so ruhigen Stadt Berlin der günstige Moment einen Sturm erzeugen konnte. Ein zusammengelaufener Volkshaufen vermochte zwei Tage lang die Hauptstadt in Schrecken zu setzen, obwohl er ohne Halt in der Bürgerschaft dastand. Was war zu erwarten, wenn die Bürgerschaft sich dem Aufstande anschlösse? Das sollte die Zukunft bald lehren.

(Adolph Streckfuß, „500 Jahre Berliner Geschichte".)

Benutzte Literatur.

Alexis, Willibald, Erinnerungen. Herausgeg. von M. Ewert. Berlin 1905.

Alexis, Willibald, Wiener Bilder. Leipzig 1833.

Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft. Auf ausdrücklichen hohen Befehl. Halle 1824.

Badt, B., Rahel und ihre Zeit. München 1912.

Bähr, Otto, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze. 2. Aufl. Leipzig 1886. Fr. Wilh. Grunow.

Bauer, Karoline, Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen. Herausgeg. von A. Wellmer. 2. Aufl. Berlin 1876.

Berlin, wie es ist. Berlin 1827, 1831.

Aus dem Leben T. v. Bernhardis. 9 Bände. Leipzig 1893–1906. S. Hirzel.

Beurmann, Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt. Stuttgart 1837.

Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwölf Bänden. Herausgeg. von Ludwig Geiger u. a. m. Berlin 1911 ff.

Buchner, Wilhelm, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882, Schauenburg.

Cserna, Paul, Reiseleid-Reisescheu anno dazumal. Wien 1909. A. Hartleben.

Curtius, Ernst, Ein Lebensbild in Briefen. Herausgeg. von Friedrich Curtius. Berlin 1903. Julius Springer.

Dronke, Ernst, Berlin. Frankfurt a. M. 1846.

Ebertÿ, Felix, Jugenderinnerungen eines alten Berliners. Berlin 1878. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Eilers, Gerd, Meine Wanderung durchs Leben. Leipzig 1856–61. Brockhaus.

Erk, Ludwig, Deutscher Liederhort. Berlin 1856.

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner philosophischen Charakterentwickelung dargestellt von Karl Grün. Leipzig 1874. C. F. Winter.

Fontane, Theodor, Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. 3. Aufl. Berlin-Dahlem 1898. F. Fontane & Co.

Förster, B., Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgeg. von ihrem Sohn. Berlin 1889. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Fouqué, Caroline Baronin de la Motte-, Briefe über Berlin. Berlin 1821.

Zeitschrift „Der Freimüthige". Berlin 1839–40.

Freytag, Gustav, Erinnerungen aus meinem Leben = Gesammelte Werke, Band I. Leipzig 1887. S. Hirzel.

Geiger, Ludwig, Aus Adolph Stahrs Nachlaß. Oldenburg 1903. Schultzesche Hofbuchhdlg.

Geiger, Ludwig, Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke. Frankfurt a. M. 1902. Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Görres, J., Teutschland und die Revolution. Coblenz 1819.

Gräffer, Franz, Kleine Wiener Memoiren. Wien 1845.

Grillparzers Briefe und Tagebücher. Herausgeg. von C. Glossy und A. Sauer. Stuttgart 1903. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachfolger.

Gutzkow, Karl, Aus der Knabenzeit. (Gutzkows Werke. Herausgeg. von Reinhold Gensel. Goldene Klassiker-Bibliothek.)

Heine, Heinrich, Werke. Hamburg 1861-69.

Hensel, S., Die Familie Mendelssohn 1729-1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Berlin, Georg Reimer.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Herausgeg. unter Mitwirkung von Victor Fleury und C. Haußmann von Marcel Herwegh. Stuttgart 1906. Robert Lutz.

Jacoby, Joel, Bilder und Zustände aus Berlin. Altenburg 1833.

Kapp, August, Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp. Leipzig 1876. O. Wigand.

Kern, G. J., Carl Blechen, sein Leben und seine Werke. Berlin 1911. Cassierer.

Kerner, Theobald, Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Stuttgart 1897. Deutsche Verlagsanstalt.

Kühne, F. Gustav, Porträts und Silhouetten. Hannover 1842.

Lagarde, Paul de, Erinnerungen an Friedrich Rückert. Göttingen 1886. Dieterichsche Universitätsbuchhdlg.

Laube, Heinrich, Ausgewählte Werke. Herausgeg. von H. H. Houben. Leipzig, Hesse & Becker.

Lenz, Ludwig, und Ludwig Eichler, Berlin und die Berliner. Berlin 1840-42.

Leo, Heinrich, Aus meiner Jugendzeit. Gotha 1880. F. A. Perthes.

Löbell, J. S., Berlin und Hamburg. Breslau 1836.

Marggraff, Hermann, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche. Leipzig 1839.

Meißner, A., Geschichte meines Lebens. 3. Aufl. Teschen (Schlesien) 1884. Karl Prochaska.

Menzel, Konrad, Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Bielefeld 1877. Velhagen & Klasing.

Moltke. - Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen Moltke. Band I (Zur Lebensgeschichte) 1892. Band IV (Briefe an seine Mutter und an seine Brüder Adolf und Ludwig) 1891. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Band VI (Helmut von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau). Stuttgart 1892. Deutsche Verlagsanstalt.

Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgeg. von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin 1904. O. Elsner.

Mundt, Theodor, Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin 1835. Veit & Co.

Aante Strumpfs hinterlaſſene Papiere. Berlin 1838-39.
Jugenderinnerungen von Guſtav Parthey. Berlin 1871.
Auguſt von Platens Tagebücher, herausgeg. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Stuttgart 1896-1900. J. G. Cottaſche Buchhdlg. Nachfolger.
Pückler-Muskau, Fürſt Hermann v., Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch, geſchrieben in den Jahren 1828-29. Stuttgart 1846.
Putlitz, Guſtav zu, Karl Immermann, ſein Leben und ſeine Werke. Berlin 1870.
Rahel. Ein Buch des Angedenkens für ihre Freunde. Berlin 1834.
Rellſtab, L., Aus meinem Leben. Berlin 1861.
Reuter, Fritz, Ut mine Feſtungstid. (Werke, Goldene Klaſſiker-Bibliothek.)
Ruge, Arnold, Aus früherer Zeit. Berlin 1862-67. F. Duncker.
Saß, Friedrich, Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung. Leipzig 1846.
Adolf Friedrich Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3. Aufl. Stuttgart 1894. Deutſche Verlagsanſtalt.
Schaden, Adolph von, Berlins Licht- und Schattenſeiten. Deſſau 1822.
Aus Schellings Leben. In Briefen. Von G. L. Plitt. Leipzig 1869-70.
Stahr, Adolph, Aus der Jugendzeit. 2. Aufl. Prenzlau. C. Vincent.
Streckfuß, Adolph, 500 Jahre Berliner Geſchichte. Vom Fiſcherdorf zur Weltſtadt. Geſchichte und Sage. Herausgeg. von Leo Fernbach. Berlin 1900. Albert Goldſchmidt.
Streckfuß, Karl, Der Preußen Huldigungsfeſt. Berlin 1840.
Varnhagen von Enſe, K. A., Blätter aus der preußiſchen Geſchichte. Leipzig 1868-69.
Varnhagen von Enſe, K. A., Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. 3. Aufl. Leipzig 1876.
Voß, Julius von, Der Strahlower Fiſchzug. Berlin 1822.
Walesrode, Gloſſen und Randzeichnungen. Königsberg 1842. H. L. Voigt.
Weyl, Dr. L., Rebbenhagen auf dem Berliner Corſo. Ein Genrebild. Berlin 1845.
Wien und die Wiener. Mit Beiträgen von Adalbert Stifter und anderen. Peſt 1844.
Wien, wie es iſt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Eduard Forſtmann. Leipzig 1827.
Wienbarg, L., Äſthetiſche Feldzüge. Hamburg 1834.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch. Die Kultur 37

Biedermeier in seinen vier Pfählen. Leben in Haus, Garten und Gesellschaft 39

Biedermeier geht aus. Konditoreien, Restaurants, Gartenlokale 60

Vergnügungen des Alltags. Tänze, Tanzlokale, Konzertlokale 69

Volksfeste und Straßenszenen. Weihnachtsmarkt, Schützenfest, Stralauer Fischzug 84

Der Hof 108

Wien und die Wiener 126

Thalia. Theater, Schauspieler, Schauspielerinnen 148

Terpsichore. Oper, Ballett, Tänzerinnen 169

Musik 175

Dichterprofile 188

Malerei und Plastik 219

Die Mode. Kleidung und Luxus 230

Literarische Kleinkunst. Gedichte, Orakelpuppen, Stammbücher 240

Post und Reisen 270

Die Cholera und der Aberglaube 281

Das erwachende soziale Gewissen 289

Kirche und Schule. Religion, Mystik, Erziehung 301

Zweites Buch. Das politische Leben 317

Turner und Burschenschafter. Zustände nach 1815, Jahn und Sand 319

Demagogenverfolgung 354

Die Presse. Zensur, Das Junge Deutschland 365

Erste Sturmzeichen. Griechenversammlungen, Julirevolution, Schneiderrevolution 384

Friedrich Wilhelm IV. Tschechs Attentat. Bis 1848 . . . 395

Benutzte Literatur 413

S. 143 Wien > Küss die Hand

DONGS SCHÖN-DOCHEREI

S. 183 Beethoven (Rellstab)

S. 189 Goethe > Weltliteratur

S. 199 Heine (Laube)

S. 214 Charlotte Stieglitz

S. 272 Byron

S. 387 Ludwig Wienbarg

St. Michael's College
Library

PHONE RENEWALS

D
7
67

Borchardt

Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit

DD
67
.B67